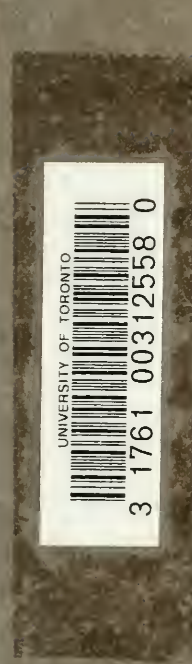
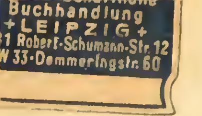

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00312558 0


Buchhandlung
+LEIPZIG+
Robert-Schumann-Str. 12
W 33-Demmeringstr. 60

Karl Nötzel, Das heutige Russland





Tolstoi als Artillerie-Offizier (1855).

Das heutige Russland

Eine Einführung in das heutige Russland an der Hand von Tolstois Leben und Werken

von

Karl Nötzel

Erster Teil

1 · 9 · 1 · 5

Georg Müller München und Leipzig


LIBRARY
AUG 26 1969
UNIVERSITY OF TORONTO

VORWORT

Ein abschliessendes Buch über Tolstoi geschrieben zu haben, bilde ich mir nicht ein. Ich halte nur eine eingehende Auseinandersetzung mit ihm für uns Deutsche jetzt schon geboten und machte mich selber an diese Aufgabe, da kein Berufenerer sie in Angriff nahm, weil ich ein halbes Menschenleben in Russland zugebracht habe, weil ich das russische Volk von jeher liebte, und vor allem wohl, weil auch ich einst in Russland jenes Grausen empfand im Angesichte der Kinder des armen Volkes, dem Tolstoi so einzigartigen Ausdruck verlieh: jene grausige Erkenntnis dessen, dass hier unausdenkbare menschliche Möglichkeiten zugrunde gehen für immer, weil niemandem etwas daran gelegen ist, dass dem nicht so sei. Dieses Grausen hat mich nie wieder verlassen. Ich möchte annehmen: der Wunsch, mich von ihm zu befreien, trieb mich an, dieses Buch zu schreiben, ich möchte dies annehmen, wenn ich nicht längst schon in diesem Grausen wertvollsten Besitz für immer verehren würde für mich.

Bevor ich dieses Buch schrieb, habe ich alles gelesen, was Tolstoi selber geschrieben hat, soweit es bis jetzt veröffentlicht ward, alles, was mir zugänglich war an Erinnerungen in ihn, — und nichts von dem, was über ihn geschrieben wurde.

Ich habe ausschliesslich russische Texte eingesehen, niemals eine Uebersetzung vor Augen gehabt, und auch alle eingefügten Textstellen selber ins Deutsche übertragen. Da ich der

Ueberzeugung bin, dass es letzten Endes überhaupt unmöglich ist, einen Dichter aus einer Sprache in eine andere zu übertragen (jede Sprache stellt ja nur die Deutungsmöglichkeit dar für eine ganz bestimmte Empfindungsart), so habe ich mich wenigstens an die Eigentümlichkeiten des Originals gehalten, denen der Uebersetzer gerecht werden kann: so habe ich überall da, wo Tolstois Worte eine klare, eindeutige Bedeutung haben, sie wörtlich übersetzt ohne Rücksicht darauf, ob dieser Ausdruck gerade an dieser Stelle uns fremdartig erscheint. Ferner habe ich dieselben Worte immer gleich übersetzt, das heisst alle Wiederholungen des Originals übernommen — und Tolstoi ist in dieser Hinsicht durchaus nicht ängstlich. Schliesslich bin ich auch dem Satzbau Tolstois nach Möglichkeit treu geblieben, wenn der sich auch manchmal, namentlich in Briefen und Tagebüchern, bis zum Verleugnen jeden selbständigen Knochengerüstes dem Gedanken anschmiegt. Ich habe dabei den eingefügten Uebersetzungen eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet, weil mich die Absicht leitete, hier ein — leider ausserordentlich notwendiges — Vorbild zu geben.

Pasing, im Oktober 1913.

Karl Nötzel.

INHALTSVERZEICHNIS

II. BUCH

Tolstois Jugendjahre (1828—1848)

III. BUCH

Tolstois Lehrjahre (1848—1862)

nende Haltung ihr gegenüber. — Tolstois sozialer Pessimismus. — Der „Morgen eines Gutsbesitzers", als Tolstois Bekenntnis seiner nunmehrigen Auffassung des russischen Bauern. Diese Auffassung selber als Grundlage von Tolstois späteren Lehren. — Der Panslavismus. — Tolstois Stellung zu ihm. — Tolstois Missverkennen des geistigen Westeuropas als eine der Ursachen seines Hanges zum Panslavismus. — Tolstoi als Entdecker der russischen Volksseele. — Tolstois inneres Unbehagen als normale Reaktion auf russische Verhältnisse: Die Unmöglichkeit innerer Harmonie für einen Russen. — Die Mission des russischen Bauern. — Einfluss des Schriftstellertums auf Tolstois Charakter: Sein eigenes Urteil darüber. — Tolstois Wortsicherheit. — Sein Positivismus. — Seine damalige Weltanschauung nach der „Beichte". — Seine vermutlich wirkliche Weltanschauung damals. — Sein Vernunftglaube. — Der intuitive Mensch in Tolstoi, und der Rationalist in ihm. — Die Teilung der russischen Gesellschaft in Panslavisten und Westler: Tolstoi beides. — Tolstois Erstlingserfolge. — Der „Zeitgenosse" und sein Kreis. — Bjelinsky und die kritische Propaganda. — Bjelinsky als typischer Intelligent. (Der praktische Idealismus des Intelligenten und sein metaphysischer Materialismus.) — Intelligentenzüge bei Tolstoi. — Sein Nichteinverstandensein mit den Schriftstellergenossen. Zusammenstösse mit Turgenjeff. — Tolstois damaliges äusseres Leben in Petersburg. — Der Tod seines Bruders Dimitri. — Tolstois Beziehungen zu Valerie M.

Einige Vorbemerkungen zum Thema Tolstoi

I

Die Stellung des Kritikers vor Tolstoi

Wer als Kritiker dem Künstler Tolstoi gegenübersteht, der wird die Unruhe nicht los, wie wir sie an einem köstlichen Frühlingsmorgen empfinden, wenn wir überall zu gleicher Zeit sein möchten, und nur die eine Furcht in uns wohnt, es könnte uns ein Sonnenstrahl entgehen. Und das ist beseligend und qualvoll zugleich. Vielleicht besteht die ganze Aufgabe des Kritikers dem Künstler Tolstoi gegenüber darin, sich aller Kritik zu enthalten: die Seele des Lesers einfach aufnahmebereit zu stimmen für jedes holde Wunder.

Viel schwieriger und viel gefahrvoller ist die Aufgabe des Kritikers dem Menschen und Denker Tolstoi gegenüber. Alles verführt uns hier, unser Allzumenschliches mitreden zu lassen: man scheut und achtet eben in Tolstoi immer und überall aufrichtiges, rastloses, höchstes Streben, das man sich selber vorbildlich weiss, man verkennt zudem auch keinen Augenblick, dass dieser Mensch, wenn er einmal sündigt, nicht weiss, was er tut — und doch ist es Tatsache, dass er in unerhörter Weise gleich ganze Scharen von Menschen, ganze Berufsstände verdächtigt.

Das grosse Problem: Fraglos liebend zu verharren vor den Menschen und doch nicht tatenlos zu werden vor ihnen, auch Tolstoi löste es nicht: er blieb tätig auf Kosten seiner Liebe. Und man spielt keine schöne Rolle dabei, wenn man einem Menschen Unzulänglichkeiten nachweist in der Art, wie er

sich mit dem Unendlichen abfinden zu können glaubte und es dabei nur einzuengen vermochte — und es einengen musste, um leben zu können vor ihm mit einer überempfindlichen Seele. Die Unendlichkeit ragt natürlich an allen Ecken und Enden über den Gedankenbau hinaus, in den Menschen sie einzufangen wähnten. Darum ist es durchaus kein Kunststück, hinzuweisen auf das Scheitern eines Menschen, der das All einsperren wollte in den Kerker seiner Begriffe. Und doch muss auch diese Arbeit getan sein: niemand engt ja den Himmel ein, ohne seinen Mitmenschen irgendwie unrecht zu tun: denn die Menschen brauchen die ganze Unendlichkeit zum Hintergrund für ihr Tun und Lassen, wenn man sie verstehen will in ihrer unzerstörbaren Unschuld, wenn man einsehen will, dass wir sie niemals restlos verstehen werden. Auch wird das Gedankengebäude, worin sich ein Mensch das Weltall einfing (vielleicht einfangen musste, um in seiner Weise frei zu bleiben vor ihm), anderen Menschen, die diesen Gedankenbau nicht schufen aus ihrer Seele Bedürfnis heraus, zu einem Verliess, darin sie gefesselt liegen an Kopf und an Herz. Der Denker Tolstoi ist dabei ein grosser Verführer. Seine Lehren selber enthalten freilich kaum etwas, dem des Menschen Seele nicht widerstehen könnte, gewaltig ist aber seine Sprachkunst, und deshalb, und weil er unsterbliche Dichterwerke schuf, lauscht eine Welt seinen Worten. Die Irrtümer eines Genies wirken aber an sich stets ansteckender als die gewöhnlicher Sterblichen, weil sie weniger leicht unserer Nachprüfung unterliegen: aus Ehrfurcht vor ihrem Schöpfer sind wir geneigt, zu vergessen, dass auch ihm gegenüber die Denkgesetze bindende Kraft bewahren, und dass auch ihm Bescheidenheit ziemt vor dem, was wir nicht wissen. Und auch darum ist Tolstoi ein solcher Verführer da, wo er unrecht hat, weil er in gar vielem recht behält. Und um so verführerischer wirken seine Fehler, weil er von vornherein auf unser Vertrauen rechnen kann, insofern er sich im-

mer und überall auf zwei offensichtliche Tatsachen zu stützen vermag: das soziale Elend und unsere Tatenlosigkeit ihm gegenüber.

Man komme uns hier nicht damit, dass Tolstois theoretische Schriften mit allen ihren unmöglichen Uebertreibungen, Widersprüchen, Lieblosigkeiten und Massenverdächtigungen doch nur Bedeutung haben als Ausfluss der gewaltigen Persönlichkeit des mit dem Weltall um seinen Gott ringenden Dichters. Natürlich erscheinen auch uns Tolstois kritische Schriften vornehmlich als Zeugnisse seines persönlichen Werdens — und wir werden nachzuweisen haben, dass sie in allen ihren Unvollkommenheiten Notwendigkeiten für ihn bedeuteten, so wie er nun einmal war, und gerade deshalb, weil er aufrichtig war und immer dem Höchsten zustrebte. — Indes — Tolstoi selber glaubte sein Leben lang Allgemeingültiges zu geben in seinen kritischen Schriften. Er wandte sich an die ganze Menschheit und ging darin so weit, selbst seine nächsten Freunde fallen zu lassen, wenn sie sich nicht bedingungslos zu ihm bekannten. Schon darum, aus Achtung vor Tolstoi selber, müssen wir seine Schriften auch ihrem sachlichen Inhalt nach nachprüfen, ganz abgesehen von aller Verführung, die von ihnen ausgehen könnte, und die allein schon der sprachlichen Meisterschaft Tolstois entspringt.

Dem Kritiker fällt hier die undankbare Aufgabe zu, das Alltägliche zu verteidigen gegenüber dem Aussergewöhnlichen. Die unschöne Rolle, die wir dabei spielen müssen, würde uns indes verziehen werden, wenn man wüsste, wie unaussprechlich qualvoll es für uns war, uns mit dem kritischen Tolstoi auseinanderzusetzen. Das kam uns so vor, wie wenn wir gezwungen wären, umzugehen mit einem Menschen, der unerschütterlich überzeugt ist davon, dass man nur seiner Ueberzeugung sein kann, wenn man nicht hoffnungslos beschränkt oder — aus Schlechtigkeit interessiert ist daran, eine andere Meinung zu

haben wie er. Inquisitionsluft weht aus diesen Schriften. Man foltert Menschen auch durch Verachtung, und die Drohung mit ihr ist vielleicht die unerlaubteste aller geistigen Vergewaltigungen! —

Lange und oft habe ich mich prüfend gefragt, weshalb mich denn stets ein so unaussprechliches, sich bis zu körperlichem Leiden steigerndes Unbehagen erfasst, wenn ich Tolstois kritische Schriften auch nur in Händen halte. Anfangs dachte ich, ich ertappe mich hier auf Selbstsucht, ich fürchte, man möchte mir einige kindliche Spielzeuge verbieten. Bald aber sah ich ein, dass dem nicht so ist. Mein Unbehagen dem kritischen Tolstoi gegenüber entspringt — ich fühle das jetzt klar und deutlich — nichts anderem, als tiefinnerster Empörung über ganz offenbare und wahrhaft grenzenlose Ungerechtigkeiten. Und nicht das allein. Ich erlebe in dem Unbehagen, das mich erfasst, wenn ich auch nur denke an den kritischen Tolstoi, auch so etwas wie brennende Scham darüber, dass ich keinen Einspruch erhob, als man abwesende Freunde verhöhnte, und das mit Füssen trat, was mir immer heilig gewesen ist — und ohne sich dabei die geringste Mühe gegeben zu haben, es überhaupt zu begreifen! Und doch hielt mich in aller Scham und Empörung bei dem kritischen Tolstoi der Zweifel zurück, ob ich nicht sonst die Gelegenheit ungenutzt vorbeigehen lasse, das zu lernen, was ich nirgends anderswo zu lernen vermöchte.

Oft habe ich dabei zweifelnd die Feder beiseite gelegt und mich gefragt, ob ich wirklich bestehen könne in meiner Liebe zur Wahrheit und zu den Menschen, der förmlichen Welle des Hasses gegenüber, die mir aus diesen Seiten entgegenwogte.

Bevor ich dann wiederum die Feder eintauchte, bat ich Gott, er möge mir Gerechtigkeit schenken; es möge kein Rachegefühl zurückgeblieben sein in meiner Seele!

Ich hoffe, mein Gebet ward erhört.

Sollte ich aber dennoch ungerecht gewesen sein dem Denker

Tolstoi gegenüber, so entspringt das wohl einer unbewussten Furcht davor, ich möchte mich unterjochen lassen von diesem Feuergeist. Und ich glaube dabei, wenn ich das wirklich fürchtete, so fürchtete ich das nicht, weil mir vor irgendwelchen Opfern graute, die ich dann bringen müsste. Ich glaube vielmehr, ich fürchtete dann nur das eine: ich möchte im Anblick der unübersehbaren sozialen Nöte unserer Zeit (an denen ich mich selber durchaus mitschuldig erlebe, und in deren ständigem Aufzeigen Tolstoi seine feste Stellung inne hat) mich verführen zu lassen von ihm zu jenen masslosen Ungerechtigkeiten, die allenfalls ihm zu Gesichte stehen!

Eines ward mir ja völlig klar, als ich mich mit dem kritischen Tolstoi auseinandersetzte: die höchste Gefahr, womit die sozialen Nöte der Zeit uns heute drohen, liegt darin, dass, wer immer auf sie hinweist, in uns ein solches Vertrauen auslöst, dass wir uns ruhig von ihm die Schranken vor die Stirne schlagen lassen, die er selber trägt — vielleicht nur, um leben zu können mit einer überverwundbaren Seele im Angesichte unfassbaren Volksleidens. Wir aber, wir anderen, wir hungern schliesslich doch nicht nach Brot allein! Wir wissen zudem längst: jede Bande, die wir vor der Stirne tragen, wird mit Notwendigkeit auch zu einer Schranke für unser Herz! Jede Unwahrheit muss ja irgendwie zu einem Unrecht werden, sobald sie nur unter Menschen tritt!

Der Sozialprophet Tolstoi, der aus Mitleid mit der Menschheit zu einem Verdächtiger der Menschen ward und zu ihrem Verächter gerade da, wo er sie fraglos zu lieben glaubte, der Sozialprophet Tolstoi zeigt uns in seiner furchtbaren Tragik, welche Seelenerkrankungen uns allen heute drohen durch die sozialen Nöte unserer Zeit, die wir bald hemmungslos werden widerspiegeln lassen müssen in unserer Seele! — Und vielleicht sind es gerade die gesundesten Seelen, die krank werden an dem Ungesunden in unserem Zusammenleben und -wirken!

II

Die Vorbereitung des Lesers auf Tolstoi

Tolstoi tritt uns in fast allen seinen Schriften entgegen als ein sehr grosser Künstler und als ein rastlos und aufrichtig nach Selbstvervollkommnung strebender Mensch. Das verlangt eine doppelte Einstellung unserer Seele auf ihn: wenn wir den Künstler Tolstoi aufnehmen wollen, dürfen keine Widerstände mehr sein in uns gegen die Liebe und gegen die Gerechtigkeit: denn jeder dieser Widerstände sperrt Teilen des Dichterwerkes den Zugang zu unserer Seele!

Wenn wir einen Dichter empfangen wollen, muss unsere Seele so gerichtet sein, wie die seine es war, als er die Welt deutend nachgestaltete: nur horchend und aufnahmebereit für Weltall und Mitmenschen. So sollten wir wiederum sein, wenn wir den Dichter erwarten, wie Gott einst uns schuf, und wie wir vor ihm standen, als noch nicht Schuld und Reue unseren Mut gebrochen hatte vor dem Unendlichen!

Jede Schuld sollten wir dann vergessen, und jeder Reue Schweigen gebieten, wenn wir den Dichter erwarten — und wir dürfen das um seinetwillen!

Eine ganz andere Seeleneinstellung verlangt der Mensch Tolstoi von uns, wie er sich selber deutete in seinen kritischen Schriften. Die einzige Art, wie man ihm begegnen darf, muss sein die Bereitschaft, umzulernen durch ihn, neue Grundlagen unserem Leben zu geben — aber freilich eine bewusste, kritische, zum Kampfe um teuerstes Besitztum bereite Bereitschaft! Denn er ist ein sehr grosser Verführer! Und wir glauben dem Denker Tolstoi von vornherein, weil wir uns in der Schuld des Dichters Tolstoi fühlen, und weil der uns einst uns selber tiefer zu begreifen gelehrt hatte! — Und dabei ist derselbe Tolstoi ausserhalb seiner Kunst ohne Ehrfurcht vor dem,

was anderen heilig ist, wenn er selber es nicht so empfindet.

Wer den kritischen Tolstoi anhören will, der muss von vornherein gefasst sein darauf, dass alles das vor ihm beschimpft und verdächtigt wird, was ihm bisher heilig war.

Und er muss auf der Hut sein, wer dem kritischen Tolstoi sein Ohr leiht, dass ihn nicht die Reue verführe zu vorschnellem Aufgeben seines bisherigen Seelenbesitzes. Denn dieser Zauberer vermag Reue auch in dem Reinsten zu erwecken. Er fasst uns ja an einer Schuld, die, wenn sie auch tatsächlich ist, doch meist unbewusst über uns kam — und im Namen dieser, unserer sozialen Schuld verlangt er dann von uns auch gleich die letzten höchsten Opfer!

Wer dem kritischen Tolstoi seiner Seele Zugang öffnet — ohne irgendwie Misstrauen in sich aufkommen zu lassen gegenüber den Absichten des Menschen Tolstoi, nur gespannt aufmerksam auf seines Gedanken Pfade — und wer dabei Fehler und Irrtümer erkennen wird in Tolstois Lehren, der sei gewiss, dass die nur den Bedürfnissen dieser grossen Seele entspringen.

Wer dem kritischen Tolstoi so gegenübersteht, der lernt auch mächtigstem Ansturm gegenüber in Treue zu beharren bei dem, was ihm heilig ist, und bei denen, denen er sich verpflichtet weiss. Er prüfe sich aber, wer dem Propheten Tolstoi gegenübersteht, und beruhige sich nur dann vor ihm, wenn er so zu sich selber sagen kann: „Ich fürchte wirklich kein Opfer, das die Anerkennung dieser Lehren von mir verlangen könnte! Soviel ich mich selber verstehe, mich selber jenseits meiner Furcht und jenseits meines Begehrens für mich, so wehre ich mich nur mit aller Kraft gegen die Ungerechtigkeiten, die anderen Menschen gegenüber verlangt werden von mir, wenn ich mich zu diesen Lehren bekennen wollte!"

Wer so dem kritischen Tolstoi gegenübersteht, für den wird

er zu einer Veranlassung, alle seine bisherigen letzten Lebenswerte nachzuprüfen, wobei denn wohl mancherlei über Bord geworfen werden mag, vieles aber, altes und teures, ganz von neuem gefestigt sich offenbaren wird als ein Besitz für immer! Denn der Ansturm war hart: ein Künstler stürmte auf unser Heiligstes. Und das sind die gefährlichsten aller Verführer, die sich wenden an unseren Schönheitstraum! In seinem Namen wird auch hier das Opfer verlangt. Prüfe dich aber, ob es der Sache dient, der du zu dienen bereit bist, oder ob es dich bloss ablenkt von deinem Ziele nach der Rolle hin, die du auf dem Wege zu ihm zu spielen berufen wärest! Bleibe du allen Verführungen gegenüber bei deiner klaren, einfachen Liebe, und bleibe du auch dann bei deiner Pflicht, wenn sie Verzicht von dir verlangt auf alles Heldentum, und dich alltäglich, gewöhnlich, erscheinen lässt. Wage banal zu sein, wenn darin deine Pflicht gelegen ist! Werde stark vor den Verführungen der Künstler!

Das alles möge vor Augen haben, wer den Künstler, den Menschen und den Denker Tolstoi aufzunehmen bereit ist. Niemals rüste er ab vor diesem Verführer. Dann wird ihm die Auseinandersetzung mit Tolstoi zu einer Nachprüfung und Neubewertung für alles das, was seiner Seele heilig ist, und worin sie ihr Besitztum für immer erschaut.

Damit aber solcher Segen uns werde aus dem Umgang mit dem Künstler, dem Menschen und dem Denker Tolstoi, müssen wir umzulernen bereit sein, wenn wir ihm die Seele öffnen, wo er predigt, und müssen wir ohne Widerstände sein gegen die Liebe und gegen die Gerechtigkeit, wo er uns dichtend naht.

III

Das Beispiel, das Tolstoi gab

Tolstoi gibt das Vorbild eines Menschen, der aufrichtig und ohne Unterlass danach strebte, seine Lebensführung in

Einklang zu bringen mit seinen Ueberzeugungen, und der dabei, solange er atmete, überzeugt war davon, dass das Ziel des Menschen in Selbstvervollkommnung zu bestehen habe, in Aufopferung, im Leben für andere.

Tolstoi gibt dabei im besonderen noch das Beispiel eines Menschen, der niemals sein persönliches Schicksal auch nur in Gedanken zu trennen vermochte von dem der ganzen Menschheit, und der sein ganzes Leben lebte im Angesichte der leidenden Kreatur.

Tolstoi wollte aber nicht nur gut sein, Gott dienen in Liebe zu den Menschen, er wollte auch bewusst leben — und wir wissen nicht, ob aus dem Drange seines Gewissens heraus oder aus rein geistigem Bedürfnis. — Tolstoi wollte sich nicht beeinflussen lassen in seinen Entschlüssen durch irgendwen. Er wollte, bevor er eine Entscheidung traf, nur sich selber gefragt haben.

Auch hierin gab Tolstoi ein hohes Vorbild uns allen, wenn er selber auch dabei den Fehler beging, uns angeborene und anerzogene Anschauungen und Gesinnungen nicht anzuerkennen als uns wider Willen bestimmende. Tolstoi fürchtete wohl, so Grund zur Selbstentlastung zu finden, und davor hegte seine grosse Ehrlichkeit eine unüberwindliche Scheu. Es entging ihm aber, dass, wenn er das Unbewusste, das sozial Bedingte in uns leugnet, er auch die Möglichkeit verliert, zu entschuldigen und zu verzeihen, was er an anderen missbilligen muss. Und dabei liegt doch durchaus kein Widerspruch darin, wenn ich mein Leben lang ankämpfe gegen die Vorurteile, die ich in mir meinem ganzen Gewordensein nach vermuten muss, und ich dabei doch nie aufhören darf, damit zu rechnen, dass diese Vorurteile mich beherrschen können wider meinen Willen! Tolstoi wollte das nicht anerkennen. So ward er zu einem Richter über die Menschen, zu ihrem Verächter und zu einem jener, die dem Menschengeist Gewalt antun, und gegen die dann die

Freunde der Freiheit und des Menschen ins Feld zu treten berufen sind.

Sein aufrichtiges Streben, bewusst zu leben, bleibt darum doch ein schlechthin vorbildliches. Und wer im Streben nach einem so hohen Ziele auch irrt, ja, wer im Ringen nach ihm noch unbezwungenes Allzumenschliches verrät, der wird darum doch wertvoller für die ganze Menschheit, als wer niemals irrte, noch jemals Allzumenschliches verriet, aber auch niemals sich so hohe Ziele setzte!

Der Kampf, den Tolstoi um die Bewusstheit im Leben des Menschen führte, war auch ein Kampf um das Licht, ein Rechten mit Gott um die Würde des Menschen — und muss stets gewertet sein als solches, wenn auch Tolstoi selber nicht völlig der Finsternis entrann. Tolstoi wollte, dass die Menschen grössere Selbstverfügung hätten, als ihnen tatsächlich eignet. Dieser Wille war vornehm. Dass Tolstoi damit den Menschen die Möglichkeit nahm, Verzeihung zu erlangen von ihresgleichen, und dass er so dem Hass Dauer verlieh unter den Menschen — das war Tolstois menschlicher Irrtum.

Den Menschen glaubte Tolstoi Ehrfurcht zu erweisen, wenn er sie unbedürftig erklärte der Gnade Gottes — und er nahm ihnen so das einzige Licht, das ihnen vorleuchtet in den Wirren des Lebens! Aber er w o l l t e doch Ehrfurcht erweisen den Menschen, und darum sind nicht wir die Richter über ihn!

Tolstoi gab das Vorbild eines Menschen, der keine Trennung anerkannte unter seinesgleichen. Ihm erschien das Menschheits-Trennungswort „sozial" wie eine peinliche Beleidigung der Würde des Menschen — (und das ist es auch, doch liegt die Schuld hier am Leben). Tolstoi selber wollte mit offenem sozialen Visier leben, — nicht wie wir anderen, die wir uns vor Selbstverachtung nur dadurch schützen, dass wir nicht sehen wollen, wie unseresgleichen leiden und erniedrigt werden um

uns herum. Tolstoi wollte leben Auge im Auge mit dem sozialen Elende der Menschheit. Das gelang ihm nur, indem er sich den freien Ausblick verbot ins Weltall: zwischen sich und die Unendlichkeit stellte er den Menschen, an dem er sich am meisten versündigt zu haben glaubte, und dem darum vor allem seine Liebe galt, den russischen Bauern. Er ward ihm zum Pfadfinder ins Gottesreich! — Uns ist er es nicht. Trotzdem werden wir alle Tolstoi den Versuch nachmachen müssen, mit offenem sozialen Visier zu leben. Denn ganz unerträglich ist ja der heutige Zustand: das Leben, das wir führen, und in dem wir uns gerechtfertigt erleben wollen vor Gott und vor den Menschen, dieses unser Dasein heute baut sich ja auf auf dem Hintergrunde eines namenlosen Elends von unseresgleichen! Wir tun so, als sähen wir das nicht, unsere Verstellung zehrt aber am Marke unserer Selbstachtung — und schon verlieren wir den Mut zum Gedankenfreiflug ins Unendliche hinein: wir fürchten, unserer Schande begegnen zu müssen, wenn wir auch nur einige Schritte weit vorauseilen unserem Alltagspfad!

Tolstoi aber wollte leben Auge im Auge mit dem Elende seines Volkes. Sein ganzes Leben lang lief er vergeblich hinter der Not her, die, wie er glaubte, allein unsere Niedertracht entschuldigt. Er beging dabei aber einen naheliegenden Gedankenfehler: er meinte, dass, wenn die Not alles Hässliche entschuldigt am Menschen, der Mensch jenseits von ihr durch nichts mehr gezwungen sei, hässlich zu sein!

Solange er lebte, hat Tolstoi das ungeheure Menschenleid vor Augen getragen und um es getrauert, solange er atmete, und ihm alle Opfer gebracht, zu denen er sich berufen glaubte. Wenn es darum eine Gnade gibt für den Menschen im Jenseits, so hat er sie verdient, er, der stets die Gnade verschmähte.

Eine unendlich tiefe moralische Wirkung kann ausgehen von Tolstoi, wenn wir ihn erfassen in seiner tragischen Grösse.

Die letzten Widerstände gegen die Menschenliebe vermochte er nicht zu überwinden in sich, weil dann sein ganzes Weltenbild zusammengestürzt wäre in sich selber, und er hatte es nötig, sein Weltenbild. Denn er konnte nicht leben ohne die Aussicht auf ein endliches Heil für alle Menschen. Sein Mitleiden, seine Reue und seines Gewissens Unruhe hielten ihn fern der fraglosen Menschenliebe. Und er war ihr nicht mehr gewachsen, als er sich bedingungslos zu ihr bekannte.

Denn man muss die Menschen lieben, wie sie sind, und auf jede Gefahr hin, und unbekümmert um den Weg, den sie nehmen werden, und wenn der auch ein ganz anderer sein sollte als der, den man selber für die Menschen will, und den man ihnen anpries als einzig zum Paradies führenden!

Wenn man die Menschen lieben will, muss man sich selber vergessen vor ihnen, sich selber auch mit seinen Wünschen für sie, muss man nie recht haben wollen vor der ganzen Menschheit, muss man die Menschen auch nicht mehr schelten darum, wenn sie die Erlösung verschmähen, die wir für sie erdachten.

IV

Das Problem, das Tolstoi aufrollte

Tolstoi hat sein Leben lang die Frage verkannt, um deren Lösung er sich eigentlich quälte. Er war ihr oft sehr nahe, er hat sie, deren blosses Erwähnen sein ganzes Lehrgebäude zu Fall gebracht hätte, mehr als einmal in Nebensätzen bei Namen genannt und sie dann achtlos liegen gelassen. Augenscheinlich waren ganz elementare Bedürfnisse seiner Seele der Erkenntnis dieses Problems im Wege. Vielleicht ist diese Frage auch eine solche, dass bereits ihr Aussprechen der russischen Wirklichkeit gegenüber den mitfühlenden Menschen zur Ver-

zweiflung führen müsste: denn dort nur weiss man, was die Not aus dem Menschen alles zu machen vermag. Vielleicht ist des Menschen Seele überhaupt nur da dieser Frage gewachsen, wo die Not seiner Mitmenschen sich vor ihm verbergen muss, wie in Westeuropa, oder wenigstens nicht s o zutage liegt wie in Russland.

Die Frage, die wir hier meinen, ist die: Wie hat sich unsere sittliche Persönlichkeit abzufinden mit der Tatsache, dass wir alle mitbestimmt wurden in Gesinnung und Tun durch die gesellschaftlichen Anschauungen und Einrichtungen, in die wir hineingeboren und hineinerzogen wurden.

Dies Problem hat zwei Gesichter: auf der einen Seite strahlt uns freudigste Hoffnung entgegen: so werden denn endlich einmal die Menschen aufhören, einander zu verurteilen, zu verdächtigen und zu verachten. Endlich einmal wird der Hochmut schwinden unter den Menschen — und damit werden auch die letzten Schranken fallen vor der fraglosen Liebe des Menschen zu seinesgleichen (zu der uns so mächtig hindrängt allein schon unser aller Verlassensein vor der Unendlichkeit da draussen und jedes einzelnen von uns Eingeschlossensein in seiner Unendlichkeit da drinnen). Denn wir können bloss den lieben, den wir unschuldig finden müssen (und wer ist noch schuldig vor uns, wenn wir alle wurden auch ohne unser Zutun?).

Das ist die eine Seite des Problems, die lachende, die zum Paradiese hingewandte. An sie halten vor allem wir Westeuropäer uns. Wir vielleicht leichtere Seelen, die wir das eigene Schicksal nicht so durchaus tragisch nehmen (und vielleicht damit beweisen, dass wir uns nicht völlig Mensch unter Menschen fühlen), die wir dafür aber auch bereit sind, mit zu fliessen, wo alles fliesst, wenn nur der Fluss niemals ins Stokken gerät, und wenn er uns alle dem Morgenrot entgegentreibt!

Aber dieses Problem hat auch noch eine andere Seite —

und die ist finster, sie demütigt unseren Geist, mahnt uns an unsere Ohnmacht und droht uns so mit Verzweiflung. Und es gibt da nur einen Ausweg aus ihr.

Von dieser Seite aus betrachtet, lautet das Problem so: Wenn du dich auch noch so sehr abmühst, gerecht zu sein zu deinesgleichen und Rücksicht zu üben auf ihn, du wirst nie völlig sehend sein für deiner Nächsten Notdurft: du wirst sie leiden machen, auch da, wo du sie nicht zu treffen glaubst, und du wirst nicht aufhören, ihnen unrecht zu tun auch da, wo du ihr Bestes willst, wie du es eben begreifst: denn deine Anschauungen, deine Gesinnung und dein ganzes Handeln ward vorgeformt für dich, bevor du selber noch das Licht der Welt erblicktest, vorgeformt in deinen Eltern, deinen Erziehern und in allen denen, die du liebst, die du achtest und die dich umgeben. Und vorgeformt ward auch die Bahn, die dein forschender Geist einst schreiten wird im Leben, dein Geist, den du frei und ungehindert wähnst dem Weltall gegenüber!

(Schilt darum nicht deinen Geist: Liebe und Ehrfurcht zu denen, die dich schützten, da du noch hilflos warst, halten hier deinen Vorwitz in Schranken, hier, wo er freilich einmal über alles nützlich sein könnte.)

„Wenn dem aber so ist," fragt da der Tiefgläubige, „was ist dann noch mein Gewissen?" Ich verehrte in ihm doch eine Stimme von Gott, die mir sagt, was ich tun und was ich lassen soll! Offenbart sich aber in meinem Gewissen auch dann noch Gottes Stimme, wenn es dort nicht spricht, wo Menschen gesprochen haben, damals, als mein Geist und meine Seele sich noch formten, und ich mich rückhaltlos anvertraute denen, deren Liebe ich kannte, und deren guter Wille fraglos war vor mir. („Ist es denn überhaupt möglich," — so fragt sich der Tiefgläubige — „dass Liebe und Verehrung irgendwo zur Blindheit führen können vor Menschenleiden?")

Auf solche Frage ist tatsächlich nichts zu antworten, wobei

unser Verstand sich beruhigen könnte. Hier klafft ein Zwiespalt, den keine menschliche Weisheit zu überbrücken vermag. Beides sind ja Gewissheiten. Dass das Gewissen in uns von uns das verlangt, was gegen unsere rein-selbstischen Interessen ist, dass es mithin seine Befehle erhält aus einer Welt, in der nicht körperliche Bedürfnisse herrschen, das bleibt eine jener Wahrheiten, die keine Schulweisheit je wird zuschanden machen.

Ebenso unumstösslich bleibt aber auch die Tatsache, dass einem jeden von uns angeborene und anerzogene Anschauungen anhaften, und dass die ihn blind machen vor Menschenleiden, und dem Unrecht, das er anderen tut. (Das ist einfachste Erfahrungstatsache: auch unter den Griechen und Römern sind edelste Menschen gewesen — und auch sie haben ihre Sklaven nicht entlassen. Auch Tolstois Eltern, auch er selber, waren edle Menschen — und doch hielten sie Leibeigene.)

Aus diesem Zwiespalt gibt es nur eine Rettung: den Glauben.

Wenn wir Menschen auch in dem, worin wir uns am selbständigsten erleben, wenn wir Menschen in unserem Verhalten zu unseresgleichen, in unserer Liebe und Ehrfurcht vor dem Nächsten mitbestimmt werden durch unseresgleichen, wenn Eltern, Erzieher und uns Umgebende die Veranlassung bilden dafür, dass unsere Menschenliebe immer nur eine Auswahl trifft aus dem Menschheitsganzen, wenn dem wirklich so ist — und daran bleibt kein Zweifel mehr erlaubt, — so muss wohl die ganze Menschheit eine einzige Erlösungsmasse darstellen. Und dann kann auch des Menschen Erlösung doch wohl nur darin bestehen, dass wir einst erkennen werden, dass Irrtümer waren, fremd unserer Seele eigentlichem Wesen, alle Widerstände, die jemals lebten in unserer Seele, gegen die fraglose Liebe zu unseresgleichen, dass sie nur erzwungene

Antworten bedeuteten auf die Nöte unseres zeitlichen Daseins, Antworten, an denen unsere Seele keinen Anteil hatte, und von denen ihr kaum jemals richtig Kunde ward.

Tolstois Leben war nun ein einziges Ringen mit diesem Problem, mit der Tatsächlichkeit dieses Problems, das er als solches nie anerkennen wollte. Tolstoi hatte, fast noch ein Knabe, das namenlose Elend seiner Leibeigenen erkannt. Sein Gewissen sagte ihm dabei, dass hier Mitmenschen furchtbares Unrecht geschieht, und dass er selber schuld daran habe. Seine Ehrfurcht aber vor denen, die seine Jugend behütet hatten, und deren Liebe er nicht zu entbehren vermochte, verbot es ihm, auch die hier als schuldig anzuerkennen. So kam früh schon jene grosse Ratlosigkeit über Tolstois Seele: er hatte zu wählen zwischen der Gewissheit dessen, was er in sich selber als sein Wertvollstes anerkennen musste, er hatte zu wählen zwischen dem Zutrauen zu seinem Gewissen — und der Ehrfurcht vor denen, denen er sich tief verpflichtet wusste, und in denen er niemals aufgehört hatte seine Vorbilder zu verehren. Für sie wäre ein furchtbarer Tadel das gewesen, was ihm selber Erlösung gebracht hätte aus allen Nöten. Und seine Seele war zu schamhaft, zu ritterlich gesinnt, als dass er irgend etwas hätte annehmen können auf Kosten anderer — sei es auch die Ruhe der eigenen Seele.

Tolstoi wäre so früh schon der Verzweiflung verfallen, aus der ihn als Fünfzigjährigen nur seine reuige Umkehr rettete, wenn er nicht Künstler gewesen wäre, und damit auch ein Mensch, der immer zu lieben gezwungen ist. Den Künstler in ihm lockte das Leben da draussen mit tausend Möglichkeiten zu dichterischem Herrwerden über es. Den liebenden Menschen in Tolstoi hielt an diesem Leben fest die Sorge um die, die er auf sich angewiesen wusste, und die sich ihm anvertraut hat-

ten. Seine Kunst wies Tolstoi immer wieder einen Ausweg aus der Verzweiflung, und dass er nie völlig aufhörte, an seiner Verzweiflung Berechtigung zu zweifeln, das verdankte er seiner Liebe zu den Seinen. Aber schliesslich kam die Verzweiflung doch. Und die einzige Rettung, die da möglich gewesen wäre, und die auch vor ihm am Wege lag, die er nur mit Händen zu ergreifen brauchte, von der hielt ihn falsche Verstandesüberschätzung zurück. (Und wir wissen dabei nicht, ob die ihm nicht auch Notwendigkeit war, um leben zu können vor den Grausamkeiten der Welt mit einer überempfindlichen Seele.) Tolstoi verharrte bei dem weltenverkleinernden Aberglauben, dass keine Gegensätzlichkeiten möglich seien im menschlichen Zusammenleben, die nur in Demut vor Gott ihre Lösung finden können. Tolstoi ging an der Gnade vorüber — und wen solcher Weg nicht zur Verzweiflung hinführt, der endet immer irgendwie in der Blindheit (die ihm selbe Rettung gewährt, ihn aber da, wo er andere lehren will, zu einem Geistesdespoten machen muss).

Tolstois Seele fehlte das Erlebnis des Gnadebedürfens. Die beiden Wege, die zu dem hinführen, waren ihm verschlossen geblieben. Er hatte die nackte Not nicht gekannt, und ihm auch war nie die Ohnmacht des eigenen Willens zum Bewusstsein gekommen im Kampfe mit Versuchungen von solcher Stärke, dass allein schon der Gedanke an sie die sittliche Person zu erschüttern vermag, und dass in Erinnerung an sie das Gnadebedürfnis erlebt werden muss als ein Bedürfnis für alle Menschen.

Wohl hatte Tolstoi die eigene Ohnmacht erlebt — nur diesem Erlebnis entquillt das religiöse Bedürfnis. Tolstoi war aber seiner Machtlosigkeit inne geworden den Einrichtungen des Menschenlebens gegenüber. Er hatte sich da ohnmächtig begriffen, wo alle Menschen ohnmächtig sind, und er hatte somit auch nicht deshalb aus seiner Ohnmacht herauszukommen

gesucht, um einfach Mensch zu sein, wie andere Menschen, vielmehr um mächtiger dazustehen, wie sie alle, mächtiger freilich für sie. Tolstoi fühlte sich aber bereits über ihnen stehend, weil er vor ihnen das erkannt zu haben glaubte, was ihnen allen frommt, und was sie nicht wissen. Es fehlte Tolstois Erkenntnis von der Ohnmacht des Menschen das Erlebnis der Demut: das war ein geistiges Unglück (wenn das nicht vielleicht auch zugleich sein Rettungsanker gewesen ist).

Tolstois Veranlagung war wohl die eines im besten Sinne normalen Menschen, der einen harmonischen Ausgleich in sich trug zwischen den Reizen der Aussenwelt und den Antworten seiner Seele: Tolstoi war gut geboren und vorzüglich behütet worden. Für seine überlegene Künstlerbegabung büsste er nur durch eine abnorme Verwundbarkeit, die er aber stets männlich zu beherrschen verstand, und die ihn scharfsichtig machte für der Menschen Leiden und Leidensmöglichkeiten. So erlebte Tolstoi das Leiden von Mitmenschen — ohne je die Notwendigkeit erlebt zu haben, für sich selber Verzeihung zu beanspruchen. Das ward ihm zum Verhängnis: denn wer Mitleid erlebt und die Reue nicht kennt, dem wird sein Mitleid zu einer Veranlassung dazu, sich zu erheben über seinesgleichen.

Tolstoi hatte dank seiner gesunden Seele und seinem gesunden Körper keinerlei übermächtige Versuchungen zu bestehen gehabt im Leben. Er hatte niemals gestanden vor dem Sein oder Nichtsein seiner sittlichen Persönlichkeit, und nur dies Erlebnis macht den Menschen zu einem Hort des Verzeihens.

Das waren Tolstois seelische Hemmnisse gegenüber der Gnade. Er erlebte aber auch noch ein geistiges Hemmnis vor ihr. Jener Verstandeshochmut, zu dem ihn zu früh erwachte und zu schmerzlich erkaufte Erkenntnis seiner überlegenen Klugheit geführt hatte, verführte ihn immer wieder dazu, den Dingen, die nicht so ausgesprochen werden können, dass sie

anerkannt werden müssen von allen geistig Gesunden, überhaupt keine Daseinsberechtigung zuzuerkennen. So konnte sich Tolstoi nicht dazu verstehen, damals schon, als diese Zweifel zum ersten Male aufstiegen in seiner Seele, sich kühn auf sein inneres Erlebnis zu stellen, als auf das Wahrhaftigste, das Wirklichste, was uns im Leben wird, und das dabei jenseits liegt von aller überhaupt möglichen Erkenntnis von Weltenzusammenhängen, selbständig ihnen gegenüber und völlig unabhängig vor ihnen. Tolstoi wollte frühe schon für jede seiner Handlungen die Bestätigung seiner Gedanken haben, und wollte das auch da, wo der Gedanke versagen muss. (Und dabei gab er doch nicht seinen Gedanken die Freiheit, sich ihre Dichtung in die Unendlichkeit hinein zu bauen da, wo das allgemeingültig zu Erfassende aufhört.)

So ging Tolstoi auch an der zweiten Möglichkeit zu seiner Rettung vorüber.

Ihn rettete schliesslich sein Daseinswille, der bei ihm ein und dasselbe war wie seine Liebe zum Menschen. Der aber ward die Notwendigkeit, sich immer wieder zu äussern der russischen Wirklichkeit gegenüber, wo immer noch elementarste Rechte vorenthalten werden dem Menschen.

Tolstois Rettung geschah aber auf Kosten der Freiheit seiner Gedanken und damit auch auf Kosten seiner fraglosen Menschenliebe. Der bekehrte Tolstoi lebte ohne jenen unbeschränkten Ausblick ins Unendliche, der allein unserer Liebe die Hemmnisse wegzuräumen vermag, die kurzsichtige Lebenserfahrung immer wieder vor ihr aufbauen will (vielleicht um uns zu retten vor tödlichem Mitleid), der bekehrte Tolstoi verbot sich jenen hemmungslosen Ausblick ins Grenzenlose, der uns immer wieder, noch so teuer erkaufter Erfahrung zum Trotz, den Menschen erleben lässt als einen möglicherweise Unschuldigen und somit als einen, den wir lieben müssen.

Diesen hemmungslosen Ausblick ins Unendliche musste sich

aber Tolstoi verbieten, um nicht Gegensätzen zu begegnen im Endlichen, für die er keine Lösung in Händen hatte, und an denen er hätte verbluten müssen. Und darum rächte sich Tolstoi an den Gedanken, die Menschen gedacht hatten über das hinaus, was er ihnen zu denken erlaubt hatte. Solchen Gedankenwelten (der Wissenschaft und der Philosophie) warf er vor, dass sie ihm nicht das zu geben vermocht hatten, dessen er vor allem bedürftig war, damals, als ihm Verzweiflung drohte. Es entging ihm aber dabei, dass diese Gedankenwelten ihn überhaupt gar nicht hätten retten können, dass vielmehr sein geistiger Zusammenbruch eine seiner Ursachen gerade darin hatte, dass Tolstoi von dem Gedankenwerk der Menschen das verlangte, was es niemals zu geben vermag: Gebote in Hinsicht auf des Menschen Lebensführung!

Trotzdem lebte Tolstoi weiter. Die Nöte der Zeit schrien nach seiner furchtlosen Menschenliebe. Die gab er und blieb ergreifend überall, wo er seinen Lehren entgegenhandelte, und merkte nicht, dass er das tat, weil er in seiner dann ungehemmten Menschenliebe Gewissheiten erlebte, die so fraglos waren, dass er gar keine Veranlassung fand, nachträglich Bestätigung zu erfragen für sie bei seinem Lehrgebäude. Und so kam denn Tolstoi auch niemals dahinter, dass sein enges System ganzen Liebeswelten gegenüber versagte!

V

Die Lehren, die wir Tolstois Irrtümern entnehmen können

I

Vieles ist ihm gegenüber in Schutz zu nehmen: die ganze Welt, die sich nur der Demut erschliesst.

Er wollte schrankenlose Menschenliebe — und begriff nicht, dass die bloss der Demut möglich ist.

Er verkündete die Allmacht des guten Willens, den unfehlbaren Hellseherblick des Wohlwollenden, — und begriff nicht, dass dann der Geist entbehrlich wäre dem Menschen, und seine Liebe kein Wagnis mehr wäre für ihn in das Unendliche hinein!

Er wollte die Schöpfung nachschaffen nach den Wünschen, die er für alle Menschen hegte, — und das war sein gutes Recht. Er begriff aber nicht, dass man vorher in sich selber alle Hemmnisse überwunden haben muss gegen die Liebe und gegen die Gerechtigkeit — weil man die sonst mit hineinwünscht in die Welt, wie man sie allen Menschen will, und so peinliche Reste von Allzumenschlichem vorgesehen behauptet im Weltenplane des Schöpfers!

Tolstoi erkannte dabei nie, er, der ewige Künstler — dass er sein Weltbild doch vor allem selber brauchte, um leben zu können bei seinem Mitleid. — Einer aus Millionen erlösungsbedürftiger Menschenkinder erhob er die eigene Person zum Masse allen Heiles für seinesgleichen und mehrte so die Zahl der Geistesdespoten über die Menschen. Aufrichtig liebte er zwar seine Menschen. Weil er sich aber niemals gedemütigt hatte vor ihnen, weil er noch in seiner Liebe zu ihnen etwas voraus zu haben glaubte vor ihnen: besser zu wissen als sie selber, was ihnen allen frommt, darum blieb er kleben an dem unseligsten aller Aberglauben aus den Kindheitstagen der Menschheit (unselig nenne ich ihn, weil er menschlicher Herrschsucht immer wieder die Maske der Menschenliebe leiht); an dem Glauben an das Recht und das Vermögen des Menschen, seinesgleichen schuldig zu finden vor Gott!

Ihm fehlte die Demut! Das war der Fluch, der ihm in die Wiege gelegt ward zugleich mit der Zaubergabe der Dichtung. Tolstoi glaubte den Menschen restlos begreifen zu kön-

nen, den Menschen, der jedesmal als ein ganz Einzigartiger herabkommt von Gottes Throne, und allen anderen und sich selber Geheimnis bleibt, bis Gott, der allein weiss, wie und warum er ihn schuf, ihn wiederum zurückruft zu sich.

Ein stolzer Mensch, ein geistig stolzer Mensch, nicht beschränkt genug, um stolz zu sein vor den Menschen, aber immer noch viel zu beschränkt, um nicht stolz zu sein vor Gott, stiess sich Tolstoi an den Grenzen der menschlichen Begabung, rüttelte er mit frevlen Händen an den Toren der Geheimnisse, hinter denen Gott uns Sterblichen seinen letzten Willen verbirgt. — Und da Tolstoi zu hochmütig war, sich zu demütigen vor dem Höchsten, da er in beschränktem Verstandesstolz die Gnade verschmähte, den einzigen Halt, den wir Menschen haben in Gott vor der Unendlichkeit (die Gnade, die uns die Gewissheit gibt, dass wir in Einklang stehen mit dem Ewigen, wo wir selbstlos wollen, auch wenn wir nicht imstande sind, Gottes Willen restlos zu erfüllen), so rächte er sich für seine Ohnmacht vor Gott so, wie wir uns da immer noch rächten — an den Mitmenschen: sie schalt er böswillig deswegen, weil sie einander quälen, und drohte sie zu verachten, wenn sie nicht anerkennten, dass er das wisse, was ihnen allen frommt. Er bewies damit aber nur, dass auch Menschenliebe, fraglos aufrichtige, durch tausendfach blutendes Leiden am Menschenlos geschrittene Menschenliebe, den, der sie erlebt, wenn ihm die Demut fehlt, nicht davor zu bewahren vermag, dem menschenquälendsten aller Dämonen zu verfallen, dem Dämon des Hochmuts zur Beute zu werden.

2

Tolstoi gab ein Beispiel dafür, dass, wer das Gute will, und das Freisein nicht zu erfassen vermag, als des Menschen letztes Bedürfnis, als letzte Notwendigkeit für ihn in Hinblick auf

sein Hingestelltsein vor die Unendlichkeit, dass der nicht herauskommen kann aus Irrtum und Unrechttun, wo immer er sich auseinandersetzt mit dem Schicksale des Menschen — und wenn er dabei auch die letzten Opfer brachte, die der Mensch dem Menschen zu bringen vermag, und wenn auch seine Opfer hervorgingen aus einem Herzen, das ohne seine Irrtümer verblutet wäre an der Menschen Leiden!

Das letzte und höchste, was der Mensch dem Menschen zu wünschen vermag, ist, dass er frei sei, hemmungslos frei vor dem Unendlichen!

Niemandes Liebe zu den Menschen steht darum über der des Dichters. Er hält ihnen das Leben offen in allen unendlichen Möglichkeiten! Und diese höchste Liebe besass Tolstoi einmal — und warf sie dann fort und jagte jener anderen Menschenliebe nach, die immer noch eine Zufluchtsstätte gewährt letztem Allzumenschlichen in uns!

Denn wer den Menschen das freie Schweben in die Unendlichkeit hinein verbieten will, der muss beim Menschenhasse enden — wenn er nicht ausging von ihm.

Das ist denn auch die letzte Lehre, die Tolstoi uns gibt in seinem Irren: auch frageloses Mitleid, auch restloses Wohlwollen enthebt nicht der Pflicht des Gedankens. Jenseits aller Selbstsucht liebt der nur den Menschen, der willig eingesteht, dass er irren kann auch in dem, was er allen wünscht als ihr Heil und als ihre Erlösung. Wo das nicht eingestanden wird, wo wir den Menschen nicht lieben als einen, der jedem anderen ewig verschlossen bleibt, und der immer und überall frei sein will, da lieben wir vor allem unsere Heilsgedanken für den Menschen, da denken wir uns alle Menschen bedürftig der Rücksichten, die wir selber schmerzlich entbehren im Leben.

Und um dieser Vorstellungen willen, das heisst um unserer selber willen, verkennen wir dann die wirklichen Menschen und tun ihnen unrecht gerade da, wo wir die Menschheit in rest-

loser Hingabe zu lieben wähnen. Da, wo wir nur für sie zu leben glauben, ist sie uns nötig, sie, in unserer Verkennung, damit wir leben können in ihr trotz unseres Leidens an ihrem Leiden!

Das war die Tragödie Tolstoi: er konnte nicht loskommen von der eigenen Person, als er dem Heile aller nachjagte, immer wieder musste er zurückkehren zu allen seinen Menschlichkeiten, weil er sich nicht hatte demütigen können vor den Menschen, weil er ihr Lehrer sein wollte, ohne ihr Jünger zu bleiben.

Durch seine Irrtümer und durch sein Scheitern gab Tolstoi die grosse Lehre, dass man alle Freiheiten seinem Geiste offenhalten muss, wenn man die Menschen auch dann nicht verkennen will, wenn man ihnen das Beste zu wünschen glaubt.

Nur die gastfreie Seele ist fähig hemmungsloser Menschenliebe, und sie weiss dann auch zu verzichten auf die Gewissheit: sie wisse die Wege der Erlösung vor allen anderen Menschen. Liebend, ratend, segnend, immer schaffend und nie verurteilend lässt sie die Menschen eher in die Irre gehen, als dass sie sie zu ihrem Heile zwingen wollte!

Diese bedingungslose Menschenliebe, die alle Freiheiten des Geistes offen lässt den Menschen (und das heisst, die wir erleben nur in geistiger Demut: mit dem offenen Zugeständnis, dass wir irren können in allen Dingen ausser in unserer Liebe), diese bedingungslose Menschenliebe trägt in sich die freudige Gewissheit dessen, dass dem von Menschen freigelassenen, den um seiner selber willen (nicht um persönlicher Heilsvorstellungen des ihn Liebenden wegen) geliebten Menschen schliesslich dennoch hier oder dorten alle Dinge zum besten gereichen werden!

Wer bedingungslos seine Menschen liebt, dem schickt Gott die frohe Zuversicht, dass Er — auch für die, die hier niemals zum Lichte gelangten — eine grosse, geheimnisvolle

Ueberraschung bereit hält — nicht zum Lohne ihrer Tugenden — welcher Sterblicher wäre schuld an ihnen? — Nein, als göttliches Gegengeschenk an den Menschen dafür, dass er leben musste, dass er gezwungen war das Menschliche in einer nur ihm zugänglichen Weise zu verwirklichen, ob er wollte oder nicht, — als ein göttliches Gegengeschenk an den Menschen dafür, dass er gezwungen ward, mitzuwirken am Bewusstwerden der Gottheit in der Schöpfung.

I. Buch

Russland und Westeuropa

Erstes Kapitel

Das intuitive und das bewusste Russland. — Tolstoi als berufenster Vertreter beider

I

Wenn wir zur Einführung in unsere Untersuchung über das Leben und die Werke Tolstois uns zunächst klar zu werden trachten über das heutige Russland vornehmlich in seinen Beziehungen zu uns Westeuropäern, — und ganz Westeuropa bildet Russland gegenüber ein Ganzes — so geschieht das zunächst deshalb, weil für uns Tolstoi der typische Vertreter, die vollendetste Verkörperung des russischen Volksgeistes in unseren Tagen bedeutet, und wir somit so seinem Verständnis im voraus die Wege ebnen. Aber nicht nur deshalb. Wir Westeuropäer bringen vielleicht Tolstoi vor allem gerade darum eine so rege Teilnahme entgegen, weil wir Russland begreifen wollen — und Tolstoi ist auch der vollendetste Nachdichter russischen Lebens. Russland aber wiederum erscheint uns vor allem darum so über alle Massen interessant, weil wir in ihm uns selber gleichsam noch in der Wiege erblicken: man lebt auch heute noch in Russland dem Menschenschicksal näher wie bei uns, und das verleiht dem Leben dort trotz allen unsäglichen Volkselendes jenen ganz besonderen Glanz und Wärme, nach der uns ausserhalb Russlands niemals völlig die Sehnsucht loslässt, und in der so etwas liegt wie ein Versprechen. In Tolstoi suchen wir nun vor allem nach dem, was uns

Westeuropäern Russland eigentlich zu sagen hat. Und das ist nicht so leicht zu erraten. Auch nicht, wenn man Jahre und Jahrzehnte hindurch in Russland lebte. Dem Ausländer fällt dort zunächst und alles andere weitaus in Schatten stellend doch nur das Elend des Volkes auf und das offenbare Unrecht, das ihm überall geschieht. Der Geist Russlands offenbart sich aber nicht darin, viel eher noch in der frommen Ergebenheit, in der alles Elend ertragen wird, in der Güte, die sich innerhalb seiner erhält, und in den Seelenerlebnissen, die das Elend ihres Volkes in Russlands Gebildeten auslöst. Das und noch unendlich viel anderes, was wir schwerlich bei Namen zu nennen vermöchten, suchen wir in Tolstoi. Wir interessieren uns für den russischen Schriftsteller, selbst wenn er ein ursprüngliches Genie ist wie Tolstoi, doch vorwiegend um der Quelle wegen, aus der er schöpft, und der, wie es uns scheint, die Zauberkraft innewohnt, alle nur irgendwie in einem Künstler schlummernde Gestaltungskraft bis in ihre letzte Vollendung zu steigern. Das moderne Russland, wo immer noch das Menschenlos so nackt vor aller Augen liegt, gewährt zweifellos eine unendlich fruchtbarere Umgebung für den schaffenden Künstler, als unser abgeschliffenes Westeuropa, wo das Leben, fast durchgehends in Verteidigung und Selbstbehauptung begriffen, sich nicht freizugeben wagt, und wo selbst das Elend gezwungen ist sich zu verbergen — um nicht noch elender zu werden. Die Menschenseele findet, so will es uns scheinen, in Russland leichter Nahrung als bei uns — denn die Menschenliebe braucht dort keine Furcht zu hegen, missverstanden zu sein und abgewiesen zu werden. Darum lebt auch der gewissenswache Mensch, alles in allem genommen, in Russland intensiver als bei uns (und somit vielleicht trotz allen Volksleidens, dem er die Seele offenhält, letzten Endes glücklicher). Oder vielleicht richtiger gesagt: der Mensch braucht in Russland weniger gewissenswach zu sein als bei

uns, um viel intensiver mit seinem Volke mitleben zu müssen, und darum erhöhtes Daseinsgefühl zu erleben. Freilich sind damit auch die geistigen Gefahren grössere in Russland als bei uns. Vor allem ist dort alles Geistesleben ständig dem ausgesetzt, einzig nach sozialem Massstabe gemessen zu werden. Und der bedeutet, an die ganze Menschheit angelegt, doch nur ein trennendes Moment. In Russland sind aber nun einmal die sozialen Verhältnisse derartige, dass sie den denkenden Menschen gleich beim Erwachen seiner Selbständigkeit vor das Entweder — Oder stellen. Vor das: willst du in dieser Welt für dich oder für die anderen? — Und das wird dann entscheidend für das ganze Leben. Das denkende Russland hat vor dem denkenden Westeuropa einen unendlich überlegenen — weil mühelos zu erlangenden, ja, einfach gar nicht zu vermeidenden — sozialen Anschauungsunterricht voraus. Das macht uns die russischen Dichter und Denker so beachtenswert: sie haben einen Gegenstand vor sich, der von höchster Wichtigkeit erscheint für die ganze Kulturwelt — und nun zittern wir darum, — und diese Besorgnis ist nie völlig unberechtigt, — sie, die russischen Dichter, möchten dies einzigartige Material nicht nutzen so, wie es sich nutzen liesse im höchsten Interesse aller! Russland stellt heute das grosse Versuchsfeld für die europäische Kultur dar. Hier kann man noch aus eigener Anschauung lernen, wie sich des Menschen Seele abfinden muss mit ihren ganz elementaren Bedürfnissen, und wenn sie dabei ganz nur auf sich selber angewiesen bleibt. Hier, in Russland, können wir auch aus eigenem Erleben begreifen, wie sich die Seele des Menschen verhält, wenn sie gezwungen ist, jeden Augenblick ihres Daseins auf Not und Elend von ihresgleichen zu schauen. Wenn wir dabei von der Kehrseite dieses sozialen Anschauungsunterrichts absehen (dem Aberglauben an alle möglichen sozialen Heilsdoktrinen), — so finden wir hervorragende allmenschliche Betätigungs-

möglichkeiten im heutigen Russland. Hier schöpfen die russischen Dichter. Und vielleicht sind manche von ihnen nur deshalb so gross, weil sie an einem Urquell sitzen, wie ihn kein westeuropäischer Dichter zur Seite hat. Die Dichter Westeuropas dringen kaum einmal, und nur in geweihten Augenblicken, durch alle sozialen Bedingtheiten, die das arme Menschenkind formen und missgestalten schon vom Mutterleibe an, hindurch bis zu dem eigentlichen Menschen, dem Menschen, den Peer Gynt meint, wenn er nach langen Irrfahrten fragt: „Wo war ich, ich selber, ungebrochen, ganz, wie einst umstrahlt von Gottes Glanz?"

Der russische Dichter ist aber einfach gezwungen, sein Volk, wenn er es überhaupt erfassen will, übersozial zu erfassen (das heisst jenseits der Einwirkungsmöglichkeiten aller gesellschaftlichen Bedingtheiten). Sonst hält er bloss die zufällige Hülle seines Volkes in der Hand. Man missverstehe uns nicht! Nicht, als ob auf der vielgeduldigen russischen Erde das arme Menschenkind weniger vergewaltigt sei von Not und Elend wie anderswo in Europa. Das Gegenteil ist viel eher der Fall. Die Menschen dort haben nur mehr freien Ausblick und mehr freien Seelenraum, man kümmert sich nicht so um das Volk in Russland wie bei uns. Man lässt sie allein, auch wenn man sie verhungern lässt dabei. Sie bleiben einsam und für sich unter ihrem unfassbar hohen Himmel, allein inmitten ihrer unabsehbaren, weder durch Berg noch Hügel eingeengten Horizonte, wo die Wolken einherschweifen frei und ungehemmt wie Riesenschiffe auf dem Weltenozean. Und da diese Menschen dabei sehr geringe körperliche Bedürfnisse haben, und zufrieden und glücklich sind bei trockenem Brot (wenn sie das nur immer hätten!), so ist ihre Seele nicht so abgelenkt wie die unserige von den grossen Fragen, die Himmel und Erde nie aufhören der Menschenseele zu stellen, solange die am Lichte ist. Da zudem des einfachen Russen Seele auch

gar nichts ahnt von allen den Antworten auf das Grenzenlose, die sich im Laufe der Jahrtausende entrangen der gepressten Menschenbrust (und die diese dann jedesmal allen Menschen aufzwingen wollte, weil sie ihr selber so teuer zu stehen kamen, und weil sie verzweifelt wäre ohne sie), weil des einfachen Russen Seele nichts ahnt von allen diesen Antworten, so ist seine Zwiesprache mit Gott und der Unendlichkeit unbefangener wie die unserige. Er duzt weder seinen Herrgott, noch gibt er ihm gute Lehren. Er steht vor ihm, stumm und tiefbewegt, und stirbt, bevor er noch seinen Umgang mit Gott in Worte zu fassen vermochte. — Und das schien ihm auch niemals wichtig, solange er lebte.

Hier nun stehen Russlands Dichter und lauschen dem stummen Zwiegespräche ihres Millionenvolkes mit dem einen Gott in der Unendlichkeit. Und wenn sie dabei Sonntagskinder sind, die russischen Dichter, so vernehmen sie das Stammeln, Stottern und Stöhnen, wie es sich da losringt aus der Seele ihres Volkes, und fangen etwas auf davon, bevor es hinausflattert in die Ewigkeit. Was dann aber diese Dichter verkünden von dem intuitiven, dem vorerst nur vor Gott stehenden Russland, das klingt uns Westeuropäern wie Heimatlaut. Da finden wir uns selber wieder in unseren reinsten Kinderträumen und in unseren versteckteten Sehnsüchten. Und da ist auch gar nichts, was uns fremd oder feindlich anmutete. Das intuitive, das sich selber noch nicht deutende, das restlos erlebende Russland ist Geist von Europas Geiste, ja, es ist wie eine Hoffnung auf Erfüllung dessen, was der Europäerseele an letzten Wünschen vorschwebt.

2

Es gibt aber noch ein anderes Russland, das Russland, das sich deuten will, das Russland, das seiner selber bewusst wer-

den möchte, das sich dabei in weitem Masse missversteht (weil es sich für Gottes bevorzugtes Volk hält, und vor Gott sind nun einmal alle Völker gleich) und so Westeuropa verkennt und verleumdet. Von vornherein will ich dabei bemerken, dass ich durchaus nicht das ganze bewusste Russland dem Russland gleichsetze, das ich hier der Kürze wegen das bewusste Russland nenne, das ich im folgenden näher charakterisieren will, und dessen gewaltigster Wortführer meiner Ansicht nach Tolstoi gewesen ist. Ich behaupte nur, dass dies „bewusste" Russland einen ganz mächtigen Einfluss ausübt auf das denkende Russland überhaupt, dass sich ein grosser Teil des schreibenden Russlands zu ihm bekennt, die Tagespresse und die Publizistik fast durchgehends. Und darum führt letztere, alles in allem genommen, in hohem Masse dazu, die der russischen Eigenliebe so schmeichelnde vermeintliche Kluft zwischen Westeuropa und Russland noch zu vertiefen, sehr zum Schaden der Gesamtkultur. Russland bleibt so wenig geneigt, von Westeuropa das zu lernen, was ihm zu lernen notwendig wäre. Aber auch uns Westeuropäern geht so das an Russland verloren, worin es uns leuchtendes Beispiel zu sein vermöchte.

Tolstoi ist nun für beide Russlands der berufene Vertreter: als Dichter deutet er das intuitive Russland, das Russland, nach dem Europas Sehnsucht verlangt. Als Denker und Prophet dagegen gibt Tolstoi restlos das bewusste Russland zu erkennen, das Russland, das Europa missversteht und es hasst. Daher kommt es denn auch, dass der Lehrer Tolstoi dem Dichter Tolstoi von jeher widersprach, und dass der Dichter Tolstoi den Lehrer Tolstoi durchgehends widerlegt. Der Dichter Tolstoi lehrt wie jeder Dichter, und als ein sehr grosser Dichter überzeugender wie die meisten anderen, die ewige Unschuld des Menschen, und so räumt er in unserer Seele die letzten Widerstände fort gegenüber der fraglosen

Liebe zu unseresgleichen (denn wir können nur lieben, was uns unschuldig erscheint, sonst wäre uns unsere Liebe ein Hemmnis in unserem Wege nach oben!). Der Dichter Tolstoi singt die unzerstörbare Unschuld des Menschen und sein unausbleibliches Vergewaltigtwerden auf dieser Erde. Der Sozialprophet Tolstoi hingegen glaubt die Ursache aller unserer Uebel in menschlicher Selbstsucht erkennen zu müssen und in unserem boshaften Trotz gegen Gottes Gebote, „die zugleich der Natur des Menschen entsprechen, und deren Befolgung restloses Glück gewährt.“ Der Sozialprophet Tolstoi will den Menschen zu seinen Lehren (und er meint damit zum Gehorsam gegen Gott) zwingen, indem er ihm androht, dass er ihn sonst verachten werde. Der Sozialprophet Tolstoi hatte eben die Liebe zum Menschen verloren, die den Dichter Tolstoi hellseherisch gemacht hatte für des Menschen unzerstörbare Unschuld. Der Sozialprophet Tolstoi verachtete den Menschen, statt ihn zu begreifen, und verbannte so den Geist und die Liebe aus dem Christentum, das er verkündete: er erklärte das Befolgen von Gottes Geboten für kinderleicht bei gutem Willen: Tolstoi weist die Gnade von sich!

Der Sozialprophet Tolstoi ist der erste von der nichtrussischen Welt angehörte Verkünder des europafeindlichen Russlands, des Russlands, das eine Gefahr bedeutet für unsere heiligsten Güter (und die sind Freiheit des Gedankens und Freiheit des Gewissens). Des bewussten Russlands Kulturlücken — und wir vermögen nun einmal unter Kultur nichts anderes zu verstehen als die Summe der Rücksichten der Menschen aufeinander — haben in Tolstoi sich rückhaltlos geoffenbart. Ganz Westeuropa wird sich nunmehr zusammenschliessen müssen gegen das Russland, das Tolstoi verkündet, weil von hier aus heiligste Europäergüter bedroht und gänzlich missverstanden werden.

Tolstoi zeigt dabei aber nicht bloss Westeuropa, was es von

Russland zu erwarten hat, und was ihm von dorther droht, Tolstoi könnte auch Russland zeigen, was ihm an wahrhafter Kultur einstweilen noch abgeht — wenn man Tolstoi in Russland kritisch nähme, wenn man dort nicht lediglich einen Gegenstand des Nationalstolzes in ihm verehrte, vielmehr auch den freimütigen Bekenner von Nationalschwächen in ihm würdigte (wenn Tolstoi selber auch in diesen Schwächen meist Tugenden zu sehen glaubte). Tolstoi könnte ein Lehrer seines Volkes werden auch durch seine Fehler, auch in seinen Irrtümern. Und er selber wäre wohl der erste, der, falls ihm im Jenseits diese Erkenntnis käme, seinem Volke zurufen würde: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!"

Jener Mangel des Durchschnittsrussen an Ehrfurcht vor dem, was irgendwie seine Empfindlichkeit verletzt (und das tut es bereits, wenn es ihm unverständlich erscheint), ist bei Tolstoi ins Grundsätzliche erhoben. Tolstoi hat in seinen theoretischen Schriften eigentlich gar nichts anderes getan, als dass er die typischen Anschauungen und Willensrichtungen des aufgeklärten Russlands in ein System brachte (eine Art Synthese aus Panslavismus und Nihilismus, den beiden, ihrem innersten Wesen nach zum Verwechseln ähnlichen, bisherigen Hauptergebnissen des europafeindlichen russischen Geisteslebens). Tolstoi blieb immer Russe, mochte er sich noch so sehr zum Weltbürgertum bekennen, er wollte doch nur aus der ganzen Welt eine russische Bauerngemeinde machen, deren früherer Gutsherr er wäre. Tolstoi hat uns die Augen geöffnet über das moderne Russland: der Prophet Tolstoi hat der bewussten russischen Seele Sprache verliehen, wie der Dichter Tolstoi der unbewussten. Wollen wir den Lehrer Tolstoi verstehen, so müssen wir das bewusste Russland begreifen. Und wir müssten das schon darum, um dem Dichter Tolstoi, dessen ewige Schuldner wir bleiben, nicht entgelten zu lassen, was der Lehrer Tolstoi an uns sündigte. Andererseits lehrt uns der Lehrer

Tolstoi das bewusste Russland sozusagen in Reinkultur kennen in seinen verschämtesten Wünschen und Abneigungen. Wir müssen aber dieses bewusste Russland zu verstehen bestrebt sein, weil noch immer sehr viel von ihm zu lernen bleibt, und wir vielleicht noch einmal in die Lage kommen werden, unsere heiligsten Güter ihm gegenüber verteidigen zu müssen. Und wir wissen, dass es jenseits ihrer (der Freiheit des Gewissens und der Freiheit der Forschung) für uns kein Heil geben kann!

Bevor ich nun auf die Charakteristik des nicht-intuitiven Russlands näher eingehe, möchte ich, um mich nicht des gleichen Fehlers schuldig zu machen, den ich ihm vor allem vorwerfe (über das zu urteilen, was man nicht versteht), noch folgendes vorausschicken, und das gilt auch rückwirkend für alles, was ich bereits vorgebracht habe an allgemeinen Urteilen über Russland. Selbstverständlich kann ich hier sehr irren! Selbstverständlich habe ich hier gar nichts anderes zur Grundlage, als die immerhin beschränkte Erfahrung eines fast zwanzigjährigen Aufenthaltes in Russland. Selbstverständlich gebe ich somit letzten Endes lediglich persönliche Anschauungen. Und selbstverständlich ist mit dem, was ich hier vorbringe, kein einziger Russe persönlich getroffen!

Ich fühle mich aber verpflichtet, eine allgemeine Charakteristik des nicht-intuitiven Russlands zu geben, weil wir Westeuropäer in ständige Berührung kommen mit ihm (und in hohem Masse gerade durch Tolstois Vermittelung), und wir ohne Besinnung auf solche allgemeine Zusammenhänge weder herauskommen können daraus, dem einzelnen Russen unrecht zu tun, noch auch imstande sind, die Gefahr wahrzunehmen, die von dieser Seite her naht und sich bereits deutlich zu erkennen gibt in unzweideutigen Drohungen. Dies offen bekannte Uebelwollen des bewussten Russlands Westeuropa gegenüber (geben wir dabei ruhig zu, dass es ein Uebelwollen ist im Interesse eines kommenden Heiles, wie sie es verstehen.

Dostojewski zum Beispiel erklärt, die Völker des Westens wüssten gar nicht, wie teuer sie Russland sind) geht aber deshalb vor allem dem harmlosen Mitteleuropäer so selten auf, weil dieses Uebelwollen ausgesprochen wird auch von den Dichtern (freilich nicht in ihren Dichtungen), denen wir uns ihrer Dichtungen wegen tief verpflichtet fühlen, und die wir in ihren Dichtungen als Geist von unserem Geiste begreifen. Das einmal. Und dann entgeht uns das russische Uebelwollen auch noch darum, weil es seine sehr feste Position hat in dem sozialen Elend, das auch bei uns herrscht. Das russische Uebelwollen erscheint uns immer wieder wie reiner Schmerz über die Leiden des armen Volkes. Die uns übelwollenden Russen sind bestrebt, uns einzureden, alles, was wir gegen ihre Verdächtigungen unseres Wesens vorzubringen haben, sei im Grunde nur gerichtet gegen unsere eigene bessere soziale Erkenntnis; wir beabsichtigen damit lediglich unsere Selbstsucht zu rechtfertigen. Das ist natürlich Sophismus, wenn auch vielfach unbewusster. Tatsächlich hat soziales Elend und persönlicher Opfermut ihm gegenüber ganz und gar nichts zu tun mit irgendeinem gegen irgendwelche Menschenmehrheiten gerichteten Uebelwollen. Ganz im Gegenteil sollte soziales Mitleid, wenn es echt ist und nicht zum Deckmantel dient für unbezwungenen Menschenhass, jedes menschliche Uebelwollen ein für allemal ausschliessen.

Das bewusste Russland ist mit seinem Uebelwollen uns Westeuropäern zu einer Verführung geworden zur Ungerechtigkeit — ihm gegenüber. Eine Versuchung, gegen die ich ankämpfe eben dadurch, dass ich mein Erlebnis von Russland verallgemeinere. Ein anderes Mittel weiss ich leider nicht! Denn, wenn ich den Geist des bewussten Russlands deuten will, so will ich doch damit das, was ich selber erlebt habe in Russland und an Russen, begreifen aus der Anlage des Russen heraus, soweit ich sie verstehe, und aus den Schicksalen

des russischen Volkes heraus, soweit sie mir zugänglich sind. Und das heisst doch: ich will im Grunde gar nichts anderes, als die Russen, mit deren Anschauungen ich nicht einverstanden sein kann, und deren Verhalten ich missbillige und bedauere, mir trotzdem durchaus gleichachten: ich will mir darüber klar werden, dass ich selber bei gleicher Veranlagung und gleichen Schicksalen genau so handeln und denken würde. Solche aufrichtige Gleichachtung aber der uns offen übelwollenden Russen, wie ich sie durch Nachdenken über Wesen und Werden des russischen Volkes (auf Grund meiner beschränkten Erfahrungen) erstrebte, tatsächlich erlebe und den Leser nacherleben zu lassen hoffe, muss alle Gereiztheit Russland gegenüber in Nichts zerrinnen lassen, das heisst, alle aus Unverständnis stammende und mit Naturnotwendigkeit in Hochmut ausartende Bereitschaft auf Russlands Uebelwollen mit Uebelwollen zu antworten. Wenn ich aber trotz aller Vorsicht und trotz klarer Erkenntnis der mir hier drohenden Gefahren dem russischen Volke (der Schicht in ihm, von der ich hier allein handle) unrecht tue — und das halte ich nicht nur für sehr möglich, ja, ich möchte wünschen, dass dem so sei — so bitte ich, die wider Willen von mir Beleidigten zu bedenken, dass ich ihnen nur so lange unrecht tue, als ich gezwungen bin, mir ein Bild zu machen von ihrem Wesen und Gewordensein: alles das, was ich im folgenden über den Geist des bewussten Russlands äussern werde, wollen wir uns ja doch nur dann ins Bewusstsein rufen, wenn besondere Veranlassung dazu vorliegt (das heisst wenn uns im russischen Leben Dinge begegnen, vor denen wir ratlos sind) und auch dann nur ganz im allgemeinen. Dem einzelnen Russen werden wir selbstverständlich immer und überall persönlich begegnen ohne einen Gedanken an das, was wir als den Geist des bewussten Russlands erkannt zu haben glauben. Denn wenn wir schon dem nächststehenden Menschen gegenüber nicht aus Un-

recht herausbekommen, sofern wir nicht bei jeder Begegnung mit ihm alle bisherigen Erfahrungen an ihm vergessen (denn der Mensch ist ein Werdender und kann längst schon über das hinaus sein, was wir immer noch festhalten als Erfahrung an ihm), so gilt das erst recht den Mitgliedern einer Mehrheit gegenüber, die niemand als Ganzes zu fassen vermag, über die ein jeder immer nur ganz beschränkte Erfahrungen haben kann.

Lassen wir somit, wo immer es sich nicht darum handelt, Missbilligtes durch Verstehen zu verzeihen, lassen wir da überall die russische Seele wieder hinausflattern aus dem Begriffskäfig, in den wir sie jetzt einsperren werden, um sie vor uns zu schützen. Lassen wir sie, die russische Seele, wiederum frei hinausflattern ins unendliche All, und erwarten wir von ihr wie von allem, was Gott lebend schuf, jedes holde Wunder!

Wenn ich nunmehr in aller Vorsicht ein Bild des geistigen Russlands unserer Tage zu zeichnen beginne (vornehmlich des nicht-intuitiven, des schreibenden Russlands, das andere, das stumme, das wahre Russland, ist ja nur dem russischen Dichter zugänglich), so werde ich davon ausgehen müssen, im russischen Nationalcharakter die Seite aufzusuchen, die mir am Bestimmendsten zu sein scheint für ihn. Dann werde ich mich darauf besinnen, wie ein vornehmlich mit dieser Eigenschaft behafteter Mensch sich im allgemeinen verhalten wird zu sich selber und zu der Mitwelt; das heisst ich werde mir zunächst ein schematisches Bild der russischen Seele zu zeichnen versuchen. Des weiteren werde ich dann zu untersuchen haben, welche Einwirkungen die hauptsächlichsten Schicksale des russischen Volkes auf den Charakter der Nation ausüben mussten, das heisst wie sie einen Menschen, der sich ihnen gegenüber am Leben erhalten will, formen müssen, wie im besonderen diese

Formung aussieht bei einem geradeso veranlagten Menschen, und welche Erscheinungen schliesslich im modernen Russland auf diese hauptsächlichsten geschichtlichen Schicksale des russischen Volkes zurückgeführt werden können. (Die hauptsächlichsten Schicksale, natürlich nur meiner Erkenntnis nach, also besser gesagt, die auffallendsten; mir unfassbare, vornehmlich geistige Schicksale des russischen Volkes könnten sehr wohl von grösserer Tragweite sein.) Nachdem ich dann so immerhin einige annähernd sächliche Momente in Händen habe, und mir damit wenigstens ein gewisser Schutz ward gegenüber der Verführung dazu, in mein Erlebnis vom russischen Geiste allzusehr meine persönlichen Neigungen und Abneigungen hineinzudichten, werde ich schliesslich dieses Erlebnis selber in ganz grossen Zügen zu umschreiben bestrebt sein. Ich werde mir so einen Standpunkt herauszufinden suchen, von dem aus man dem modernen Russland gerecht werden kann, das heisst einen Standpunkt, der uns eine in des Russen Natur begründete Erklärung seines Verhaltens uns gegenüber zeigt, und uns somit der Versuchung überhebt, selbstsüchtige Beweggründe bei ihm anzunehmen überall da, wo uns die tatsächlichen Beweggründe verschlossen bleiben. Gelingt es mir auch nur einigermassen, die so umrissene Aufgabe zu erfüllen, so hoffe ich damit, nicht nur Tolstoi gegenüber eine kritische Plattform vorbereitet zu haben, von der aus wir die Schönheiten seines Lebens und Dichtens tiefer erleben, seine Befangenheiten begreifen und als notwendig erkennen, ich hoffe, so auch die Voraussetzung gegeben zu haben dafür, dass aus der Bekanntschaft mit Tolstois Werk ein klares, der russischen Volksseele aufnahmebereit gegenüberstehendes Verständnis für alles Russische hervorgehe. Und schliesslich kann auch wiederum nur auf solchem Hintergrunde die einzigartige Persönlichkeit Tolstois zum lebendigen Erlebnis werden für den, der sich auf jedes Umlernenmüssen gefasst in Tolstois Leben und Werke

vertieft. Da aber Tolstoi nicht nur ein stets restlos aufrichtiger und rastlos nach Selbstvervollkommnung ringender Mensch gewesen ist, vielmehr auch eine durch und durch tragische Persönlichkeit (ein Opfer von Irrtümern, die in seinem Heimatsboden wurzeln, und denen er nicht entgehen konnte gerade deswegen, weil er zum Höchsten strebte), so muss das Erlebnis von Tolstois Leben und Dichten reinigend und wegweisend wirken auf jeden, der noch am Tage ist und nach dem Lichte ringt.

Zweites Kapitel

Die Gefühlsuntertanschaft des Russen als Grundlage seines Verhaltens zu Mitwelt und Weltall

Als Hauptcharakterzug des russischen Volkes erscheint mir eine ausserordentliche Reizbarkeit, die ein überwiegendes Gefühlsleben zur Voraussetzung hat: der Russe erlebt an jedem Erlebnis vorwiegend die Gefühlsseite (und ein jedes Erlebnis ist Gedanken-, Gefühls- und Willenserlebnis in einem, weil der Mensch nie aufhört zu denken, wenn er fühlt, und zu wollen, wenn er denkt). Wenn wir uns mithin fragen, wie sich ein vorwiegend gefühlserlebender Mensch verhalten muss zu sich selber und zur Umwelt, so werden wir damit, freilich in grossen Umrissen, das seelisch-geistige Schicksal Russlands umschrieben haben. Natürlich ist solche Annahme (das Vorwiegen des Gefühlslebens und damit einer übergrossen Reizbarkeit als Hauptcharakterzug des russischen Naturells) niemals zu beweisen und darum auch nie ganz frei von Willkür. Sie ist aber notwendig, diese Annahme, damit wir überhaupt in das Chaos rein persönlicher Eindrücke von Russland Ordnung zu schaffen vermögen, und so uns selber auch nur einigermassen

davor schützen, lediglich unser persönliches Wünschen, Hoffen und Fürchten zum Ausdruck zu bringen in der Beurteilung dieses so überreich begabten, kulturell unendlich wertvollen Volkes. Dass wir aber dabei immer nur Teile vom Ganzen erfassen und nie und nirgends aus Unrechttun und Irrtum herauskommen, sei wiederum von vornherein und im weitesten Masse zugegeben. Für uns ist somit der Russe vorwiegend ein gefühlsbegabter und darum vor allem ein empfindlicher Mensch. Die empfindlichen Menschen erleben ganz im allgemeinen tiefergehend und mehr im Zusammenhange mit ihrer ganzen Person, und sie sind darum fester überzeugt von der Wahrheit dessen, was sie erleben, und wie sie es erleben, als gefühlskältere, weniger empfindliche Menschen (fester überzeugt davon, dass ihr Erlebnis von allen anderen geradeso erlebt werden muss, wie sie es erlebten). Empfindliche Menschen bleiben somit schwerer zugänglich dem, was andere erleben, ja, bereits den Ueberzeugungsgründen dafür, dass andere überhaupt anders erleben können wie sie. Weil der empfindliche Mensch schmerzhaft eindringlich verbunden bleibt mit den Eindrücken der Aussenwelt, glaubt er Menschentum an sich zu erleben, und ist von Hause aus geneigt, in von den seinigen verschiedenen Urteilen und Anschauungen, auch über solche Dinge, die nicht unmittelbar die eigene Person des sich Aeussernden betreffen, Unaufrichtigkeit, und zwar interessierte Unaufrichtigkeit, Heuchelei, anzusprechen. Daher ist denn auch der empfindliche Mensch ein geborener Todfeind jeder geschichtlichen Auffassung des Menschen: er wittert dahinter unendliche Leidensmöglichkeiten für sich, ein grundsätzliches Niemals-zur-Ruhe-kommen, ein Niemals-fertigwerden-können mit den Verwundungen seines gegenwärtigen Lebens. Er braucht einen Menschen, der ein für allemal feststeht, weil er hoffen will, einmal fertig zu werden mit dem Leben. Sonst würde er ja nie dazu kommen, hinauszudenken über es. Allen Anreiz zu den-

ken erhält er ja so nur aus seinen Verwundungen, und so bleibt ihm kein Seelenraum dazu, frei mit seinen Gedanken zu schweben in der Unendlichkeit. Er begreift darum auch nicht solches im eigentlichen Sinne persönliches Leben und verurteilt es, überzeugt davon, dass da, wo Neigung zu Geisteskommunismus fehlt (und die Empfindlichen sind zu ihm vorausbestimmt, schon um einander zu schützen), dass da nur Selbstsucht herrschen kann, während tatsächlich hier vor allem der Universalismus Platz findet, seine Flügel zu regen.

Auch stammt vielleicht jenes Unbehagen vor ganz offenen Horizonten, jenes fanatische Bestreben, den unbegrenzten Möglichkeiten zum Gedanken möglichst rasch einen Riegel vorzuschieben, wie wir das so oft bei Gefühlsbeherrschten wahrnehmen, vielleicht stammt das alles nur aus der Furcht vor Verwundungsmöglichkeiten, die der ungehemmte Gedanke in sich bergen könnte. Auch wird, wie gesagt, von Empfindlichen das Bedürfnis nach ungehemmten Gedanken vielfach überhaupt gar nicht erlebt: gibt doch eine übergrosse Reizbarkeit dem Denken des Empfindlichen an sich schon immer und immer wieder neuen Inhalt, neue Aufgaben, und hält so seinen Geist fest an dieser Erde. Der Gefühlsmensch ist in höherem Masse ein Diesseiter als der Gefühlskältere. Vor dem ausgesprochenen Jenseiter hegt der Gefühlsmensch instinktive Abneigung, weil er durch ihn mögliche Leiden vermutet, und vielleicht auch, weil er in ihm einen Ueberlegenen beneidet, einen, der da wirkt, wo ihm selber zu schaffen versagt ist, und der das schaut, was seinen Blicken verborgen bleibt. Eine weitere Folge übergrosser Empfindlichkeit und der natürlichen Scheu vor Leiden durch sie, ist wohl auch darin anzusprechen, dass die Gefühlsmenschen, auch wenn sie sich altruistisch hervorragend betätigen, doch weit mehr Rücksichten auf sich selber verlangen als Gefühlskältere. Gefühlsuntertane Menschen sind bestenfalls Egoisten, die sich verallgemeinern in ihren Ver-

wundbarkeiten. Andererseits veranlasst Gefühlsuntertanschaft auch, wie bereits betont, geistigen Zusammenschluss: jeder Geisteskommunismus wurzelt hier. Der gemeinsame Gedanke ist von vornherein auf Schonung der Reizbarkeit gerichtet. Dabei bleibt kaum Bewusstseinsraum mehr für Gedanken ohne Reizanlass, für Gedanken ausserhalb der Gefühlsuntertanschaft. Man nimmt solche oft von anderen und fühlt sich des Vorwurfs geistiger Unselbständigkeit überhoben im Hinblick auf die grosse Zahl von Mitbekennern. Das Denken des Empfindlichen ist dabei von Hause aus auf sehr grossen Gebieten zur Unfruchtbarkeit verurteilt, eigentlich überall ausserhalb des Seelenergründens. Der darüber hinaus denkende Empfindliche entlehnt gerne anderen seine Grundgedanken — vor allem solche über die Zusammenhänge ausserhalb seiner Person, für die ihm das eigene Erlebnis fehlt — und verarbeitet sie nur im Sinne seiner Gefühlsbedürfnisse, das heisst er nuanciert nur den fremden Gedanken, freilich oft so, dass ein innerer Widerspruch dabei herauskommt.

Wiederholen wir: Ein gefühlsbeherrschter Mensch ist alles in allem genommen vorher bestimmt zum Haften am Diesseits, zum Jenseiter-Hass, zum Geisteskommunismus und zur Dogmenuntertanschaft. Es fällt ihm, dem Gefühlsuntertanen, schwer, einen Menschen aus seinen ganz bestimmten Verhältnissen heraus zu beurteilen. Er ist somit auch abgeneigt jeder geschichtlichen Auffassung vom Menschen. Unfähig, von sich selber loszukommen, höchstens einmal das eigene Schicksal zu dem der Menschheit erweiternd, glaubt der gefühlsuntertane Mensch von Hause aus mit dem ganzen Fanatismus seines Selbsterhaltungstriebes an einen normalen, ein für allemal feststehenden Menschen, und er ist überzeugt, den in sich selber zu erleben. Falls er dabei altruistisch gesinnt ist, fühlt er sich vor allem verpflichtet, den körperlichen Bedürfnissen des Mitmenschen Rechnung zu tragen, während er geistige Bedürf-

nisse anderer immer wieder verkennt. Er hegt überhaupt selten nur Verlangen nachzudenken, welche Folgen einer ihm von seinem Gefühl diktierten Handlung auf andere zu kommen möchten. Er sieht vornehmlich das, was ihn erregt, und begreift darum weder, noch billigt er es, wenn jemand Gedanken nachgeht, die mit dem Menschenlos zunächst gar nichts zu tun haben, wenn jemand die Wahrheit sucht auf jede Gefahr hin, das heisst ohne von der Wahrheit bestimmte, menschliche Zweckförderung zu erwarten. Der Gefühlsmensch wird darum als Lehrer und Prophet oft zum Geistesdepoten: der Mensch soll mit aller Gewalt festgehalten werden auf der Erde und bei seinesgleichen. Seine Ungeneigtheit aber zu geistigen Rücksichten, sein Unverständnis für das Freiheitsbedürfnis des Menschengeistes macht den gefühlsuntertanen Menschen leicht unzugänglich der Ehrfurcht vor dem Menschen an sich, die ja gerade das Geheimnis in jedem Menschen voraussetzt, seine Einzigartigkeit, deren Anerkennung bei dem Gefühlsuntertanen auf solche Widerstände stösst. Auch jene Hast im Aburteilen des Mitmenschen auf Grund einiger weniger persönlicher Erfahrungen ist wohl nur Folge der Reizbarkeit gefühlsuntertaner Menschen: allen an sie herantretenden Eindrücken wollen sie ein rasches Ende bereiten, um nur ja der Möglichkeit zu entgehen zu unübersehbaren Verletzungen. Dieselbe Hast der Vorsehung gegenüber treibt die Gefühlsuntertanen dem nächsten Dogma in die Arme. Ihnen fehlt eben der komische Mut; der Mut eines Menschen, der fussend auf dem absoluten Sollen, das er erlebt, sich furchtlos und auf jede Gefahr hin vertraut dem unendlichen All, ohne jeden Vorwitz vor der Gottheit. Gefühlsuntertanschaft lässt den Menschen überhaupt Widerstände erleben dagegen, eine Welt anzunehmen, in der nicht die Möglichkeit zur Befriedigung seiner Gefühlsbedürfnisse dem Ganzen als Endziel zugrunde liegt, als von Ewigkeit her feststehend im Weltenplane. Es liegt dabei

in der Gefühlsuntertanschaft an sich schon eine Verführung zum Aesthetismus, d. h. zum Verwechseln von dem, was der persönlichen Gefühlsbefriedigung dient mit dem, was die Beseitigung der Verhältnisse zur Folge haben würde, durch die das Gefühl beunruhigt ward, und jene Gefühlsbedürfnisse erweckt wurden. Der gefühlsuntertane Mensch wird so, wenn er über sich selber hinausdenken will und nicht loskommen kann von sich selber, leicht zu einem, der seinem Traume lebt. Nur, dass sein Traum eine Nachdichtung der Erde ist und nicht des Himmels, wie beim universalen Denker.

Die Ethik gefühlsuntertaner Menschen gestaltet sich im grossen und ganzen ungemein einfach. Jeder Geist und jedes Wagnis ist künstlich ausgeschaltet aus ihr: der gefühlsuntertane Mensch proklamiert, wenn er als Prophet, als Lehrer auftritt, neben der Askese, die gewertet wird nach der Ueberwindung, die sie ihm kostet, vor allem die Pflicht, die materiellen Nöte und die physischen Leiden der Mitmenschen zu lindern. Alles andere menschliche Handeln bedeutet Spielerei. Kein Mensch soll überhaupt an etwas anderes denken dürfen als daran, den Hunger seiner Mitmenschen zu stillen, solange nicht alle Menschen satt zu essen haben (Geisteshunger ist Einbildung Selbstsüchtiger). Wer sich aber der Erfüllung dieser einzig erlaubten Aufgabe widmet, der darf dann auch alle anderen Menschen nur als Mittel werten für seine Ziele. — Ein Recht zu leben, hat überhaupt nur der Hungernde, weil man ja an ihm leidet, aber auch er hat nur solange ein Recht zu leben, als er sich helfen lässt in einer Weise, dass zunächst die Gefühlsbedürfnisse des an seinem Leiden Leidenden befriedigt werden.

Die Gegenwart ist dem Gefühlsuntertanen unerträglich, aber auch eine mit Händen fassbare Zukunft bleibt ihm unannehmbar. So macht er sich in Gedanken ein Erdenteil zurecht für die Menschheit, und wählt zu dessen Verwirklichung die Mit-

tel, die dem noch unbezwungenen Allzu-Menschlichen in ihm — und es kann überwunden werden nur da, wo Geistesfreiheit herrscht — Betätigungsfeld gewähren. Wo dann der Gedanke endigt, tritt das Opfer ein. Es wird zum Werte an sich, und zum Gradmesser sowohl für die Ehrlichkeit des Bekenntnisses zum Ideale, wie für die Zweckmässigkeit der zu seiner Verwirklichung angewandten Mittel: denn die Selbsterziehung, die allein den Menschen in den Stand setzt, der Verführung zum Opfer um seiner selber willen Widerstand zu leisten, ist dem Gefühlsuntertanen wesentlich erschwert; ist er ja an sich schon geneigt, sein Leben gerechtfertigt zu erleben, darum, weil es ihn soviel leiden macht, und er somit das, was er allenfalls gefehlt haben könnte im Leben, stets überreich gebüsst zu haben glaubt. Daher denn auch jene Unerschöpflichkeit in Selbstentschuldigungen, die uns bei Gefühlsuntertanen immer so seltsam berührt.

Drittes Kapitel

Die orthodoxe Kirche

Als zeitlich erstes und vielleicht auch als dem Range nach erstes der meiner Meinung nach für das russische Volk bestimmendsten Erlebnisse, erscheint mir seine Bekehrung zum Christentum, seine Zugehörigkeit zur orthodoxen Kirche. Natürlich bedeutet es ein sehr kühnes Unterfangen, den Einfluss der orthodoxen Kirche auf das russische Volk auch nur in grösseren Umrissen feststellen zu wollen. Immerhin ergeben sich einige Momente hier ganz von selber. Zunächst möchte es freilich geboten sein, auf gewisse Vorurteile hinzuweisen, die der griechisch-katholischen Kirche gegenüber in weiten Kreisen bestehen. Gewiss! Sie ist nicht mitgegangen mit dem Fortschritt der Zeiten — wir haben aber in der Tatsache eines

Beharrens im Wechsel der Zeiten eigentlich etwas dem russischen Geiste Entsprechendes erkannt. Der Russe, auch der längst nicht mehr kirchengläubige, weigert sich seinem innersten Wesen nach, historische Bedingtheit anzuerkennen (in allem, was das Menschendasein betrifft). Auch die Kirche muss demnach, wenn der Russe sich zu ihr bekennen will, ein von Ewigkeit her Feststehendes bedeuten. Es darf nichts Veränderliches in ihr sein. Selbstverständlich liegt in diesem Nichtrechnen der Kirche mit dem Fortschritt der menschlichen Erkenntnis, wenn es auch dem Volksinstinkt durchaus entspricht, doch auch wiederum ein Grund für die Gleichgültigkeit der Kirche gegenüber, für die fast traditionelle Kirchenverachtung des bewussten, aufgeklärten Russen — (auch von den Kirchen Westeuropas glaubt er, sie verharrten genau so bei längst überwundenen Weltanschauungen, wie es in der griechischen Kirche Tatsache ist). Indes muss rückhaltlos zugegeben werden, dass die griechische Kirche — bei vielen uns seltsam anmutenden Vorstellungen (so z. B. vom Verweilen der Seele im Fegefeuer, von der Unreinheit gewisser Tiere, namentlich des Hundes, und auch von der Unreinheit der Frau im Zustande der Menstruation: sie darf dann nicht zur Kirche gehen), — sich doch immer auch erwiesen hat als Hüterin der altchristlichen Sittlichkeit, der urchristlichen Tugenden. Hierin vor allem liegt auch wohl der immer noch sehr starke Einfluss der orthodoxen Kirche auf das russische Volk gegründet. Ihre tatsächliche Popularität beruht meines Erachtens viel weniger — wenn überhaupt — auf der Jenseitsfurcht des einfachen Russen, als vielmehr auf seinem tiefinneren Einverstandensein mit den Geboten seiner Kirche. Der einfache Russe erblickt in ihnen eine gleichsam himmlische Bestätigung dessen, was er von Hause aus als absolutes Sollen erlebt. Die von der griechischen Kirche gelehrten altchristlichen Vorschriften der duldenden Menschenliebe entsprechen so vollkommen den Anschau-

ungen des einfachen Russen, dass man annehmen möchte, das Christentum sei hier entstanden, oder es hätte wenigstens hier entstehen müssen, so völlig in Einklang mit den Geboten der Kirche erkennen wir die wahrhaft grossen Seiten des einfachen Russen: seine geradezu antike Gottergebenheit im Sterben, seine schier unerschöpfliche Kraft im Verzeihen und im Vergessenkönnen erlittener Uebeltaten. Hinzu kommt, dass die tausendjährige Leidensgeschichte des russischen Volkes es an sich schon unlösbar verketten musste mit einer Religion, die den in der Zeit Leidenden auf ein besseres Jenseits vertröstet, und im Diesseits diejenigen Tugenden anbefiehlt, die auch der Geknechtete zu üben vermag, und die ihn dann erheben über die Knechtschaft des Leibes zur Freiheit der Seele. Und dass die orthodoxe Kirche das russische Volk hat erhalten können durch Jahrhunderte lang währendes unsagbares Elend hindurch in Tugend und Reinheit, das allein schon müsste uns mit Ehrfurcht erfüllen vor ihr, wenn wir auch nicht wüssten, dass in der orthodoxen Kirche solche Keime ewiger Wahrheiten enthalten sind, dass ein auf der Höhe westeuropäischen Gedankens stehender, weltenoffener Geist wie Wladimir Solowieff daran denken konnte, diese Kirche auszusöhnen mit Wissenschaft und Philosophie, sie zum Grundpfeiler zu erheben einer einheitlichen Heilslehre für die gesamte Menschheit!

Dabei gilt es denn auch, mit allem Nachdruck zu betonen, dass die orthodoxe Kirche immer nur der Gewalt weichend sich hat missbrauchen lassen zu Polizeidiensten und Staatszwecken, und nur insofern, als sie solch unchristlichem Ansinnen der despotischen Regierung keinen Widerstand entgegensetzte. Es geschah das aber immer und überall gegen den Willen und zum aufrichtigen Schmerze der edelsten Söhne der griechischen Kirche!

Wenn wir nunmehr von dem Einfluss handeln, den sie in

tausendjähriger Erziehung auf die russische Volksseele ausübte, und uns dabei im besonderen klar werden wollen darüber, inwiefern die griechische Kirche die Aufnahme des Europäer-Geistes im russischen Volke beeinflusste, in welch ganz bestimmte Bahnen sie ihn von vornherein leitete, und welch ganz bestimmte Grenzen sie seinem Eindringen gegenüber aufrichtete, so sind natürlich alle meine Schlüsse hier wie überall mit grösster Vorsicht aufzunehmen. Zunächst muss hier — bei aller Ehrfurcht vor der orthodoxen Kirche, und indem wir unentschieden lassen, ob sie überhaupt anders verfahren konnte, so wie sie nun einmal ist — in aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, dass „orthodox" rechtgläubig heisst, dass die russische Kirche ihre Bekenner lehrt, dass sie die einzigen Gläubigen, insbesondere die einzigen Christen sind, die den richtigen Glauben haben. Man könnte nun freilich demgegenüber geltend machen, dass alle Kirchen so tun; die westeuropäischen Kirchen würden indes, sofern sie solches tatsächlich lehrten — und sie lehren das denn doch nur unter ganz bestimmten Einschränkungen, — wohl kaum so wörtlich genommen werden von ihren Bekennern wie die russische Kirche, weil den Völkern Westeuropas eine reichhaltige weltliche Geisteskultur die Möglichkeit zu einer gewissen Kritik gewährt, die in Russland bis jetzt, für die grosse Masse wenigstens, wegfällt. Es muss demnach der an sich empfindlich geartete Russe, der jedes Wissen mit Leiden erkauft, durch diese Lehre seiner Kirche, die ihn zum Träger des einzig richtigen Glaubens macht, nur bestärkt werden in seiner natürlichen Neigung, sein Wissen für d a s Wissen, seine Erfahrungen für d i e Erfahrungen zu halten. Und eng damit zusammen hängt auch die bei dem denkenden Russen oft peinlich auffallende Unfähigkeit, in einer von der seinigen verschiedenen Anschauung etwas anderes als Unaufrichtigkeit zu erblicken (ein geistiger Mangel, der z. B. einen Tolstoi, der mit Worten stets To-

leranz predigt, einfach unfähig macht, zu begreifen, was Toleranz überhaupt bedeutet). Der kritikhemmende Einfluss der russischen Kirche — die ihre Bekenner Rechtgläubige heisst — scheint mir überhaupt wohl kaum zu bestreiten zu sein, und darum hat die russische Kirche kein Recht, sich die Hände in Unschuld zu waschen gegenüber der bedenklichen Ehrfurchtslosigkeit des aufgeklärten Russen (nicht des gebildeten: gebildet sein heisst Ehrfurcht haben) vor alle dem, was nicht so ist wie er selber. Der Russe, dem seine Kirche seit über einem Jahrtausend einredet, er allein habe den rechten Christenglauben, vermag eben nur schwer zu begreifen, dass andere anders zu denken vermögen (nicht nur in kirchlichen Dingen, auch im Leben, vor allem, was Politik und sogenannte Aufklärung anbetrifft), und dabei doch von keinen schlechten Beweggründen geleitet zu sein brauchen in ihren Anschauungen. Auch die — geistig so unendlich hemmende — Abneigung des aufgeklärten Russen gegen historische Auffassung des Menschen und seiner Schicksale muss wohl durch die Kirche mindestens genährt worden sein; der Russe hatte ja in ihr ständig etwas vor Augen, was in tausend Jahren dasselbe geblieben ist (wenigstens scheinbar). Damit aber trägt die Kirche einen Teil der Schuld auch für die Abgeneigtheit des aufgeklärten Russen, einen Menschen aus seinen Verhältnissen heraus verstehen zu wollen, eine Abgeneigtheit, die vielleicht längst schon zur Unfähigkeit wurde, und die ihrerseits wiederum den Russen so oft unfähig macht zur Gerechtigkeit, ausserstande, dem Nichtrussen kein Unrecht zu tun wenigstens in Gedanken. Man könnte des weiteren auch wohl noch mit einigem Rechte auf den Einfluss der orthodoxen Kirche mit ihren absoluten Geboten jene offensichtliche Abneigung des Russen zurückführen, nachzudenken über die Folgen einer von ihm sittlich gebilligten Tat auf die Mitmenschen. Der Russe hegt unausgesprochen den — der menschlichen Denk-

trägheit so entgegenkommenden — Aberglauben an die Allmacht des Guten, oder deutlicher gesagt, daran, dass, wenn er seine Selbstsucht einmal beherrscht, die Mitmenschen und das Weltall ihm nun auch den Gefallen tun müssen, seine Tat so ausschlagen zu lassen, wie er sie beabsichtigt hatte. Erlebtes Wohlwollen enthebt in den Augen des Russen jeder Pflicht zum Nachdenken. Daher denn auch jenes kritiklos geübte Verzeihen in Russland, wobei der Verzeihende das verziehene Uebel aus der Welt geschafft zu haben glaubt, in Wirklichkeit aber nur die Missetat zu Jahren kommen lässt, weil er den Missetäter durch allzu frühes und allzu sichtbar müheloses Verzeihen um die erzieherische Kraft der Reue betrügt. Ganze Bände liessen sich schreiben über diesen wohlgemeinten — und dabei der natürlichen russischen Indolenz so entgegenkommenden — Aberglauben an eine Welt, die so geschaffen ist, dass der Selbstlose Allmacht ausübt in ihr. Auch hier ist Tolstoi typisch: auch sein Christentum baut sich auf diesem Aberglauben auf: Tolstoi hat niemals das Wagnis im Guten anerkennen wollen!

Schliesslich möchten wir auch noch dem Einfluss der orthodoxen Kirche jenes merkwürdige Sträuben des denkenden Russen zuschreiben gegen jede Weltanschauung, die nicht den Menschen zum Weltenmittelpunkt hat. Die orthodoxe Kirche lehrt ja bekanntlich eine unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Tier — die übrigen Geschöpfe lässt sie überhaupt links liegen oder hat für sie bloss mechanische Erklärungen. Das sind Automaten, die der Höchste aufzieht — und damit ist der natürlichen Empfänglichkeit des von Hause aus gemütsweichen Russen der Tierwelt gegenüber eine geradezu peinliche Grenze gesetzt Der Russe quält völlig gedankenlos Tiere, vor allem Pferde und Hunde. Wie oft ward mir dabei in Russland, wenn ich mich bei unerträglichen Tierquälereien einzuschreiten veranlasst sah, und den Betreffenden

ersuchte, sich doch selber in die Lage des gepeinigten Tieres zu versetzen, aufrichtig erstaunt und harmlos lächelnden Mundes geantwortet: „Das ist ja doch ein Tier!“ So erinnere ich mich, dass einst meine sehr fromme und gutherzige Köchin einen Hund mit heissem Wasser verbrühte, weil er in die Küche gelaufen war, wo ein Heiligenbild hing! Diese Vorstellung einer absoluten Kluft zwischen dem Menschen und der übrigen Schöpfung, wie sie die griechische Kirche lehrt, hat sich tief eingenistet in den Anschauungen auch des aufgeklärten Russlands. Der Anblick übergrossen Menschenelends mag da mitgespielt haben. (Und ihm gegenüber erscheint es tatsächlich fast frivol, sich um Tiere zu kümmern.) Wie dem aber auch sei, tatsächlich finden wir in keinem russischen Erlösungstraum — auch nicht bei Tolstoi — Platz für unsere demütigen Brüder, die Tiere, und für unsere stummen, sündlosen Schwestern, die Pflanzen. Das aufgeklärte Russland denkt streng anthropozentrisch: der heilige Franz hat nicht für es gelebt. Und das ist um so seltsamer, als das heutige Russentum eigentlich nur als ursprüngliches Künstlertum zu begreifen ist (wenn man sich nicht beschränkt verhalten will ihm gegenüber, das heisst, es einfach als unsympathisch ablehnt). Künstlertum ist aber immer auch ein Bekenntnis zum Glauben an die Allbeseeltheit, oder setzt wenigstens solchen Glauben voraus.

So viel über den Einfluss der orthodoxen Kirche auf den Charakter des russischen Volkes — im besonderen in Hinsicht auf das nicht intuitive Russland. Um alles hier zusammenzufassen, so hat die Kirche bei gar nicht abzuschätzenden Verdiensten um die Sittlichkeit in Russland (wir sind völlig ausserstande, uns vorzustellen, welche entsetzlichen Roheiten die orthodoxe Kirche tatsächlich verhütet hat im Laufe der Jahrhunderte: alle die Roheiten, deren unbeherrschte Sinnlichkeit und völlige Gedankenlosigkeit fähig sind. Wir kön-

nen davon fast in jeder russischen Zeitung Einzelheiten lesen, dass uns die Haare zu Berge stehen) — doch vor allem kritikhemmend gewirkt auf den russischen Geist, ihn bestärkend in Vorurteilen, die bereits in der gefühlsmässigen Veranlagung des Russen vorbereitet waren. Dabei war aber die Kirche — ich werte nicht, ich spreche nur Zusammenhänge aus, die mir zweifellos erscheinen, — eine ausserordentlich schützende Pflegestätte für das intuitive Russland. In ihrem Schosse konnte der einfache russische Bauer — vor unendlichen Horizonten unter grenzenlosem Himmel schwer mit seiner anspruchsvollen Erde ringend um das tägliche Brot — ungestört von allem Vorwitz des Menschengeistes, jene wortlosen Zwiegespräche führen mit dem Ewigen, die, wenn sie wohl auch in ihrer Fülle von Menschen ungehört, geradeaus in den Himmel aufsteigen — dennoch in einer gewissen Widerstrahlung, in einem Wirken, das wir zwar nicht in Worte zu fassen vermögen, aber auch nicht abzustreiten imstande sind, das ganze Leben der Nation durchdringen, sie bekräftigend in ihrem Vornehmsten, Selbstgewissheit verleihend ihrem Selbstlosesten, und grosse Dichter begeisternd zu unsterblichen Werken! —

Ich muss dabei offen bekennen, dass ich meinerseits die orthodoxe Kirche nicht nur, wenigstens einstweilen noch, unentbehrlich halte für Russland. Vor allem auf sie rechne ich auch, wenn ich hoffe, dass das intuitive Russland, das Russland, das erlebt wird weit abseits von den grossen Städten auf Russlands unendlichen Feldern und Fluren, das Russland, das eines Geistes ist mit uns und letzten Träumen von uns Verwirklichung verheisst, sich — ungeachtet allen Umherreissens an ihm von rechts und von links — ruhig weiter entfalten wird, bis es einst die Hülle seines dumpfen Träumens durchbricht und jenes erlösende Wort spricht, das wir alle von ihm erhoffen. Und es wird kein russisches Wort sein, dieses erlösende Wort, es wird ein Wort sein aus unseres Europas

Jugendzeit, das wir nur vergessen hatten, und das uns aufklären wird über die Ziele, denen wir heute zustreben nur in dunklem Drängen und auf tausendfältigem Pfade, die wir aber noch wussten, damals in unserer Jugendzeit, als unser Weg noch einfach war, und das letzte hohe Ziel noch vor uns lag im lichten Morgenrot des Glaubens! —

Viertes Kapitel

Das Tartarenjoch

Den der Zeit nach zweiten bestimmenden Einfluss auf die russische Volksseele erblicken wir im Tartarenjoch. Die Einzelheiten dieser furchtbaren Knechtung sind solche, dass wir kaum mehr den Gedanken an sie ertragen. (Noch heute heisst „Jungfernfeld" ein grosser freier Platz in Moskau, weil dort die Jungfrauen ausgewählt wurden, die lange Jahrhunderte hindurch dem Tartarenfürsten alljährlich zum Tribut gesandt werden mussten.) Bevor die Mongolen in Russland einbrachen, hatte das russische Volk in freien Gemeinschaften gelebt, in hartem Ringen mit der wenig freigebigen Heimaterde, aber ruhig zufrieden am Alltag und festlich heiter bei Spiel und Tanz am Feiertage. Dem machten die Tartaren ein Ende. Hier ward bereits die russische Volksseele vor die Wahl gestellt: zwischen Sklavensein und Nichtsein. Wir wissen dabei nicht, wieviel freie russische Männer damals der Knechtschaft den Tod vorzogen. Jedenfalls aber sind die heutigen Russen vornehmlich Abkömmlinge derer, die in Knechtschaft am Leben verharrten. (Und das braucht gar nicht aus Feigheit geschehen zu sein, allein schon der Christenglaube wies diesen Weg.) Durch die tartarische Knechtschaft ward wohl der russischen Seele jener erste Anstoss gegeben dazu, ausser-

halb der Wirklichkeit ihr Leben zu führen im Traum von einer besseren Welt. Und das bedeutet eine in Künstlertum endende, wenn nicht schon aus ihm geborene Seelenverfassung, die auch in der Lehre der Kirche reichlich Nahrung fand, und in der die weiteren furchtbaren Schicksale Russlands, vor allem der politische Despotismus und die Leibeigenschaft, die russische Seele immer mehr bestärken sollten, bis dann aus diesem von Hause aus mit reichstem Wirklichkeitssinn begabten Volke jenes lebensfremde Künstlervolk ward, dem wir im heutigen Russland begegnen — wo immer es sich auslebt jenseits seiner rein materiellen Interessen. Aber auch alle anderen Umbiegungen der Menschenseele, die langjährige Knechtschaft mit sich bringen muss, und die wir heute noch im russischen Volke wahrnehmen, können mühelos auf das Tartarenjoch zurückgeführt werden. Vor allem jener auffällige Mangel an Interessiertheit an dem Werke der eigenen Hände. Das nutzte ja dem Sklaven nichts; sein Herr konnte jederzeit alles an sich nehmen, was sein Sklave erarbeitet hatte. Hier wurzelt denn auch vielleicht jener den Ausländer in Russland so seltsam anmutende, offenbar tief in der russischen Volksseele schlummernde Schicksalsglaube, der den Russen auch in grösster Gefahr in Ruhe und Gleichgültigkeit verharren lässt. Auch hat hier wohl jene seltsame, uns oft unbegreifliche Gleichgültigkeit des Russen den äusseren Gütern der Welt gegenüber ihren Ursprung, jene Gleichgültigkeit, die ebensosehr Grösse wie Schwäche sein kann. Erlebten wir es doch mehr wie einmal, dass ein Russe das, was er jahrelang in rücksichtslosester Energie erstrebt und schliesslich auch erreicht hatte, — und der Russe kann auch Energie beweisen, er braucht nur mit ganzer Seele bei der Sache zu sein, — ganz plötzlich von sich wirft wie ein Nichts, in einer blossen Laune, wie es uns scheinen will (freilich kann man das auch so erklären, dass des Russen Seele in der Zwischenzeit ganz allmählich eine andere, ihrem

Wesen entsprechendere Einstellung annahm, von der aus ihm höhere Werte aufgingen, oder von der aus ihm aller Erdenbesitz plötzlich nichtig erschien. Und dem Russen eignet nun einmal jene — freilich oft etwas vorschnelle — aktive Ehrlichkeit, seine Ueberzeugungen unmittelbar in Handlungen umzusetzen).

Jedenfalls muss es als Tatsache, und zwar als eine für uns Westeuropäer nacheifernswerte und etwas beschämende Tatsache angesprochen werden, dass auch der gebildete Russe viel weniger an den äusseren Gütern der Welt hängt wie wir, dass es ihm weit geringere Ueberwindung kostet als uns, seine Lebensansprüche auf das eben zur Daseinserhaltung Notwendige einzuschränken. Hier wurzelt, nebenbei bemerkt, auch jene schlechthin vorbildliche Selbstverständlichkeit, in der der politische Märtyrer in Russland, mag er auch den besten Kreisen der Gesellschaft entstammen, die unbeschreiblich furchtbaren Zustände der Gefängnisse und der Gefangenentransporte erträgt (das heisst seelisch erträgt, körperlich gehen sie in ganzen Scharen zugrunde).

Vielleicht dürfen wir auch bereits in den Notwendigkeiten des Tartarenjochs die Veranlassung ansprechen zu jener erstaunlichen Gewandtheit auch des ganz einfachen Russen im Umgang mit Menschen, wie sie sich äussert in einem wirklich verblüffend feinem Takt. Auch der ganz einfache Russe fühlt blitzschnell das heraus, was dem schmeichelt, mit dem er gerade zu tun hat — er ist geradezu ein Meister in der Kunst, sich beliebt zu machen — auch da, wo er es eigentlich gar nicht darauf absieht, und wo es ihm auch keinerlei materielle Vorteile bringt.

Doch auch die Nachtseiten im Charakter des Russen haben hier ihren Ursprung, vor allem seine vielfach ausserordentlich geringe Widerstandskraft gegenüber jederlei Versuchung, vornehmlich solcher sinnlicher Art (Alkohol, geschlechtliche Aus-

schweifung, Diebstahl), denen er so oft nachgibt, obwohl er weiss, dass er unrecht tut, und dass er das bereuen wird, und dass er damit die leiden macht, die er liebt und oft tatsächlich mehr liebt wie sich selber. Alle diese merkwürdigen Widersprüche in der slavischen Seele, die aus dem Russen ein so unerschöpfliches Studienobjekt für den Künstler und Psychologen machen, sie haben vielleicht vor allem ihren Ursprung in dem frühen Gebrochensein der Selbstachtung, in dem früh schon vernichteten Zutrauen zu sich selber, wie das der Sklave erfährt, wenn er das Leben in der Knechtschaft dem Tode vorzieht (und wenn er dabei auch nur am Leben blieb für seine Frau und für seine unmündigen Kinder, die er zwar nicht zu schützen vermag vor Gewalt und brutaler Willkür, denen es aber jedenfalls ohne ihn noch schlechter gehen würde).

Und die Selbstachtung, das Zutrauen zur eigenen Person ist dreimal gebrochen worden in der russischen Seele: einmal durch die Tartaren, dann durch die Leibeigenschaft und schliesslich durch den die Erbschaft des Tartarenjochs antretenden Despotismus. Jene eigentümliche Haltlosigkeit der russischen Seele, jenes ihr rastloses Hin- und Herpendeln zwischen himmelhoher Begeisterung und tiefster Niedergeschlagenheit, zwischen abweisendem Hochmut und im Staube winselnder Selbstzerknirschung, alle diese ewigen Schwankungen der russischen Seele in ihrem höchsten Bewerten scheinen mir nicht — wie uns einige Panslavisten glauben machen wollen — aus geistiger Lebendigkeit hervorzugehen, — ich sehe die sonst nicht in dem Masse — vielmehr eben aus schweren, unnormal schweren Erlebnissen, aus einem allzu frühzeitigen Hineingeworfenwerden in Verhältnisse, in denen der Mensch, wenn er am Leben bleiben will, jedes Verfügungsrecht über die eigene Person verliert, und damit auch jedes Vertrauen auf sich und jede Achtung vor sich selber.

Meines Erachtens ist auch auf solche frühe Leidens- und

Knechtschaftserfahrung jener seltsame, elementare Widerstand zurückzuführen, den der russische Volksgeist — auch in seinen erleuchtetsten Vertretern — erlebt gegenüber der Vorstellung von einem in dieser Welt hinter den Dingen liegenden Reich der Freiheit und Sittlichkeit, aus dessen Anschauung wir die Gewissheit der Richtigkeit unseres sittlichen Schaffens schöpfen gegenüber allen Missständen der Zeit und allen persönlichen Niederlagen. Solche Auffassung muss freilich einem jahrhundertelang in Knechtschaft gehaltenen Volke wie kalter Hohn erscheinen, und doch wäre das eine der Weltanschauungen, aus denen heraus dem russischen Volke das Zutrauen zu seinem Gewissenserlebnis zurückgegeben werden könnte, und dabei kann es gar keinem Zweifel unterliegen, dass eine planmässige Stärkung dieses Zutrauens zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden ist für das russische Volk — ein Beginnen, das freilich etwas ganz anderes bedeutet als panslavistische Erziehung zur Selbstvergötterung. Die grossen russischen Dichter sind denn auch, so scheint es mir, hier am Werke — soweit sie wenigstens intuitiv schaffen, nicht predigen: sie lehren die Volksseele sich selber zu erfassen in ihren selbstlosen Beweggründen — (und der Arme hegt nun einmal Scheu davor, solche einzugestehen, ihm eignet überall in der Welt die Neigung, selbstlosem Handeln selbstsüchtige Beweggründe unterzuschieben), und so das Vertrauen zu dem in sich, was über dem Schicksal steht, zurückzugewinnen und damit endlich auch die Widerstandskraft zu finden gegenüber dem der Seele Fremden, nur die Sinne Versuchenden. Am hellsichtigsten ist hier wohl Tolstoi gewesen (viel hellsichtiger noch als Dostojewski), als er — an einer viel zu wenig beachteten Stelle der „Anna Karenina" — die letzte Rechtfertigung des russischen Volkes für sein Verharren in Jahrtausende langer Knechtschaft darin fand, dass das russische Volk die Knechtschaft der Sünde vorgezogen und dabei wohl gewusst habe,

dass niemand über seinesgleichen herrschen kann, ohne sich versündigen zu müssen an ihnen. Es wäre billig, hier zu spotten, Tolstoi habe aus der Not eine Tugend gemacht. Wer Russland einigermassen kennt, dem wird es vielmehr so ergehen, wie es mir erging, als ich diese Worte las. Ihm wird blitzartig ihre abgrundtiefe Wahrheit aufgehen, es wird ihm wie Schuppen von den Augen fallen, und er wird mit einem Male eine Menge Dinge verstehen, die ihm bis dahin rätselhaft erschienen (eine Fülle neuer Ehrfurcht wird er eintauschen gegen peinliche Reste von Nichtachtung einem ganzen Volke gegenüber — und solcher Tausch bedeutet in jedem Falle den grössten Gewinn für unseren inneren Menschen). Der einfache Mann aus dem russischen Volk zeigt tatsächlich keinerlei persönlichen Ehrgeiz (es ist kaum möglich, einen russischen Arbeiter zum Meister zu erziehen). Der Russe zieht ganz offenbar grössere persönliche Abhängigkeit vermehrter Verantwortung für andere vor. Es widersteht ihm durchaus, die Rolle des Gleichen unter Gleichen aufzugeben, in der er sich vor allem gefällt; und das kann bei seinen sonstigen Charaktereigenschaften, vor allem bei seinem ausgesprochenen Freimut, bloss so verstanden werden, dass er sich nicht zwingen lassen will dazu, sich versündigen zu müssen an seinesgleichen. Natürlich setzt solche Weltanschauung, indem sie die Regelung der tatsächlichen Geschicke der Menschen schliesslich solchen überlässt, die keine Scheu hegen davor, über ihresgleichen zu herrschen und sich an ihnen zu versündigen, einen unerschütterlichen Glauben voraus an ein ausgleichendes Jenseits. Der einfache Russe lebt denn auch tatsächlich in dieser Welt für jene, und dabei eignet ihm ein unübertrefflicher Klarblick für die Tatsachen dieser Welt, die er meistern will in Rücksicht auf jene. In dieser nahtlosen Vereinigung von Weltfernheit in den Endzwecken und unübertrefflichem Wirklichkeitssinn in der Betätigung der Mittel, die zu ihnen hinführen sollen, äussert sich überhaupt für mich we-

nigstens die eigentlich persönliche Note im russischen Volksgeiste. Wir finden das ins Paradoxe übertrieben bei dem Terroristen. Und wir finden im Grunde ganz das gleiche als einen der höchsten Gipfel darstellender Kunst bei dem russischen Dichter, — Tolstoi ist hier zweifellos der Meister — der ebenso genial ist in der Schilderung des Sachlichen, wie in tiefgehendster Seelenergründung.

Das alles erklärt sich meines Erachtens auch aus den schweren Schicksalen des russischen Volkes, die den Russen zwangen, wenn er nicht der Knechtschaft den Tod vorzog und dabei doch Achtung vor sich selber bewahren wollte, in dieser Welt zu leben nur in Rücksicht auf eine andere Welt und in Hinsicht auf jene Welt in dieser Welt, alle die Tugenden zu verwirklichen, die dem Menschen auch in der Knechtschaft zu verwirklichen bleiben — und das sind die passiven Tugenden. Sie sind heute noch die hervorstechendsten im Charakter des Russen: seine Kraft, zu verzeihen, erlittenes Unrecht wirklich zu vergessen, seine Geduld im Ertragen von Leiden und seine einfache Ergebenheit im Sterben — und auch jene Selbstverständlichkeit, in der der Russe sein letztes Stück Brot mit dem ersten besten Hungrigen teilt. Der uns ewig verschlossene Weg der Vorsehung hat dieses prachtvolle Volk zu passiven Tugenden erzogen. Auch so noch wird es vorbildlich sein auf lange hinaus für Westeuropa, dessen Tugenden meist aktiver Natur sind, und dem der Geschmack für passive Tugenden in ganz bedenklichem Masse verloren ging, in so bedenklichem Masse, dass das handelnde Westeuropa bereits in seinen sichtbarste Wirkung ausübenden Betätigungen (denken wir nur an unser Wirtschaftsleben) mehr und mehr in offenen Widerspruch tritt zu seinem ureigensten Geiste!

Wer will aber sagen, ob nicht ein Volk, das so hoher passiver Tugenden fähig war — unter furchtbarsten Prüfungen: dem Hunger, der Misshandlung, der Todesdrohung gegenüber

— ob nicht ein solches Volk auch der höchsten menschlichen aktiven Tugenden fähig sein wird, wenn ihm nur erst einmal der Druck von der Seele genommen wurde, den Jahrtausende währendes Elend und Knechtschaft auf sie legten, — ohne sie beugen zu können!

Dieser Druck offenbart sich heute am allerpeinlichsten und bedrohlichsten darin, dass dem russischen Geiste vorerst noch die Vorstellung von der wahren Freiheit fehlt. Noch fremd ist ihm die Selbstgewissheit einer Seele, die selber ihren Weg in die Ewigkeit bestimmt, selber ihren Traum von der Unsterblichkeit sich deutet, alle anderen Seelen ihre eigenen Wege nehmen lässt in das Unendliche hinein, ihnen allen ihre Dichtung gönnt von dem, was dem Verstande unfassbar bleibt, und die dabei selber keine Angst mehr hegt um ihren Himmel und um ihre Unsterblichkeit! (und wir wissen ja heute, durch bitterste Erfahrung wissen wir das, und Ströme von Blut sind geflossen um diese Erkenntnis, dass nur unter der Voraussetzung solchen Freiheitserlebens die Achtung der Menschen voreinander möglich ist; nur dann, wenn jeder dem anderen seine Dichtung erlaubt von dem, was nur dem dichtenden Gemüte zu erfassen bleibt!).

Die Erziehung hierzu kann aber dem russischen Volke bloss wachsende Selbstbestimmung seiner politischen und kulturellen Schicksale bringen auf dem Wege einer von dem Streben nach wahrhafter Freiheit geleiteten Aufklärung. Eine solche Aufklärung meine ich hier, die den Menschen dazu erzieht, er selber zu sein auch auf die Gefahr hin, anders zu werden wie seine Lehrer. Eine solche Aufklärung meine ich hier, die es vorziehen würde, dass die Menschen selbständig in ihr Verderben gingen, als dass sie als Herde gezwungen würden zu ihrem Heile (wenn das möglich wäre, wenn Leben ohne Freiheit überhaupt ein Heil bedeuten könnte für Menschen).

So viel über die Einwirkungen des Tartarenjochs auf die rus-

sische Seele. Selbstverständlich sind sie mit dem Vorstehenden auch nicht annähernd erschöpfend umschrieben; sie werden indes deutlicher hervortreten, wenn wir nunmehr hinblicken auf die Einwirkungen, denen die russische Seele unterlag durch den politischen Despotismus.

Fünftes Kapitel

Der politische Despotismus

Alles das, was wir soeben im russischen Volkscharakter auf die Einwirkungen des Tartarenjochs zurückführten, kann mit gleichem Rechte dem jahrhundertelang über Russland herrschenden Despotismus zugeschrieben werden, der bekanntlich die direkte Hinterlassenschaft des Tartarenjochs darstellt und im Grunde ein nur äusserlich ehrenvolleres Tartarenjoch bedeutet. Auch hier musste der Mann, der am Leben bleiben wollte, seine heiligsten Ueberzeugungen verbergen, Demütigungen über Demütigungen einstecken und so mehr und mehr die Achtung vor sich selber einbüssen, aus der doch vor allem die männliche Widerstandskraft hervorgeht gegenüber allen Versuchungen, die an den Menschen herantreten. Unter einem despotischen Regimente muss zudem aber auch das Zutrauen des Menschen zu seiner Urteilskraft und zu seiner Tüchtigkeit systematisch untergraben werden, oder kann doch nur entfaltet werden auf Kosten der Selbstlosigkeit, denn Urteilskraft und Energie sind unter einem despotischen Regimente ausser im Waffendienste, wo sie nur in Kriegszeiten genügende Verwendung finden, ausschliesslich auf Uebung und Betätigung im Erwerbsleben angewiesen. Urteilskraft und Energie dürfen sich nicht unter dem Despotismus betätigen auf dem Gebiete, das dem freien Mann über alles wertvoll erscheinen muss: in Mit-

bestimmung der Schicksale des eigenen Volkes. Aber auch im Erwerbsleben sind der persönlichen Urteilskraft und Energie durch den Willen des Despoten — hinter dem sich stets die Appetite seiner Diener decken — ganz bestimmte Schranken gesetzt.

Solcher planmässigen Untergrabung in seinem Selbstbewusstsein und in seinem idealen Schaffenstrieb ist nun das russische Volk viele Jahrhunderte lang ausgesetzt gewesen durch den politischen Despotismus, unter den es geriet, gleich nachdem es das Tartarenjoch abgeschüttelt hatte. Alle sittlichen Kräfte des russischen Volkes wurden so auf die Dauer gleichsam nach innen gerichtet. Und das geht natürlich nie völlig ohne Schädigungen vor sich. Das Selbstbewusstsein des Russen ward so dauernd geschwächt, und sein geistiger Gesichtskreis dauernd eingeengt!

Eines freilich ward mehr und mehr geschärft im russischen Volke, eines, wozu die Anlage schon an sich in dieser feinfühligen Rasse lag: der Blick für seelische Zusammenhänge! Seine Ausbildung ward zur Notwendigkeit im Daseinskampfe. Hing doch das Geschick jedes einzelnen, selbst des verhältnismässig Mächtigen, in weit höherem Grade davon ab, wie er den Machthabern gefiel — und ihrer waren von dem Despoten gedeckt Tausende und Tausende — als von der eigenen Tüchtigkeit. So ward die Fähigkeit, die Eigenarten, vor allem die Schwächen des Mitmenschen auf den ersten Blick zu erraten, auf das virtuoseste ausgebildet im Russen, und hier stehen wir wahrscheinlich auch am Urquell der überlegenen Psychologie des russischen Künstlers. Freilich — das sei gleich bemerkt — dieser seelische Scharfblick ward beim Russen durchaus einseitig entwickelt. Er ward geübt unter dem Antrieb der Selbsterhaltung, das heisst zum ausschliesslichen Nutzen für die eigene Person, und er hat somit naturgemäss vor allem die Schwächen des anderen zum Gegenstand. Diesen ihren ur-

sprünglichen Zweck und ihre ursprüngliche Richtung verleugnet nun die russische Psychologie weder im Leben noch in der Kunst. Nur so ist es zu erklären, dass, während der Russe für die eigene Person überempfindlich ist (und für ihre Schonungsbedürftigkeit einen geradezu intuitiven Scharfblick voraussetzt bei jedem Menschen, der ihm in den Weg kommt, und entrüstet ist, wenn er dort solchen Scharfblick nicht findet), — ihm selber vielfach das Verständnis abgeht für das, was bei dem Nächsten der Schonung bedarf, und er immer wieder mit Füssen tritt, was dem Nächsten teuer ist, und dabei noch empört tut, wenn der ihm dann den Rücken dreht. Das kommt bei dem im aufgeklärten Russland herrschenden Geisteskommunismus unter Russen selber nicht so zum Vorschein: sie sind einander zu ähnlich in Empfindung und Gesinnung (bleiben indes auch so vielfach unerreichte Meister in der Kunst, einander nervös zu machen). Peinlich erweist sich die psychologische Einseitigkeit des Russen erst im Umgang mit Westeuropäern. Hier lässt der aufgeklärte Russe, namentlich wo Politisches oder Religiöses in Frage kommt, oft sehr geringes Feingefühl erkennen für das, was dem anderen teuer ist. Auch die nie endenden Empfindlichkeiten, die das ganze öffentliche Leben Russlands derart zersetzen, dass die praktischen Ergebnisse hier oft in verblüffendem Missverhältnis stehen zur aufgewandten Energie, können wohl zum Teil zurückgeführt werden auf die erwähnte Einseitigkeit in der Psychologie des Russen, der minutiöseste Rücksicht verlangt auf die eigene Person und dabei selber nicht immer entsprechende Rücksichten übt auf seinesgleichen!

Auch in der Kunst wirkt diese Einseitigkeit der russischen Psychologie hemmend. Zunächst erweist sich da der seelische Scharfblick in seiner ganzen Stärke — Tolstoi ist hierin das markanteste Beispiel — eigentlich nur den Nachtseiten der menschlichen Natur gegenüber, und veranlasst so im aufgeklär-

ten Russen (auch hier ist Tolstoi typisch) jenen tiefen, hoffnungslosen Pessimismus in Hinsicht auf den einzelnen Menschen, der in so seltsamem Widerspruch steht zu jenem naiven Optimismus in Hinsicht auf die endgültigen Geschicke der Menschheit, ohne den kein russischer Dichter und Denker denkbar ist. Aber nicht nur das! Die Gewohnheit, die Seele des Mitmenschen zu ergründen, vor allem im persönlichen Interesse, und somit vornehmlich in Rücksicht auf die Beziehungen des zu Ergründenden zu der Person des ihn Ergründenden, und die darin erreichte Fertigkeit haben den Russen in weiten Kreisen zu der ganz unseligen Ueberzeugung veranlasst, er sei wirklich imstande, in der Seele des Mitmenschen zu lesen. Jeder, der anders empfindet und denkt wie er, müsse ein Heuchler sein — und zwar ein Heuchler aus Selbstsucht. Die grosse Kunst macht schliesslich immer rasend. Das wissen wir längst.

Nun könnte freilich gerade in diesem Zusammenhange die Frage erhoben werden, ob und wieweit der natürliche und durch das Tartarenjoch noch in gewissen Neigungen bestärkte russische Volkscharakter den Despotismus nicht nur dadurch geradezu herbeirief, dass er die Verwirklichung despotischer Gelüste allzu leicht und allzu verführerisch gestaltete — und das scheint mir ausser Frage. Aber nicht nur das: es erhebt sich hier noch die weitere Frage, — und ich stelle sie auf das Risiko hin, für frivol zu gelten — die Frage, ob nicht der Despotismus geradezu eine Notwendigkeit ward für das russische Volk selber, insofern, als in Russland vielleicht nur erzwungen werden konnten die sozialen Rücksichten, ohne die ein gesellschaftliches Zusammenleben bei einigermassen vorgeschrittener, sozialer Differenzierung unmöglich ist, und die der sozial sorglose Russe — wie es scheint — freiwillig niemals geübt hätte. Er will rücksichtsvoll sein, wenn es ihm gerade einfällt, er will aber auch

nicht zum Rücksichtnehmen gezwungen sein. Freilich hat die despotische Regierung die sozialen Rücksichten immer nur soweit erzwungen, als sie ihrer Selbsterhaltung dienten — und sie hat damit die sozialen Rücksichten erst recht unpopulär gemacht. Wer längere Zeit in Russland lebte und den bedauerlichen Mangel an sozialem Verantwortlichkeitsgefühl innerhalb der russischen Gesellschaft auf Schritt und Tritt erleben musste, in ganz unvorherzusehenden Hemmungen überall da, wo man lediglich auf freiwillige Rücksichten der Bürger aufeinander angewiesen bleibt, der kommt ganz unwillkürlich auf solche ketzerische Ideen. Und es ist gut, sie einmal auszusprechen, denn sie führen vielleicht zu einer gewissen Selbsterkenntnis: in Russland herrscht eben heute noch fast unumschränkt die Laune — auch sie mag ja ein Kind des Despotismus sein, ein entarteter Sprössling der Energie, des Manneswillen, dem der eifersüchtige Despot kein würdigeres Betätigungsfeld liess, als die jenseits des Wirkens für das Volksganze doch immer nur peinlich kleinlichen persönlichen Wünsche! Aber sie ist nun einmal da, die Laune, und sie herrscht über Russland, und ihre Straflosigkeit wird immer noch in weiten Kreisen des aufgeklärten Russlands mit Freiheit verwechselt. Und das hindert den Russen vielfach daran, die wirkliche Freiheit zu begreifen, die viel mehr eine Möglichkeit bedeutet zur Pflichterfüllung allen gegenüber, als ein Anrecht darauf, berücksichtigt zu werden von allen! Der Russe meint aber leider immer noch, Freiheit unter Menschen bestehe darin, dass ein jeder seiner Laune zu folgen imstande sei (wobei der Russe dann doch wohl den Aberglauben hegen muss, die Möglichkeit für einen jeden, seiner Laune zu folgen, sei gleichbedeutend mit den Bedingungen zur Freiheit für alle).

Hiermit sind wir bei einer jener Begriffsverwirrungen angelangt, die jeder Despotismus auf die Dauer in seinen Untertanen erzeugt und erzeugen muss, wenn er nicht sich selber ins Fleisch

schneiden will. Wohl die meisten der paradoxen Anschauungen, die die Russen an sich selber so originell und interessant finden, und die uns an ihnen vielfach so ganz unmöglich erscheinen, haben ihre einfache Erklärung in der Schuld des Despotismus. Der Begriff der Freiheit erscheint hier in der Vorstellung solcher, denen durch Jahrhunderte hindurch jedes Erlebnis von Freiheit fehlte, und die allmählich dazu kamen, unter ihrem Namen die Möglichkeit zur Betätigung des Allzumenschlichen in der eigenen Person zu verstehen, das die despotische Regierung im Zaume hält im Interesse aller, wenn auch nur zum Zwecke ihrer Selbsterhaltung. Russland verwechselte eben von jeher das Allzumenschliche mit dem Reinmenschlichen und musste das wohl: denn das Reinmenschliche kann bloss da erlebt werden, wo Freiheit herrscht. So kommt es denn auch, dass überall da, wo sich das aufgeklärte Russland mit Freiheit beschäftigt, „ein Erdenrest zu tragen peinlich bleibt".

Eines dürfen wir dabei nie vergessen: der Despotismus wachte von jeher über alles Geistesleben innerhalb der russischen Nation. Der Menschengeist ist ja des Despoten eigentlicher Feind: denn der Geist des Menschen ist immer frei. Kein Geistesstrom durfte somit ins russische Land, der nicht eingedämmt war vom Despoten, und das heisst, nach bestem Können des Geistes beraubt und zu reinem Mechanismus geworden. Und so ist denn auch das ganze Europäertum (Einrichtungen und Ideen) Russland zugeflossen durch die engen, angstvoll bewachten Kanäle einer Polizeizensur, die alles Europäertum sorgfältig zu entgeistern bestrebt war, und den Geist nur da durchliess, wo sie ihn nicht begriffen hatte, (was glücklicherweise sehr oft der Fall war). Damit aber, durch seine Herkunft aus den Schleusen der Polizeizensur, war Westeuropas Geist von vornherein dem Hass des aufgeklärten Russen ausgesetzt.

Der aufgeklärte Russe verwechselt nun bis heute noch viel-

fach den Geist, in dem ihm Westeuropa geboten wurde, das heisst den Geist, der ihm Westeuropa entgeistert hatte, mit dem Geiste, der Westeuropa tatsächlich innewohnt. Ein leicht begreiflicher, aber schwer verhängnisvoller Irrtum! Westeuropa ist aber natürlich nicht schuld daran, wenn man sein Gedankenleben, das wehrlos ist, weil allen zugänglich, verkennt und eine Karikatur, eine Missgestalt von ihm für sein eigentliches Wesen hält! Westeuropa ward aber nun einmal Russland aufgezwungen! Dass Westeuropa dafür nichts kann, daran denkt der Russe ebensowenig, wie er zugeben will, dass der Europäergeist sich doch durchaus nicht in dem erschöpft, was die Polizeizensur von ihm nach Russland hineinliess, und dass er, der Europäergeist, an sich auch gar nichts zu tun hat mit der Polizeizensur als solcher, die ihm den Stempel aufdrückte für Russland! Aber das Odium gegen Westeuropa ist nun einmal Tatsache im aufgeklärten Russland: die zufällige Assoziation von Europäergeist und despotischer Geistesbevormundung ist viel zu fest eingefahren in der Vorstellung des Russen, als dass man mit logischen Gegengründen dagegen ankäme, und als dass wir darauf hoffen könnten, dass des Russen elementares Uebelwollen gegen Westeuropa sobald zu beseitigen sei. Bei Tolstoi zum Beispiel — er ist als Prophet geradezu der Wortführer des aufgeklärten Russlands — nimmt der Europäerhass einen solchen Umfang an, dass Tolstoi sich bekanntlich zu dem Ausspruch versteigt: In ein paar Jahrzehnten bereits werde die Welt (wohl Russland und Asien?) lachen über die Anmassungen der europäischen Wissenschaft! Nun muss dabei aber der Russe — das liegt so in seinem Naturell und lässt mancherlei Schlüsse zu (vor allem wohl den auf eine gewisse innere Unsicherheit und nie aufhörende Bangigkeit um Kopf und Busen) — das, was er hasst, auch lächerlich finden, um es verachten zu können. In dieser Absicht — sie wird bisweilen offen ausgesprochen — tritt man denn

auch vielfach von russischer Seite an Westeuropa heran: man will es kennen lernen, um es zu widerlegen, und das heisst, um es verachten zu können — und das ist natürlich die allerschlechteste Geisteseinstellung zu wirklichem Verständnis! Letzteres erstrebt man aber auch dann gar nicht, man beschäftigt sich von dieser Seite her mit europäischer Wissenschaft nur bis dahin, wo man Grund gefunden zu haben glaubt zum Verhöhnen Westeuropas! Auch das wird ganz naiv eingestanden. So lässt Tolstoi in „Anna Karenina" seinen Levin, als der die Volkswirtschaftslehre neu begründen will, wörtlich sagen: Man müsse erst einmal nach Westeuropa fahren, alles, was dort in diesem Fache gelehrt werde, kennen lernen und seine Unsinnigkeit nachweisen. Also die Anschauung, dass die westeuropäische Volkswirtschaftslehre unsinnig ist, und die Absicht, sie unsinnig zu finden, besteht bereits, bevor man sie überhaupt kennt! Tolstoi selber liess sich ganze vier Wochen lang deutsche Volksschulen zeigen, ward dabei überall aufs freundlichste aufgenommen, um dann zu Hause in seinem pädagogischen Journal die deutsche Volksschule mit einem Hohn und Spott zu überschütten, die beim rechten Namen zu nennen mich bloss die Ehrfurcht vor dem grossen Dichter abhält. Das alles geschieht auch heute noch unzählige Male. Viele Russen kommen hierher, werden freundlichst herumgeführt, sehen sich zwei bis drei Schulen oder Krankenhäuser an, kehren nach Hause zurück und lassen dann drucken, sie bedauerten von ganzem Herzen alle deutschen Kinder oder alle Insassen deutscher Krankenhäuser!

Wir werden noch mehrmals auf die Tatsache des russischen Uebelwollens Westeuropa gegenüber zurückkommen müssen. Es ist sehr wichtig für uns, ihre natürlichen Ursachen zu erkennen, damit wir nicht auf die unintelligenteste Weise darauf antworten: das heisst mit Hass und Spott! Wir konstatieren diese Tatsache (des russischen Uebelwollens gegen West-

europa) hier bloss als eine Folge jener Gedankenassoziation mit Despotismus und Polizeizensur, in der Westeuropa in das Bewusstsein des aufgeklärten Russen eintrat und vielfach haften geblieben ist. Freilich darf man dabei wohl auch die natürliche Reizbarkeit der Russen mit in Betracht ziehen, die wohl viel zu empfindlich sind, um das auf die Dauer als wertvoll anzuerkennen, was nicht durchaus von ihnen selber stammt!

Es ist dabei noch ohne weiteres klar, dass jeder Despotismus schon allein dadurch, dass er auch das Vernünftige, das er wohl oder übel verwirklichen muss, (wenn er überhaupt bestehen will — denn schliesslich herrscht er doch über Menschen!) — notwendigerweise verdächtig und missliebig macht (weil es eben von ihm ausgeht) — und er so das gesunde Urteil seiner Untertanen verwirrt, letztere mit Naturnotwendigkeit erziehen muss zu absolutem Radikalismus, zu kritiklosem Verneinen jeder staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung! Schon allein darum müsste das aufgeklärte Russland radikal sein! Das allein schon würde den Nihilismus in Russland begreiflich machen! Der russische Radikalismus erhält dabei aber — wie nach dem eben Gesagten wohl begreiflich erscheint — sein ganz bestimmtes Gepräge, seinen eigentlichen Inhalt — sonst sehe ich wirklich nichts in ihm — in jener dogmatischen Verneinung des westeuropäischen Geisteslebens, deren Ursprung wir weiter oben aufzudecken suchten: alles das, was aus Europa nach Russland eingeführt wurde (Einrichtungen und Gedanken), und natürlich polizeilich verstümmelt eingeführt wurde, dessen Urbilder aber heute jeder Russe an der Quelle selber studieren könnte, alles das ist ja natürlich im Laufe der Jahrhunderte geworden, stellt somit für Westeuropa Tradition dar. Es trägt dabei selbstverständlich auch noch Spuren seines Werdens an sich: Einrichtungen oder Bestimmungen, die bereits nicht mehr nötig sind, vielleicht sogar schon hemmend wirken, aber noch nicht abgestossen wurden, viel-

mehr mitgeschleppt werden, vor allem wohl aus Ehrfurcht vor den Vätern, denen wir alles verdanken. In solchen Rückständigkeiten, die unseren Einrichtungen ankleben, in dem unzweckmässig Widerspruchsvollen in ihnen, für die der Russe sehr scharfsichtig ist, spricht er gern das Wesentliche unserer Einrichtungen an, da es ihm durchaus ferne liegt, nachzudenken über ihr Gewordensein. Würde er das aber, so müsste er erkennen, dass solche nutzlos oder gar schädlich gewordenen Rudimente der Kulturentwickelung doch natürlich nicht auf den Willen derer zurückzuführen sind, die heute dafür Anerkennung verlangen, vielmehr auf das Schaffen ganzer Geschlechter von Menschen, die in unendlichen Mühen und über unendliche, unvermeidliche Irrtümer hinüber schliesslich das Zweckmässige schufen, das Russland sich heute arbeitslos aneignet — um dann seine Urheber zu verspotten und zu verhöhnen dafür, dass sie nichts Vollkommenes schufen! Russland hat natürlich auch seine Tradition, die ward indes leider vor zweihundert Jahren durch Peter den Grossen gewaltsam unterbrochen. Damals wurden unsere westeuropäischen Einrichtungen völlig kritiklos, ohne dass man fragte, ob und wieweit überhaupt die Voraussetzungen für sie gegeben waren, dem russischen Volke aufgezwungen, der russischen Tradition gewaltsam aufgepfropft. Beide Traditionen haben sich dann so oder so miteinander vereinigen müssen. Das russische Leben schritt dann weiter unter vermehrtem westeuropäischen Einfluss, und heute ist die unselige Lage die, dass man die westeuropäische Tradition nicht mehr zu entbehren imstande ist in Russland, die altrussische nicht mehr aufzufinden vermag, und die russische Wirklichkeit sich dabei natürlich nicht restlos deckt mit der westeuropäischen Tradition, wie sie heute ist, da die ja nur in Westeuropa ihre natürliche Weiterentwickelung finden konnte.

Alles das sei mit Nachdruck betont. So erklärt sich ja auch

ein anderes mächtiges Kulturhemmnis für Russland: der Traditionshass innerhalb der aufgeklärten Gesellschaft. Auch er hat seine letzte Wurzel in der despotisch-aufgezwungenen westeuropäischen Tradition! Dieser ausgesprochene Traditionshass des aufgeklärten Russen — Tradition ist ein ebensolches Schreckwort für ihn wie Reaktion und wird ihr oft begrifflich gleichgesetzt — treibt ihn aber mit aller Gewalt der Doktrin in die Arme: der willkürlichen Gedankenbegrenzung vor den Zusammenhängen der Wirklichkeit. Das ist namentlich auf gesellschaftlichem Gebiete bedauerlichste Tatsache. Denn anders werden muss doch die russische Wirklichkeit, darüber ist man sich in allen Lagern einig. So, wie sie heute aussieht, ist sie einfach nicht zu ertragen! Da aber geschichtliche Entwicklung nur einen Unsinn bedeutet für den aufgeklärten Russen, so muss es eben ganz bestimmte, ein für allemal feststehende soziale Heilwege geben, die nur das rückständige Europa nicht wahrzunehmen vermag! Und so kommt die Doktrin zur Herrschaft über das denkende Russland! Und zwar — das ist das Seltsamste — auch sie wird mit ganz geringen Ausnahmen aus Westeuropa importiert! (Wir erinnern hier nur im Vorübergehen an die seltsamen Schicksale und den ungeheuren Einfluss, den die marxistische Doktrin in Russland gefunden hat.) Wo aber die Doktrin herrscht über den Menschen — das heisst überall da, wo nicht der Mensch so, wie wir ihn vor uns haben (als einen, den wir nie kennen werden, der aber immer frei sein will), letztes Endziel ist, da wird mit Naturnotwendigkeit die Gewalttat den Menschen gegenüber zum Grundsatz erhoben. Denn da finden alle ungebändigten, unsittlichen Mächte in dem Menschen, der die Doktrin auf den Lippen trägt, ihre theoretische Rechtfertigung. Da wird gemeiner Mord schliesslich zur Heldentat, Brutalität gegen Wehrlose zum sittlichen Vorbild!

Der Terrorismus ist selbstverständlich eine Folge der Sün-

den des Despotismus. Seine Taktik kennzeichnet sich dabei als reine Despotenpraxis. Es liegt ihr immer und überall die eine uralte Despotenweisheit zugrunde, dass der Mensch ein sterbliches Wesen ist, dass man ihn mithin töten kann, und dass er Angst hat davor, getötet zu werden! Dieser uralten Despotenweisheit steht freilich eine altehrwürdige Europäererfahrung gegenüber: die, dass man den Geist nicht tötet, wenn man den ermordet, der ihn verkündigt!

Der theoretische Terrorismus teilt mit dem Despotismus, seinem taktischen Vorbilde, aber auch noch dessen Abneigung gegenüber dem eigentlichen Westeuropa, dem Geist Europas, und geht darin so weit, dass selbst die uralte Logik von ihrem Platze weichen muss. Wir erinnern nur im Vorübergehen an jene, jedem Europäer unmöglich anmutende, im freiheitlichen Russland aber als einwandfrei hingenommene Behauptung der Anhänger des „heiligen Terror", sie seien die eigentlichen Todfeinde der Todesstrafe!

Natürlich erscheint auch wiederum die Diskreditierung, die Westeuropas Geistesleben dadurch erfuhr, dass es der Despotismus in Russland einführte, durchaus nuanciert. Von vornherein unterliegt ihr, dieser Diskreditierung, alles Bejahende in der Europäerkultur: Philosophie, Geisteswissenschaft und staatliche und gesellschaftliche Einrichtungen. Dagegen erhält alles, was sich an Verneinendem im europäischen Geistesleben äussert, alles das, was im eigenen Lager der Europäertradition die Daseinsberechtigung abspricht, einen ganz besonderen Anreiz für das freiheitliche Russland. Man greift mit wahrer Gier danach — zumal da der russische sozial-kritische Gedanke sich von ganz seltsamer Unfruchtbarkeit erweist — und vergisst auch hier, nachdem man einige Nuancierungen hineingetragen hat, sehr bald den europäischen Ursprung des betreffenden Gedankens. So war zum Beispiel dem metaphysischen Materialismus, der alle Geisteswissenschaft leugnet und das

Rätsel des Menschendaseins auf ein Rechenexempel für untere Volksschulklassen reduziert, von vornherein ein ungeheurer Anhang im freiheitlichen Russland gesichert! Und dabei wird man sich — bei jener wunderbaren Fähigkeit, die dem Slaven eignet, logisch Unvereinbares in seinem Bewusstsein widerstandslos zu vereinigen (eine Fähigkeit, von der wir nicht wissen, ob sie eine Schwäche oder eine Stärke bedeutet) gar nicht des Widerspruchs inne zwischen dieser Lehre (des metaphysischen Materialismus), die nicht die bescheidenste Bewusstseinstatsache zu erklären imstande ist, mithin jede selbständige Sittlichkeit für Selbstbetrug erklären muss, und jenem praktischen, restlose Aufopferung für das Volkswohl verlangenden Idealismus, den eben dieses selbe freiheitliche Russland lehrt und auch verwirklicht. (Schon Solowieff, ein wahrhaft europäischer Russe, und darum vielleicht der berufenste Deuter des intuitiven, des noch stummen Russlands, hat gespottet: „Unsere Jugend urteilt seltsam: Wir alle stammen vom Affen ab, also lasst uns unser Leben hingeben für unsere schwächeren Brüder!“)

Auch die noch immer ausgesprochene Vorliebe des aufgeklärten Russen für die exakte Wissenschaft kann wohl letzten Endes ebenfalls auf seine Abneigung gegen jedes geschichtliche Denken, auf sein Nichtanerkennenwollen alles historisch Bedingten zurückgeführt werden. Hier, in der exakten Wissenschaft, glaubt man endlich ein absolutes Wissen vor sich zu haben, das auch vom verhassten Europäergeiste gar nichts mehr an sich trägt! Das ist natürlich ein fundamentaler Irrtum. Die exakte Wissenschaft ist ja bekanntlich erst aus der Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts geboren worden, und bis heutigen Tages ausserstande, diesen ihren Ursprung irgendwo zu verleugnen. Sie vermag ja gar nicht auszukommen ohne Zuhilfenahme rein metaphysischer (das heisst nicht unmittelbar einzusehender) Begriffe wie Atom, Molekül usw.,

und sie darf das auch ruhigen Gewissens tun, weil sie ja letzten Endes gar nicht ein Eindringen in das Wesen der Dinge selber erstrebt (solches vielmehr als ein für allemal ausgeschlossen bereits voraussetzt), vielmehr nur ein Beherrschen der Dinge durch den Menschen zum Endziel hat. So nur ist das Bestreben der exakt-naturwissenschaftlichen Forschung zu erklären, alles zahlenmässig auszudrücken, und dabei gelten ihr natürlich Massstab und Wage durchaus nicht als Ausweismittel für das Wirklichsein der Dinge — das ist kindlicher Irrtum negativer Dogmatiker — vielmehr lediglich als Mittel dazu, die Dinge dem Menschen dienstbar zu machen.

Das alles entgeht einem aber im aufgeklärten Russland vielfach immer noch, und darüber lässt man sich auch keine grauen Haare wachsen. Da man aber doch nicht völlig ohne geistigen Inhalt auskommt, sofern die exakte Wissenschaft für das praktische Leben so gut wie gar nichts gibt (wenn man auch noch lange nicht den alten Aberglauben aufzugeben willens ist: Es möchte einst aus ihr, der exakten Wissenschaft, die immer nur ein Sein zum Inhalt haben kann, plötzlich ein Sollen, ein Imperativ für das Leben selber, hervorspringen, wie Pallas Athene aus dem Haupte Jupiters) — so glaubte man wenigstens originell zu handeln, wenn man die Methode der exakten Wissenschaft auch auf die Geistesforschung überträgt! Auch das war ein Irrtum! Der Versuch hierzu war bereits ein halbes Jahrhundert früher gemacht worden in Westeuropa, wo man freilich sehr rasch sich erholte von der Berauschung durch Worte und begriff, dass man Unmögliches gewollt hatte. Denn diese exakt-naturwissenschaftliche Methode, die bloss das zahlenmässig Ausdrückbare als wirklich Seiendes gelten lässt, versagt natürlich überall da, wo man es mit völlig unmessbaren Dingen, mit Bewusstseinstatsachen zu tun hat; hier führt die exakt-naturwissenschaftliche Methode nur dazu, dass man das dogmatisch für nicht vorhanden erklärt, was man

weder zu wiegen noch zu messen vermag. Bei solchem „negativen“ Dogmatismus steht nun das aufgeklärte Russland in sehr weiten Kreisen heute noch, und er wird ihm zum Verhängnis: Man leugnet das Vorhandensein dessen, was man nicht experimentell zu beweisen vermag, und dabei ist es doch so da, dass man es gar nicht entbehren kann und ständig gezwungen ist, sich die Augen zuzuhalten, um nur ja nicht das sehen zu müssen, dessen Vorhandensein man ein für allemal in Abrede stellt. Solche fanatische Einengung des geistigen Gesichtsfeldes beherrscht denn auch immer noch weite Kreise des freiheitlichen, ja des fraglos umstürzlerischen Russlands.

Aber das Allergefährlichste an dieser falsch angewandten exakt-naturwissenschaftlichen Methode ist dies: sie hält den, der sich zu ihr bekennt und keine andere anerkennen will als sie, rettungslos fest bei seinen unseligen Irrtümern, bei seiner dogmatischen Weltverkleinerung und schliesst ihn endlich ausgangslos ein in seinem kleinen, seinem nicht weltenoffenen Ich. Denn für das, was der negative Dogmatiker nicht zahlenmässig ausdrücken kann, das er mithin nur zu erleben vermag, und dessen Tatsächlichkeit abzustreiten er ausserstande ist, für alles dieses kann ihm ja nur die eigene Person zum Massstab dienen. Gegen alle Beweisgründe aber für das Vorhandensein des nicht von ihm selber erlebten Geistigen hat er immer nur einen und denselben Spruch: „Beweist es mir doch, aber exakt mit Massstab und Wage!“ — und das ist natürlich unmöglich. Weil es aber unmöglich ist, darum hält er sich für unwiderlegbar und bleibt er bei seinem Eingeschlossensein in der eigenen Person; und das verurteilt ihn dann zu geistiger Unfruchtbarkeit und macht ihn — wenn er kein grosser Künstler ist wie Tolstoi — auf die Dauer todunglücklich. Tolstoi operiert ja durchaus so. Alle seine fanatischen Kulturverleugnungen, alle seine unverzeihlichen Anpöbelungen dessen, was anderen heilig ist, hält er aufrecht mit ein und derselben, zum Weinen

ärmlichen Begründung: „Beweist mir, aber exakt, dass dem nicht so ist!"

So verfährt Tolstoi als Pädagoge, als Sozialprophet, als Kirchenkritiker und schliesslich auch als staatsverhöhnender Anarchist bis an sein Lebensende. In Tolstoi hat der dem Despotismus entstammende Europahass vielleicht sein tragischstes Opfer verlangt. Denn Tolstoi, der wirklich noch glaubte, anderen Toleranz predigen zu dürfen, wiewohl er selber jede von der seinigen verschiedene Anschauung für unaufrichtig erklärt und mit Verachtung bedroht, — musste schliesslich dazu gelangen, das eigene Erlebnis, also das Bedingteste von allem, was wir kennen — als das allein Wirkliche in geistigen Dingen anzusprechen. Und damit war er ausgangslos eingeschlossen in sich selber und für den Rest seines Lebens unfähig, — als Denker, nicht als Dichter — anderer Seelenleben zu begreifen! — Und dazu muss jede fälschlich für Geisteszusammenhänge kompetent erklärte exakt-naturwissenschaftliche Methode führen und zumal bei jenem sich selber im Mittelpunkt der Welt-Erblicken, zu dem der gefühlsbeherrschte Russe an sich schon derartige Neigung verspürt!

Man kommt in Russland nicht so leicht hinter diesen Kreislauf des Irrtums, weil der Geisteskommunismus dort ein ungeheurer ist, vor allem wohl deshalb, weil dort alle denkenden Geister vor der gleichen Aufgabe stehen: des Kampfes gegen den politischen Despotismus und gegen das vornehmlich durch ihn bedingte soziale Elend. Darum drohen aber dem wahren Europäergeiste die grössten Gefahren gerade von seiten des freiheitlichen Russlands. Das würde uns, wenn es zur Macht gelangte, zu unserem Heile zwingen wollen, und dies Heil für uns würden sie darin erblicken, dass wir so dächten wie sie!

Zusammenfassend erscheinen uns demnach folgende als die hauptsächlichsten Eindrücke, die der politische Despotismus in der russischen Volksseele hinterliess:

Die ästhetische Anlage des Russen, sein Hang nach innen zu leben, ausserhalb der tatsächlichen Welt, ward so bestärkt, seine Selbständigkeit vor dem Leben, sein Selbstvertrauen und damit auch seine Widerstandskraft gegen sinnliche Versuchungen ward vermindert, sein geistiger Gesichtskreis eingeschränkt, und seine Tatkraft ausschliesslich abgelenkt auf den Erwerb materieller Güter! Das Verständnis des Russen mit Menschen umzugehen, sein Blick für Seelenzusammenhänge, ward freilich hierbei noch mehr ausgebildet — aber einseitig ausgebildet dadurch, dass dieser Blick für Zusammenhänge des Seelenlebens zunächst im Interesse der eigenen Daseinserhaltung in Tätigkeit trat und vor allem den Schwächen des Machtausübenden galt.

Die Europäerkultur ward dem Russen unter dem Einfluss des Despotismus verhasst dadurch, dass sie von ihm (dem Despotismus) und zunächst zu seinen alleinigen Zwecken und demnach unter polizeilicher Kontrolle eingeführt ward, und nur so weit, als der Despotismus sie nicht zu entbehren vermochte, und eingeführt natürlich auf Kosten der ursprünglichen russischen Tradition. Damit aber ward im Russen gegen alle Tradition als solche ein Widerwillen grossgezogen, der schliesslich ausarten muss in einen Widerwillen gegen jede historische Auffassung, und der wiederum bestimmt den Russen geradezu voraus zum Opfer doktrinären Aberglaubens, und damit auch zu einseitiger Bevorzugung der exakten Wissenschaft und zur irrtümlichen Anwendung ihrer Methode auf Geisteszusammenhänge. Und das endlich hält den Russen beim negativen Dogmatismus fest und schliesst ihn ausgangslos ein in die eigene Persönlichkeit!

Die politische Knechtschaft führt schliesslich so mit einer

gewissen Notwendigkeit zur Selbsteinkerkerung des Geistes, der sich befreien will von ihr! Das ist ein tragischer Zusammenhang. Wir konstatieren ihn bloss. Wir richten nicht!

Dabei sei ganz zum Schluss auch noch mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, dass jeder despotischen Regierung die Neigung innewohnt, ihre Untertanen zum Chauvinismus zu erziehen. Sie sollen in dem Stolze, ihrer Nation anzugehören, und in der Ueberzeugung schon dadurch allein den Bürgern aller anderen Nationen überlegen zu sein, die Entmündigung im eigenen Hause vergessen. Auf solches Ziel ist denn auch heute noch der öffentliche Unterricht gerichtet in Russland — und er erzielt hierbei beträchtliche Erfolge: denn die Kinderseele ist nun einmal eindrucksfähig, und die Eindrücke der Kinderzeit bleiben bestimmend für das ganze Leben! Jeder despotischen Regierung eignet dabei die natürliche Neigung, äussere Kriege zu führen, durch sie sollen die Untertanen von der Erkenntnis innerpolitischer Missstände abgelenkt werden. Und das gelingt fast immer. Ist der Krieg erfolgreich, so wächst das Selbstbewusstsein des Bürgers; er kommt sich erhaben vor über die Bürger anderer Nationen und vergisst dabei leicht die Knechtschaft im eigenen Lande! Geht es aber nicht nach Wunsch im Kriege, droht gar der Feind mit Einfall, so lässt die augenblicklich aufflammende Sorge um Weib und Kind alle innerpolitischen Wünsche verstummen innerhalb der Bürgerschaft, und der Despot erscheint schliesslich noch als Retter des Vaterlandes! So hat denn auch Russland von jeher Eroberungskriege geführt: es unterwarf ausser Sibirien auch Polen, Finnland, grosse Teile der Türkei und ganz Zentralasien, bis nach Indien hin. Das russische Reich ist bekanntlich nach dem englischen Imperium das grösste der Welt! Diese Tatsache und die ruhmvolle kriegerische Ver-

gangenheit Russlands ist dem russischen Bürger in Fleisch und Blut übergegangen, und sein Nationalstolz wird dabei von der Regierung mit grossem Nachdruck genährt. Vor allem auch dadurch, dass den Bürgern der unterworfenen Länder in jeder Weise ihre Zugehörigkeit zu Russland, ihr Unterworfensein fühlbar gemacht wird. Wir erinnern nur an die barbarische Behandlung der Finnen, Polen, Kleinrussen, Deutschrussen! (Wir wollen dabei freilich nicht untersuchen, wieweit hier auch politische Notwendigkeit für das despotische Regiment vorlag, insofern, als es doch nicht gut anging, die unterworfenen Völker bei grösseren innerpolitischen Freiheiten zu belassen, als sie die Bürger des siegreichen Russlands geniessen!)

Wenn nun auch das fortschrittliche Russland gegen brutales Russifizieren (freilich sehr platonisch) protestiert, so wird doch der Masse des russischen Volkes gegenüber hier der Zweck völlig erreicht. Ihr Nationalbewusstsein wird auf gespannter Höhe erhalten, — ohne dass die Regierung genötigt ist, die bürgerlichen Freiheiten wesentlich zu erweitern! Bei alledem bleibt es aber durchaus begreiflich — eben durch die Tatsache des Despotismus, den niemand liebt, und den niemand jemals zu vergessen vermag in Russland — dass das in allen Russen von der Kirche (die sie für die allein Rechtgläubigen erklärt) und vom Staate (der ihnen auf jede Weise ihre nationale Ueberlegenheit anderen Völkern gegenüber zum Bewusstsein bringt) von Kindheit auf sorgfältig grossgezogene nationale Selbstbewusstsein seinen letzten Inhalt nimmt, nicht aus der Grösse des russischen Reiches, vielmehr aus dem Momente, das man in dem engeren Kreise, dem man jedesmal angehört, am meisten schätzt. So gründet sich der links-radikale russische Chauvinismus durchaus auf dem Anspruch überlegener Menschlichkeit: der fortschrittliche Russe glaubt geradezu, ein Monopol auf die menschliche Seele zu haben! Der radikal gesinnte russische Student glaubt, dem „engherzig bour-

geoisen“ westeuropäischen Studenten durch seine „sozialistische Kultur“ überlegen zu sein. Auch der russische Mittelstand, soweit von ihm überhaupt die Rede sein kann, das konservativste Element in Russland, das Kleinbürgertum und die mittlere Kaufmannschaft, schöpfen ihr Nationalbewusstsein nicht vor allem aus der nationalen Grösse Russlands, die freilich hier ganz besonders stark geltend gemacht wird, vielmehr vornehmlich aus der „Breite der russischen Natur“, die, wie hier behauptet wird, keinem Nichtrussen es verwehrt, auf russischem Boden sein Brot sich zu erwerben (worüber sich freilich mancherlei reden liesse). Der russische Künstler endlich ist überzeugt, dass es überhaupt nur in Russland interessante Menschen gibt (was wahr sein kann, dann aber ein grosses Unglück bedeutet für das russische Volk).

Alle russischen Staatsbürger machen mithin auch seelische Ueberlegenheit Westeuropa gegenüber geltend (und wir wollen dabei ununtersucht lassen, wieviel nationale Selbstverteidigung hierbei im Spiele sein mag!).

Wie dem aber auch immer sei, jedenfalls trägt der russische Despotismus zum grössten Teile schuld daran, dass fast in jedem Russen, von der äussersten Rechten bis zur alleräussersten Linken, ein so tiefgehendes Nationalbewusstsein lebt („ich bin ein russischer Mensch“ sagen sie alle), dass schon dadurch allein alles Geistesleben, das nicht sie geschaffen haben, also das ganze geistige Westeuropa, auf unüberwindliche Widerstände stossen muss. Denn sie, die „russischen Menschen“, sind einfach ausserstande, sich vorzustellen, dass der russische Mensch nicht überall das Letzte und Beste geschaffen habe!

Sechstes Kapitel

Die Leibeigenschaft

I

Die bisher betrachteten Schicksale des russischen Volkes betrafen es mehr oder minder gleichmässig in seiner Gesamtheit. Nicht so die Leibeigenschaft. Sie teilte das russische Volk in Herrschende und Geknechtete, in Befehlende und Gehorchende.

Jene seltsame Widerspruchsfülle, die das gesamte geistige Leben in Russland durchzieht, und es unmöglich macht, den russischen Geist irgendwo einheitlich zu fassen, wurzelt meines Erachtens letzten Endes darin, dass eben durch die Leibeigenschaft hundertfünfzig Jahre hindurch das russische Volk geteilt war in Leidende und Geniessende, in Entrechtete und in schrankenlose Gewalt Ausübende, dass demnach jede Einwirkung, die das russische Volksganze seit Beginn der Leibeigenschaft traf, stets eine doppelte Gegenwirkung auslösen musste, und beide Gegenwirkungen dann wiederum aufeinander einzuwirken bestimmt waren. So entstand denn jene unenträtselbare Fülle der allerverschiedensten sozialen Gesichter in Russland. Die Leibeigenschaft erklärt es wohl vor allem, dass der Künstler auf Russland hinblickt in restlosem Entzücken, der Kulturforscher in ratloser Enttäuschung, und der Menschenfreund in verzweifelndem Entsetzen! Wohl konnte man die Leibeigenschaft abschaffen, und das geschah auch vor nunmehr fünfzig Jahren, man konnte aber weder dem Abkömmling ganzer Generationen von Seelenbesitzern Ehrfurcht beibringen vor dem Menschen an sich, noch vermochte man es, die Nachkommen ganzer Geschlechter von Hörigen Ehrfurcht zu lehren vor der eigenen Person! Hier liegen vielleicht die

tiefsten Wurzeln von Russlands sozialen Uebelständen: das freiheitliche Russland kann noch nicht durchdringen bis zur Ehrfurcht vor dem Menschen (man hat dort noch nicht die Menschenquälerei an sich selber überwunden), und es endet immer und überall wieder in peinlichen Umgehungen um den Menschen als solchen: in der Doktrin, derentwegen die tatsächlichen Menschen gequält werden wie vordem — und die Lust daran verlernt sich nicht so leicht, auch vergisst sich nicht so rasch ein anderthalb Jahrhunderte währendes Beispiel! Das einfache, schwer arbeitende russische Volk aber vermag sich noch immer nicht daran zu gewöhnen, dass es heute für sich selber zu sorgen hat, dass es nicht mehr schafft nur in Rücksicht auf einen launischen, unberechenbaren, kleinlich-selbstsüchtigen Herrn, vor dem es sich bloss durch List und Betrug zu schützen vermag.

Das Schicksal, despotisch regiert zu werden, ward durch die Leibeigenschaft gleichsam noch einmal und in unendlicher Vervielfältigung der russischen Volksseele aufgezwungen — und musste hier alle ursprünglichen Einwirkungen des despotischen Regiments noch einmal festigen und immer tiefer Wurzel fassen lassen. Noch einmal, und diesmal durch Geschlechter hindurch, und Tag für Tag, ward ein Teil des russischen Volkes vor die Frage gestellt: „Willst du leben, auch wenn dir jede Verfügung über dich selber genommen ist? Willst du leben, auch wenn du ausserstande bleibst, deine Söhne vor Misshandlungen, deine Töchter vor Schande, und Söhne, Töchter und Gattin vor Hunger und Not zu schützen?" Und auch hier wissen wir nicht, wieviel freie Männer den Tod der Knechtschaft vorzogen. Freilich wissen wir, dass mit Ermordung von Gutsbesitzern verbundene Hörigenaufstände niemals völlig aufhörten, solange die Leibeigenschaft bestand in Russland, und dass in den letzten Jahrzehnten ihres Bestehens solche Aufstände einen derartigen Umfang annahmen, dass

man wohl schon dadurch zur Aufhebung der Leibeigenschaft gezwungen ward! In der Tat, es gehört die ganze, nicht auszudenkende Güte, Geduld und Dankbarkeit des russischen Bauern dazu, dass er in allem seinem Elend nicht auf den einfachen Gedanken verfiel: da es nun doch einmal für ihn keine Sicherheit im Leben gibt, so wenigstens mit seinem Untergange auch den verhassten Sklavenhalter zu vernichten. Ueberhaupt bleibt es eines jener grossen Rätsel der russischen Volksseele — die wir uns keineswegs anmassen, lösen zu können, vor denen wir nur in Ehrfurcht verharren — dass überhaupt die Leibeigenschaft anderthalb Jahrhunderte in Russland bestehen konnte: auf den einzelnen Seelenbesitzer kamen ja im Durchschnitt wenigstens ein halbes Hundert Hörige. Polizei und Militär war auf dem flachen Lande so gut wie gar nicht vorhanden. Die Willkür der Seelenbesitzer offenbarte sich aber dabei — in zahllosen offenkundig gewordenen Fällen — als eine über alle Begriffe hemmungslose und von viehischen Instinkten geleitete. (Ueber die Grausamkeiten, die an Hörigen verübt wurden, liessen sich ganze Bände füllen mit solchen Einzelheiten, dass wir Europäer für immer jeden Hochmut verlieren müssten vor den niedrigst stehenden Kannibalen des schwarzen Erdreichs.) Augenscheinlich hatte aber das russische Volk bereits von den Zeiten des Tartarenjoches her so zu leiden gelernt, und hatte es in seiner Religiosität einen solchen Trost und in seiner natürlichen Güte eine solche Kraft gefunden, in aller Knechtschaft durch liebevolle Teilnahme am Leidensgenossen sich die Achtung vor sich selber zu erhalten, dass es das gar nicht auszudenkende Elend der Leibeigenschaft zu überleben vermochte, ohne Schaden zu nehmen an seiner Seele, ohne seine hohen christlichen Tugenden einzubüssen! Und damit blieb dem russischen Volke die Fähigkeit zu jeder menschlichen Höhe. (Man lasse sich hier nicht irremachen durch gewisse Urteile über das russische Volk, die in Russ-

land heute noch gang und gäbe sind, dabei tatsächlich aus der Leibeigenschaftszeit stammen, und augenscheinlich von Seelenbesitzern zu ihrer Rechtfertigung erfunden wurden, zum Beispiel: „Unser Volk ist nun einmal so. Es verträgt keine Güte!" So sprechen heute noch alle Menschenquäler in Russland. Sie vergessen dabei aber nur, dass sie dem Volke überhaupt gar keine Gelegenheit geben, seinen Undank zu beweisen. Die Güte, die gelegentlich einmal von dieser Seite dem Volke wird, wird abgelehnt, weil sie nicht mehr verstanden wird als Güte im Angesichte der Fülle von Unrecht, die man von dieser Seite her sonst gewöhnt ist. Bedauerlich, dass die Herde in Russland diese Albernheiten nachschwätzt! Solche Massenverleumdungen sind dabei durchaus nicht neu, und ihr Ursprung längst schon erkannt. Grillparzer lässt seine Jüdin von Toledo zu den Juden verfolgenden Christen also sprechen: „Ihr lähmet uns und scheltet, dass wir hinken!")

II

Dabei muss der tief religiöse Sinn dieses hochbegnadeten Volkes durch die fünf Generationen hindurch währende Gewohnheit an ein Leben, das jeder äusseren Sicherheit und jeglicher menschlichen Würde entbehrte, eine zwar fast übermenschliche Prüfung, aber auch eine gar nicht abzuschätzende Kräftigung und Vertiefung erfahren haben! Freilich ward so der Schwerpunkt des russischen Sich-Auslebens in die Verwirklichung der einfachen christlichen Tugenden verlegt. Und es eignet wohl aus dieser Zeit her dem einfachen Russen jenes geradezu instinktive Sichselber-Gleichachten jedem Menschen, auch dem Aermsten der Armen, wovon zahllose Beispiele im russischen Alltagsleben uns immer wieder mit ergriffenem Staunen erfüllen, und was wir nicht anders, denn als rein christlich bezeichnen können. (Zum Beispiel der würdige

Kaufmann in langem Barte und bis über die Knie reichendem Tuchrocke reicht seine Zigarette einem unaussprechlich verwahrlosten Bettler, lässt ihn einige Züge tun, nimmt die Zigarette wieder in Empfang, steckt sie in seinen Mund und geht weiter, als ob nichts geschehen wäre. — Der Augenzeuge einer Hinrichtung berichtet: Da an dem Galgen etwas nicht ganz in Ordnung ist — es fehlt die Seife zum Einschmieren des Stranges — und so eine kleine Verzögerung eintritt, setzt sich der Henker zu dem Verurteilten auf den unter dem Galgen stehenden Schemel, gibt ihm eine Zigarette und unterhält sich aufs unbefangenste mit ihm, bis das Zeichen zur Exekution gegeben wird. Nunmehr waltet der Henker seines Amtes, legt dem Verurteilten den Strick um den Hals und führt seinen Tod herbei, indem er denselben Schemel unter ihm wegzieht, auf dem er eben noch mit ihm zusammen sass.)

Dadurch aber, dass sie passiver Art sind, diese Tugenden des russischen Volkes, ist ihnen durchaus nicht die seelenheilende Wirkung genommen, die jeder Tugend eignet, und die wohl darin beruht, dass Tugendübung im Menschen die Selbstachtung erhält. Das vermag die Tugend aber wohl nur darum, weil sie eine tatsächliche Leistung darstellt: die Ueberwindung des instinktiven, des sinnlichen Ichs zur Voraussetzung hat. Und diese Ueberwindung muss in der Tugend des Leibeigenen eine sehr schwerwiegende sein. Man stelle sich doch nur einmal die Willkür des durch das ständige Vorbild des despotischen Regimentes zu schrankenloser Gewissenlosigkeit geradezu erzogenen russischen Seelenbesitzers vor! Und doch hat sich ganz zweifellos das einfache russische Volk die Achtung vor sich selber erhalten; wir sehen es ja seelisch ungeschwächt aus allen diesen furchtbaren Prüfungen hervorgehen und mit ungebrochener Kraft zur Nächstenliebe. Wenn somit überhaupt ein Volk in Europa den Beweis erbracht hat von einer schier unbesiegbaren sittlichen Kraft, so ist es eben

das russische Volk gewesen. Das heisst nicht etwa, dass es sittlich höher steht als andere Völker, seine Sittlichkeit ist nur erprobter dadurch, dass sie sich jahrhundertelang dem Tode gegenüber behauptete.

Nun bedeutet aber jedes sittliche Tun, ob es sich handelnd oder leidend äussert, zugleich immer auch seinem innersten Wesen nach ein Unabhängigsein der Seele, ein Ueber-dem-Schicksal-stehen. Man hätte schon daraus folgern müssen, dass auch der leibeigene Russe sich eine gewisse geistige Unabhängigkeit bewahrt haben müsse. Leider hat man sich diese Frage kaum jemals vorgelegt. (Und das hängt wohl mit jener so bedauerlichen Lücke innerhalb unserer sozialen Erkenntnis zusammen, die dadurch entstand, dass von jeher den Sklavenbesitzer eine für ihn wohl notwendige Befangenheit im Klassengeiste nicht dazu kommen liess, sich nach dem Seelenzustande seiner Sklaven zu fragen; die selber aber waren wohl nicht imstande, sich auszusprechen über ihr Erlebnis, sie hätten auch kein williges Ohr gefunden, oder, wenn sie sich auszudrücken vermochten — wie Epiktet — so standen sie eben bereits jenseits ihres Sklaventums.) Diese Frage aber, die Frage nach dem Geistesleben der Leibeigenen, wenigstens nachträglich als eine zu erhebende geahnt zu haben, blieb Tolstoi vorbehalten und beweist vielleicht mehr wie alles andere seine überragende Genialität. Tolstoi zeigt uns — und das zu einer Zeit, wo er noch gar nicht daran dachte, seine Leibeigenen freizulassen — in den überlegenen Kritiken, die er in seinen Dichtungen seine Leibeigenen üben lässt an dem Verhalten ihrer Seelenbesitzer (wir finden das vor allem in dem als menschliches Dokument wohl unschätzbarsten aller Tolstoischen Werke: „Dem Morgen eines Gutsbesitzers"), dass der russische Leibeigene, wenn er sich nur selber treu blieb (das heisst wenn er nicht in Trunksucht verfiel, was ihm niemand übelnehmen darf), völlig unbestechlich urteilte nach dem Mass-

stabe der christlichen Sittlichkeit und der gesunden Vernunft, und er sich hierbei auch gar nicht dreinreden liess von anderen. Diese geistige Unabhängigkeit des Leibeigenen blieb unbemerkt — weil sie ungefragt die Aussprache vermied, was (wenn es auch wohl vor allem aus Klugheit geschah) doch ganz im allgemeinen ein Zeichen wahrhaft geistiger Ueberlegenheit darstellt: denn die verzichtet auf Beifall und Anerkennung. Und ganz augenscheinlich stehen wir auch heute noch beim einfachen russischen Volke vor einer gewissen wohl geringerer Interessiertheit entspringenden Ueberlegenheit. Wer wie zum Beispiel ich, jahrzehntelang mit einfachen russischen Leuten zu tun hatte, der wird durch jenen Hinweis Tolstois auf die geistige Unabhängigkeit der Leibeigenen nachträglich mancherlei verstanden haben von dem, was ihm bisher rätselhaft erschien: so bei aller äusserlichen — und uns Westeuropäern übertrieben anmutenden — Unterwürfigkeit des ganz einfachen Russen seine bisweilen blitzartig aufleuchtenden spöttischen Blicke. Und dann, so oft ich auch einen von den ganz einfachen Russen, mochte er auch die bescheidenste Tätigkeit ausüben, in irgendeiner Sache um seine Meinung frug, so musste ich jedesmal staunen über sein unerschütterliches, durch keinerlei sonst willig anerkannte Autorität seines Dienstherrn zu beeinflussendes und meist tatsächlich unanfechtbares Urteil — und das sowohl in Dingen des Gewissens, wie in Dingen des einfachen gesunden Menschenverstandes.

Man kann vielleicht zusammenfassend behaupten, dass der sittliche Selbsterhaltungstrieb so mächtig lebte im russischen Volke, dass es ungebrochen an Geist und Seele aus der Leibeigenschaft hervorging, und dabei einzig und allein der Schwerpunkt der russischen Sittlichkeit auf mehr leidende Tugenden verschoben ward, wozu übrigens schon von Hause aus der Hang vorhanden gewesen zu sein scheint im Russen, und wodurch jene passive Widerstandskraft zur Ausprägung gelangte

in ihm, gegenüber allen möglichen Beeinflussungsversuchen, die heute noch von rechts und links ohne Unterlass herumreissen am russischen Bauern.

Ein offensichtlicher Mangel im Urteile des einfachen Russen scheint mir freilich auch auf die Leibeigenschaft zurückzugehen: jene bereits erwähnte, seltsame Sorglosigkeit hinsichtlich der Folgen seiner sittlich gebilligten, aus selbstlosen Motiven hervorgegangenen Taten. Was blieb dem Leibeigenen anders übrig? Wohl konnte er persönlich erlittenes Unrecht verzeihen, wohl vermochte er Leid und Not in heldenhafter Geduld zu ertragen und sich, was die eigene Person anbetrifft, auch die letzten Opfer aufzuerlegen für die Seinen — er konnte aber nicht seine halberwachsenen Töchter davor schützen, dass sie sein Seelenbesitzer zu Dirnen machte, noch konnte er seine halberwachsenen Söhne davor bewahren, dass sie dem Vaterhause entrissen, in irgendeiner Lehre zu Krüppeln geschlagen, oder dass sie gleichalterigen Herrensöhnchen als persönliche Diener zuerteilt, von diesen verdorben und brutalisiert wurden. Dem Hörigen blieb für seine Person nichts übrig, als sich selber so weit zu überwinden, als das möglich ist. Alles andere stand in Gottes Hand. Durch solche, jahrhundertelang währende Gewöhnung des Russen an die Machtlosigkeit des selbstlosen Willens fast allem anderen ausser der eigenen Person gegenüber, ist wohl auch jenes seltsame, teils ästhetisch, teils fatalistisch anmutende Moment in die russische Sittlichkeit gelangt, auf das wir bereits mehrmals hingewiesen haben: der Russe ist durchaus geneigt, anzunehmen, dass Sittlichkeit eine Sache ist, die ausschliesslich für den Menschen da ist, der den Willen zu ihr erlebt. (Als innere Schönheit oder als absolutes, nach den Zusammenhängen dieser Welt überhaupt gar nicht mehr fragendes Gottesgebot? Wer weiss das?) Das Moment der Verantwortung für andere, das in unserer westeuropäischen Auffassung ein Wesentliches im sittlichen Er-

lebnis ausmacht, kommt für den Russen nur so nebenbei in Betracht, nur insofern sein unmittelbares Gefühl gerade erregt wird. Natürlich liegt hier die sehr grosse Gefahr nahe, dass das sittliche Erlebnis die Neigung beibehält, in eine Sache für die eigene Person auszuarten, in fruchtlose Askese oder kaum minder fruchtlosen Aesthetismus. Und das sehen wir ja bereits im modernen Russland auf Schritt und Tritt: die gute, das heisst die selbstlose Absicht wird hier derartig ausschliesslich bewertet in jedem Tun, dass sie endlich allen Inhalt verliert und sich verflüchtet zum blossen Schwur auf ein Parteidogma, der dann dem so „Erprobten" erlaubt, all sein unüberwundenes Allzumenschliches auszulassen an seinem „nicht überzeugten" Mitmenschen. Es liegt überhaupt die Gefahr nahe für den sittlich Strebenden in Russland, dass er unbewusst seine Tätigkeit mehr richtet auf Befriedigung seelischer Bedürfnisse, als auf Beseitigung tatsächlicher Uebelstände. Den Höhepunkt dieser Gefahr stellt Tolstoi dar. Seine Hauptlehre (dass man nicht Widerstand leisten solle gegenüber jeglicher Gewalt) entstammt zweifellos der Anschauungsweise des Leibeigenen. Es war dies überhaupt die dem Leibeigenen einzig mögliche Sittlichkeit. Tolstoi übernimmt sie aus Ehrfurcht vor dem russischen Bauern, in dem er sein menschliches Vorbild erblickt, weil er sich an ihm zumeist versündigt zu haben bewusst ist. Damit aber, mit dieser Lehre vom Nichtwiderstandleisten gegen das Uebel, wälzt Tolstoi die Verantwortung für andere von sich, auch da, wo er sie noch sehr wohl zu tragen vermag. Denn Tolstoi ist nicht Leibeigener gewesen, und wir, denen er solche Weisheit predigt, sind das heute auch nicht!

Dass aber überhaupt ein starker ästhetischer Einschlag in der russischen Sittlichkeit enthalten ist, scheint mir schon daraus hervorzugehen, dass dem Russen da, wo er sich mit sich selber in Einklang fühlt, vor allem da, wo er die eigene Tat bewundert, die Neigung eignet, überhaupt nicht zu bemerken, ob und

wie Aussenstehende, völlig Unbeteiligte, hier betroffen werden. Die sieht er gar nicht, und wenn er sie sähe, würde er sie übersehen. So ist es zum Beispiel dem „idealistischen Studenten" durchaus erlaubt, wenn er durch Universitätsstreik seiner Empörung über die russische Regierung Ausdruck verleihen will, alle anderen Studenten aufs brutalste am Hören der Vorlesungen zu verhindern! (Hierbei werden denn auch bisweilen durchaus liberale Professoren nicht bloss beschimpft, sie sind auch geohrfeigt worden, was aber später als „aus leicht begreiflicher Erregbarkeit geschehen", willig verziehen wird von der liberalen Gesellschaft und von den Betroffenen selber.) Beim einfachen russischen Volke vermochte ich freilich diesen Aesthetismus im Sittlichen kaum je zu bemerken, um so mehr fiel mir gerade hier der Fatalismus auf im sittlichen Tun. Man teilt zwar ohne weiteres auch das letzte Stück Brot mit dem zufällig angetroffenen Bettler, man gibt ihm auch gelegentlich eine altchristliche Lehre, im allgemeinen aber lässt man einen jeden für sich selber sorgen, und das, nicht aus Gleichgültigkeit, vielmehr aus uralter Erfahrung, dass man im Grunde dem Nächsten doch nicht zu helfen vermag — und diese Erfahrung entstammt sicherlich vor allem der Leibeigenschaft!

III

Ueberhaupt liegt es mir durchaus fern, in Abrede zu stellen, dass die Leibeigenschaft, auch ganz abgesehen von aller unausdenkbaren, von dem Eingeweihten niemals mehr zu vergessenden Verschwendung, die sie trieb mit Menschenglück, Menschenleben und Menschenanlagen, auch unmittelbar einen sehr verderblichen Einfluss ausgeübt hat auf den russischen Volkscharakter (ich betone das ausdrücklich: Anhänger der Leibeigenschaft, und sie sind noch nicht ausgestorben in Russ-

land, könnten mich sonst für einen Gesinnungsgenossen halten, der in der Leibeigenschaft ein von Gott gesandtes Mittel zur Veredlung der russischen Volksseele preist). Es bleibt aber ein Wahn, dass Unglück den Menschen besser macht, höchstens vermag es einen guten Menschen nicht schlechter zu machen. Das ist schon sehr viel! Und das ist auch, alles in allem genommen, der Fall gewesen beim russischen Bauern in den furchtbaren Zeiten der Leibeigenschaft. Aber auch er hat natürlich moralisch gelitten und wird lange Zeit brauchen, um sich völlig zu erholen.

Da ist zunächst die immer wieder peinlich überraschende Unehrlichkeit im russischen Volke, jener Hang zu kleinen Diebstählen und Unterschlagungen, der besonders den frisch eingewanderten Westeuropäer oft so schmerzlich berührt (weil er den, den er da als Dieb ertappt, meist schon liebgewonnen hatte — und nun in seiner europäischen Pedanterie einen „Unwürdigen" verwöhnt zu haben glaubt, was freilich ein grosser Irrtum ist). Dass hier die Leibeigenschaft in hohem Grade die Schuld trägt, steht für mich wenigstens ausser allem Zweifel: einmal ward der Leibeigene meist aus drückendster Not zum Diebstahl veranlasst — (Tolstoi, der ganz offenbar seine Erfahrungen an seinen Leibeigenen gemacht hatte, berichtet, um nur ein ganz kleines Beispiel anzuführen, dass oft eine ganze Leibeigenenfamilie nur ein einziges warmes Kleidungsstück besass, und man denke dabei an die sieben Monate Frost in Russland!) Solchen Diebstahl verzeiht sich der Russe nun immer und tut recht daran. Denn der Herrgott hat ihn nicht geschaffen zum Verhungern und Erfrieren! Hinzu kommt die im russischen Volke tatsächlich lebendige altchristliche Anschauung, dass, wer zwei Röcke hat, einen davon dem geben soll, der keinen besitzt. Das befolgt der einfache Russe meist wörtlich, und ist daher auch seinerseits gegebenen Falles durchaus geneigt, den zweiten Rock des Nächsten für sich zu bean-

spruchen als etwas, was ihm zukommt, ohne dass er darum zu fragen braucht! Dass überhaupt hinter sehr vielen Diebstählen in Russland ein tief eingewurzelter kommunistischer Hang steht, scheint mir zweifellos. Wie oft ward mir, wenn ich einen kleinen Diebstahl rügte, staunend geantwortet: „Es ist ja soviel davon da!“ (Und darauf ist eigentlich auch gar nichts zu entgegnen. Denn die Güter dieser Welt sind doch zweifellos dazu geschaffen, verwendet zu werden, um die Notdurft zu stillen, nicht aber dazu, aufgespeichert zu werden, um dem, der ihrer bedarf, einen möglichst hohen Preis zu entlocken!) Ausserdem konnte aber auch der russische Bauer, gerade wenn er sich seine geistige Unabhängigkeit wahrte in aller Knechtschaft, überhaupt zu keinem richtigen Begriff von persönlichem Eigentum erzogen werden. Musste er es doch hundertfünfzig Jahre lang erleben, dass das, was er erarbeitet hatte im Schweisse seines Angesichts, und das er so nötig hatte, um elementarste Notdurft zu befriedigen, dass das einfach sein Seelenbesitzer sich aneignete — um es zu verschwelgen und zu verprassen! Die Erziehung zum Eigentumsbegriff hat wohl überhaupt durch Generationen hindurch währende wirtschaftliche Selbständigkeit zur Voraussetzung, und wird naturgemäss da am nachhaltigsten sein, wo der hauptsächlichste Besitz durch persönliche Arbeit erworben wurde, und er dabei ein beschränkter ist: nur da erlebt das Volk, dass jedes Besitztum von Hause aus nur dazu da ist, damit der Besitzende sich zu erhalten vermag in voller Leistungsfähigkeit! So finden wir denn auch die höchste Ehrlichkeit in Ländern mit alteingesessenem, freien Bauerntum — und wir haben bereits Hoffnung auf ein solches in Russland!

Auf eine gewisse List und Verschlagenheit, die dem dienenden Russen eignet, sei hier nur im Vorübergehen aufmerksam gemacht. Auch das geht natürlich auf die Leibeigenschaft zurück: was blieb denn dem rechtlosen Hörigen anders als

List? Und auch jener offensichtliche Leichtsinn des einfachen Russen, seine an sich glückliche, aber leider meist zum Unglück führende Sorglosigkeit in Hinsicht auf die Bedürfnisse dieser Welt hat wohl auch ihren Ursprung in den finsteren Zeiten der Leibeigenschaft, sie ist wohl entstanden damals, als der Hörige sich jeden Augenblick seines Lebens den überhaupt nicht vorauszusehenden Launen seines Seelenbesitzers wehrlos ausgesetzt sah. Da konnte keinerlei Vorsicht, keinerlei Nachdenken, keinerlei Selbstbeherrschung etwas nützen, und nur ein sorgloser Sinn, ein Nichtdenkenwollen an den morgigen Tag bewahrte vor Verzweiflung.

Das will man heute aus vielen Gründen nicht wahr haben. Auch als ich bereits längere Zeit in Russland lebte, habe ich mich dagegen gesträubt, gewisse Eigenheiten des russischen Volkes aus der Leibeigenschaft heraus zu erklären. Es schien mir das wie ein Unrecht an diesem Volke, das mir vom ersten Augenblicke meines Verweilens in Russland so liebenswert erschien, dass mir Russland als die eigentliche Heimat des Menschenherzens vorkam.

Ich konnte aber schliesslich doch nicht umhin, anzuerkennen, dass die Leibeigenschaft über viele Widersprüche im russischen Volkscharakter aufzuklären vermag, und dass es durch ihre Berücksichtigung möglich wird, die treffliche Grundanlage im Russen aufrechtzuerhalten trotz seiner augenfälligen Fehler. Vergegenwärtigen wir uns: der Sklave muss erraten, muss lügen, muss schmeicheln — und das wird leicht zur Gewohnheit, weil es fast immer Vorteil, bisweilen Rettung, und meist eine gewisse innere Befriedigung gewährt. Der Sklave muss leichtsinnig sein, weil seine Lage unerträglich ist, und sein Vorausbedenken doch nichts nützt! Der Sklave, dessen Schicksal von der Laune seines Herrn abhängt — und die Laune ist auch heute noch allmählich in Russland — muss den Zufall über die eigene Tüchtigkeit stellen, und das ist dann schwer sich

wieder abzugewöhnen (zumal das moderne Leben mit seinem provozierenden Luxus auf seiten ganz offenbarer Nichtstuer diese Neigung täglich bestärken muss, und das nicht bloss im russischen Bauern). Der Sklave muss sich daran gewöhnen, sein eigenes Geschick zu vergessen, um es überhaupt ertragen zu können. Daher jene Gleichgültigkeit, Oberflächlichkeit und jener Leichtsinn des arbeitenden Russen, über den ausländische Meister, Techniker und Ingenieure so klagen, und denen selbst ein Tolstoi insofern recht gibt, als er — in „Anna Karenina" — spricht von der Neigung des russischen Arbeiters, „möglichst bequem zu arbeiten, sorglos sich selber zu vergessen und über nichts nachzudenken".

IV

Schliesslich wäre es ein schweres Unrecht am russischen Volke, wenn man nicht auch auf das Konto der Leibeigenschaft jene unselige soziale Haltlosigkeit setzen würde, die den Westeuropäer immer wieder in Staunen setzt, wenn wir zum Beispiel erleben, dass ein bisher durchaus anständiger Arbeiter oder Hausdiener plötzlich, wenn er einmal anfängt zu trinken, fast ohne jeden Uebergang in ganz wenigen Tagen auf die Stufe des Bettlers und Nachtasylkunden herabsinkt und dabei einer Verwahrlosung verfällt, von der wir in Westeuropa kaum eine Vorstellung haben. Sicherlich kommt hier ein Teil der Schuld auch dem Alkoholismus an sich zu, indes muss die Schuld an ihm in weitem Masse wiederum der Leibeigenschaft zugeschrieben werden. Unsere Abstinenten — ich selber zähle mich seit Jahren zu ihnen und darf darum mitreden — sind leider wenig geneigt, den sozialen Einflüssen die ihnen in Hinsicht auf die Verführung zum Alkohol tatsächlich zukommende Rolle zuzuerkennen. Das mag aus taktischen Gründen geboten sein. Man vergisst dabei aber allzu

leicht, dass der Alkoholismus in sehr hohem Masse die direkte Folge sozialen Elends ist. Darüber kann nicht der geringste Zweifel bestehen: darauf weist auch schon ganz unmittelbar hin die spezifische Eigenschaft des Alkohols, dem Menschen eine grundlose Zufriedenheit mit sich selber zu gewähren, ihm zudem die Hemmnisse wegzutäuschen, die das Leben ihm entgegenstellt, und ihm so Selbstbewusstsein und Unabhängigkeitsgefühl wenigstens auf Augenblicke erleben zu lassen. Und die Sehnsucht nach diesem Erlebnisse drückt dem Alkoholiker immer wieder das Glas in die Hände. Demnach hätte der Alkohol für die Leibeigenen erfunden werden müssen, wenn er nicht schon gewartet hätte auf sie. Man vergegenwärtige sich doch nur einmal, welchen Anreiz ein, wenn auch nur momentanes, Vergessen der Wirklichkeit haben muss für einen Menschen, der nicht nur persönlich ununterbrochenen Demütigungen und Entwürdigungen ausgesetzt ist, nein, dem nicht einmal die Möglichkeit zukommt, für die Seinen, die er liebt, und die auf ihn angewiesen sind, eintreten zu können. Wer hat das Recht, einen Stein zu werfen auf diesen Menschen, wenn der dann zur Flasche greift? Und wer darf den armen Hörigen verachten deswegen, dass er es vorzieht, zu trinken, statt seinen Peiniger totzuschlagen oder dem eigenen Sklavenleben ein Ende zu machen? Ganz abgesehen davon, dass letzteres in sehr vielen Fällen tatsächlich geschehen ist, war es immer gegen die Pflicht: denn auch so noch, in der ganzen Unsicherheit seiner Lage, in aller seiner Machtlosigkeit vor der Willkür seines Herrn, der über ihn verfügte wie es ihm gerade einfiel, auch so noch war der leibeigene Familienvater ein Schutz für Frau und Kinder, wenigstens ein lebendiger Vorwurf dem brutalen Herrn, wenn der sich vergriff an ihnen! Und dann, wenn der leibeigene Familienvater — sein Seelenbesitzer brauchte dazu bloss das Transportgeld bis Tobolsk zu zahlen — von seinem Herrn in Fesseln nach Sibirien

geschickt ward — (und der gab meist der Behörde als Grund „unerhörte Frechheit" an, das heisst, der Leibeigene hatte sich nicht hündisch demütig erwiesen!) — so mussten ihm dem Gesetze nach wenigstens die Söhne bis zu fünf Jahren, die Töchter bis zu zehn Jahren mitgegeben werden! Und das war doch wenigstens etwas! Immerhin besser, als die völlige Verlassenheit von Frau und Kindern, die damals ja immer nur sittliche Verderbnis, Vergewaltigtwerden und frühen Untergang zur Folge hatte!

Da alles dieses Elend hundertfünfzig Jahre lang herrschte und unvermeidlich war für jeden russischen Bauern, so muss man sich viel mehr darüber wundern, dass nicht ganz Russland im Alkohol verkommen ist, als darüber, dass die Neigung zum Alkohol in weiten Kreisen des russischen Volkes durch Generationen hindurch tatsächlich vererbt wird. Und damit sind denn auch dort — wir wissen das heute ganz genau — jene oft kaum wahrnehmbaren seelisch-geistigen Minderwertigkeiten mit vererbt, die den mit ihnen behafteten Menschen bei nur ganz geringen Schwankungen in seinem Erwerbsleben den — heute noch meist unheilbaren — sozialen Krankheiten der Prostitution, des Verbrechens und des Vagabundentums in die Arme treiben. Dabei bleibt es wohl in weit höherem Grade zurückzuführen auf den jahrhundertelang während der Leibeigenschaftszeit erlittenen Zwang, als auf das heutige soziale Elend, dass es auch im Russland unserer Tage noch tatsächlich seelisch unschuldige Prostituierte gibt, und dass die allermeisten von ihnen sich selber ihr Gewerbe durchaus verzeihen. Und mit Recht! Einmal hat man die Kinder der Hörigen jahrhundertelang zur Prostitution einfach gezwungen. Sie mussten sich fügen, schon um ihrer Eltern und Geschwister wegen, die unter ihrem Trotze sehr zu leiden gehabt hätten — auch das ist vorgekommen — ausserdem aber wurde ein solcher Trotz meist sehr rasch gebrochen und auf

das brutalste. Mir ist ein Dokument vor Augen gekommen, in dem ein Seelenbesitzer sich rühmt, er habe jedesmal das Bauernmädchen, das er missbraucht habe, nachträglich durchprügeln lassen, damit sie sich nicht zu viel einbilde! — Und solcher Brauch soll nicht vereinzelt gewesen sein, ganz abgesehen davon, dass es immer für eine Gnade galt, dem Herrn zu gefallen! Derartige Gewohnheiten gehen aber schliesslich in Fleisch und Blut über, und so lebt denn auch heute noch auf Moskaus Strassen eine Prostitution, die man sicher entschuldigen muss, wenn man überhaupt ein Recht hätte, hier zu urteilen. Arme, vergewaltigte Menschenkinder sind das, die nur leben wollen und wissen, dass dem, der um sein Leben kämpft, vieles erlaubt ist! Man braucht bloss die meist unschuldigen, kindlichen Gesichter anzusehen! Und wenn man sich in Gespräche einlässt, wobei man kein zynisches Wort riskiert wie bei uns, so bekommt man Aussprüche, wie folgenden, zu hören: „Ich lebe wie ein kleines Kätzchen. Ich bin froh, wenn ich abends einen Winkel zum Schlafen habe!"

Jedenfalls ist diese Erscheinung — und wir wissen nicht, ob wir sie, die Unschuld im Laster, als eine beklagenswerte bezeichnen sollen: es liegt viel Zukunftshoffnung in ihr — der Leibeigenschaft zuzuschreiben. Dabei würde aber wohl die Prostitution in Russland keinen so überaus grossen Umfang angenommen haben, würde ein alleinstehendes, halbwüchsiges Mädchen — die allermeisten Prostituierten sind Waisenkinder, die acht- bis zehnjährig vom Lande in die Stadt zur Lehre abgegeben, dort irgendwie mit zwölf bis vierzehn Jahren verführt wurden — nicht so bald auf den Gedanken kommen, sich zu verkaufen, wenn nicht dem einfachen russischen Volke die geschlechtliche Demut tief im Blute läge. Die Vorstellung davon, dass der Arme sich keine Geschlechtsehre gestatten darf, dass solche vielmehr nur einen Luxus der Reichen bedeutet. Und ganz augenscheinlich würden auch wiederum

die minderjährigen Prostituierten in Russland gar keinen Erwerb finden, wenn nicht die Abkömmlinge der Seelenbesitzer sich durch Generationen hindurch an einen so zügellosen Geschlechtsgenuss gewöhnt hätten, dass in ihnen gar keine Vorstellung mehr aufzukommen vermag davon, dass sie doch ein gar nicht wieder gut zu machendes Unrecht antun der Prostituierten, die sie missbrauchen: dass sie ihre Seele missgestalten für immer!

Noch niederschlagender aber und noch empörender als der Anblick der scharenweise Moskaus Boulevards überflutenden jugendlichen Prostituierten (von zwölf bis fünfzehn Jahren, vor den Badeanstalten trifft man solche von acht bis zehn Jahren) wirkt der Anblick jener unsäglich elenden Frauenspersonen, die man in der Gegend der Moskauer Nachtasyle, vor allem auf dem „Menschenmarkt", den ganzen Tag über beobachten kann. Wer aber da überhaupt Augen hat, zu sehen, der sieht, dass diese unseligen Geschöpfe nicht schuldig sind an ihrem Los, diese noch so jungen Mädchen und Frauen, die da halb nackt, mit zerzausten Haaren, wie besinnungslos umherschwanken, hier gestossen, dort geschlagen, hier heulend in der Gosse hockend, dort mit namenlosem Jammer im Blick an einer Mauer gelehnt vor sich hinstarrend. In den meist regelmässigen ehrlichen Zügen der aufgedunsenen, vielfach zerschlagenen Gesichter dieser Unglücklichen kann man deutlich lesen, dass sie von ihren Müttern nicht geboren wurden zu solchem Lose, dass sie wohl alle unter normalen Verhältnissen brave Hausfrauen und treffliche Mütter ihrer Kinder geworden wären. Sie waren nur zu schwach — eine ganz kleine, ererbte Minderwertigkeit genügt da, bei dem ganz Armen — um den Kampf mit der Not aufzunehmen und mit der Gewalt, die auf die Ungeschützten überall lauert auf der weiten russischen Erde. (Ueberall da, wo der Mensch seine niedrigen, sinnlichen Triebe nicht im Zaume zu halten gelernt hat, da ist

auch der Schwache das selbstverständliche Beutetier viehischer Appetite!) Natürlich sind an solchem Seelen-Massenselbstmord, wie man ihn in Russlands Städten ständig vor Augen hat, — und darum erfordert es auch eine so furchtbare moralische Anstrengung, in Russland zu leben, — auch die immer noch entsetzlichen sozialen Verhältnisse dort schuld, und die Hilflosigkeit ihnen gegenüber auf seiten einer Gesellschaft, die jahrhundertelang in Vormundschaft gehalten war, und die nun der Volksnot entgegentritt mit den kleinlichen Mitteln einer oft kritiklosen und fast immer peinlich bureaukratischen Wohltätigkeit oder mit den Gedankengeschenken utopistischer Doktrinen! Wir haben dabei aber auch in der augenblicklichen russischen Volksnot ganz unzweideutig immer noch die Folgen jener systematischen Entwöhnung des arbeitenden Volkes von selbständigem Wirtschaften vor uns, die das eigentliche Wesen der Leibeigenschaft ausmachte. Die Eltern und Ureltern aller dieser hilflos verkommenen Alkoholiker, die heute als sozial Unheilbare vor den Türen der Nachtasyle herumtaumeln, sie alle hat man mit Gewalt entwöhnt, für sich selber zu sorgen, indem man ihnen einfach alles das, was sie selber erarbeiteten, mit Gewalt wegnahm, und ihnen willkürlich bemessene, zu der geleisteten Arbeit in gar keinem Verhältnis stehende und meist nicht einmal zur Befriedigung der nacktesten Notdurft ausreichende Lebensmittel zuerteilte. Die Eltern und Vorfahren aller dieser Unseligen, die heute im Halbdusel die zahllosen Kronsbranntweinbuden in Russlands Städten und Dörfern belagern vom frühen Morgen an bis in die Nacht hinein, sie alle hat man um jedes Vertrauen zu sich selber gebracht, um jeden Begriff ihrer persönlichen Würde betrogen dadurch, dass man sie unter Todesdrohungen zwang, unbeherrschte Launen ihrer Seelenbesitzer zu befriedigen! — Wir könnten hier Dinge erzählen, die das Blut in den Adern stocken lassen. Es sind Fälle beglaubigt, dass widerspenstige Leibeigene bei zwanzig

Grad Frost draussen auf dem Hofe nackt ausgezogen und mit Wasser übergossen wurden, so dass sie augenblicklich zu Eisklumpen erstarrten! Jener Leibeigene, der in ein Bärenfell eingenäht, sich bekreuzigte, als der bei seinem Seelenbesitzer zur Jagd weilende Kaiser Nikolai I. auf ihn anlegte, ist eigentlich noch eine harmlose Erscheinung!

Des Menschen Seele ist aber nun einmal ein weiches, jedem Eindrucke nachgebendes Material. Nur darum sind wir ja zum Guten fähig, zum Mitleid mit des Nächsten Not — aber darum hinterlassen auch alle Vergewaltigungen Spuren in unserer Seele, und darum können auch Menschen so missgeformt werden vom Menschen, dass sie niemals mehr, solange sie am Lichte sind, zum Bewusstsein ihrer eigenen Seele gelangen, die dann irgendwo abseits für sich ihr Leben führt und leise singt ihr ewiges Lied, wenn der Mensch sich weinend im Kote windet! Und die an sich bei aller Schmiegsamkeit unendlich widerstandsfähige russische Volksseele ist missgeformt worden durch die unausdenkbaren Greuel der jahrhundertelang währenden Leibeigenschaft. Alle jene entsetzlichen Scharen sozialer Leichen — ich sah einst, als vor der Krönung des jetzigen Zaren die Moskauer Nachtasyle geräumt werden mussten, einen polizeilich eskortierten Haufen von einigen Tausenden derartiger Menschenruinen, dass die Scham darüber heute noch lebt in meiner Seele — sie alle sind nachträgliche furchtbare Anklagen gegen die Leibeigenschaft!

Die Seelenbesitzer, die Herren der Leibeigenschaft, haben dies prachtvolle Volk zwar nicht völlig missgestalten können zu fügsamen Werkzeugen ihrer Seelenblindheit, sie haben aber jene einseitig duldenden Tugenden grossgezogen im russischen Volke, und sein Selbstbewusstsein in einer Weise gebrochen, und es dem Begriff der persönlichen Würde in einem Masse entfremdet, dass heute noch tausende und abertausende einfache russische Menschen — wenn sie nur ein ganz klein wenig

stolperten auf dem steilen Pfade des täglichen Broterwerbs — in rettungslosem Alkoholismus und unausdenkbarem Jammer zugrunde gehen müssen, sie, die ein frohes, tätiges, nützliches Dasein hätten führen können — und der einfache Russe braucht ja zu seinem Glücke bloss Nüchternheit, (betrunken ist er immer todunglücklich) ein Stückchen Brot und einen Sonnenstrahl!

Soweit sei hier nur andeutend hingewiesen auf die unermessliche, wohl weit in die Jahrhunderte hinein nachwirkende Schuld der Leibeigenschaft, die das russische Volk so furchtbar schwächte in seiner Widerstandskraft gegen die Versuchungen der Sinne dadurch, dass es unter Todesdrohungen zu hündischem Gehorsam gezwungen, alles Selbstbewusstsein verlieren musste.

Freilich ist auch für den Seelenbesitzer selber die anderthalb Jahrhunderte währende Leibeigenschaftsperiode nicht ohne schädigende Folgen geblieben. Niemand masst sich ja persönliche Gewalt an über seinesgleichen, ohne auf die Dauer Schaden zu nehmen an der eigenen Seele. Die seelische Schädigung aber, die der Seelenbesitzer im Laufe von Generationen erlitt, ist heute noch ausserordentlich deutlich bemerkbar innerhalb des fortschrittlichen Russlands (von dem aristokratischen Russland gar nicht zu reden, das spielt aber kulturell eigentlich keine Rolle mehr). Und das versteht sich eigentlich ganz von selber. Zunächst muss ja ein Mensch, dem unumschränkte Gewalt gegeben ward über seinesgleichen, mit Naturnotwendigkeit einen falschen Begriff erhalten von der eigenen Person. Denn selbstverständlich werden ihm die, denen er Böses tun kann, oder die Vorteil von ihm erwarten, auf jede Weise schmeicheln. Er aber wird ihrer Schmeichelei gegenüber schliesslich die Kritik einbüssen, weil er ja tatsächlich unverstellte Dankbarkeit dort wahrnimmt, wo er nur einmal keinen Gebrauch machte von seiner Macht, Wehrlosen unrecht zu tun.

So musste der Seelenbesitzer, auch wenn er sich nicht den leisesten Zwang auferlegte, wenn er nur nicht ohne Lust und ohne Zweck brutal war, sich selber für einen Ausbund von Grossmut halten. Er musste sich aber auch vorkommen wie ein Muster an Geist. Denn keine seiner Entscheidungen ward ja anders, denn als höchste Weisheit hingenommen, und da er verfügen konnte über das Schicksal von Hunderten, oft von Tausenden seiner Mitmenschen, musste er leicht zu der Ueberzeugung gelangen, er sei auch imstande, zu wissen, was ihnen frommt. Da es ferner in der Macht des Seelenbesitzers lag, seine Sklaven erzittern oder jubeln zu machen, und da er zudem über ihr Geschick entschied, ohne sie selber zu fragen und ohne jemals zu erfahren, wieviel Unheil er anrichtete, und welche Torheiten er beging, so musste der Seelenbesitzer ganz von selber dazu kommen, sich die Fähigkeit zuzutrauen, in den Seelen der Menschen zu lesen. Seine Selbstkritik musste aber bei alledem schon dadurch, und dadurch vor allem für immer Schaden erleiden, dass er sich selbstverständlich seinen Hörigen gegenüber überlegen vorkam, ohne tatsächlich andere Vorzüge vor ihnen zu besitzen als die der Geburt. Damit aber ward der Seelenbesitzer vor unüberwindliche Hindernisse gestellt gegenüber der Erkenntnis von der seelischen Gleichheit aller Menschen — und die ist und bleibt das einzige Fundament einer normalen menschlichen Selbstkritik!

Darin beruht denn auch die freilich unbewusste Rache der Hörigen an ihrem Herrn, der ihnen die freie Verfügung genommen hatte über ihren Körper und ihrer Hände Werk, dass sie ihm auf die Dauer die freie Verfügung nahmen über seinen Geist und über seine Seele: er hielt sie körperlich in Knechtschaft, sie ihn geistig. Hier liegt ein sittlicher Ausgleich: niemand kann Sklavenbesitzer sein, ohne geistige Einbusse zu erleiden, ohne sich beschränkt stellen zu müssen und es auf die Dauer auch zu werden. Daran ist gar nicht zu zweifeln.

Alle diese Herrenmenschen aus der Leibeigenschaft, wie sie uns zum Beispiel Tolstoi in seinen Meisterromanen vorführt, und deren eiserne Energie und bedeutende praktische Veranlagung er selber ganz offensichtlich bewundert, sie alle erscheinen dem nicht aus Pietät befangenen Blicke des Nicht-Abkömmlings von ganzen Generationen von Sklavenhaltern nur wie seltsam unheimliche, kaum noch Mitleid erregende Menschen-Maschinen, wie Automaten, die ihre, ihnen durch Vererbung aufgezwungene, menschlich unwürdige Rolle spielen müssen, ohne jemals des ungeheuren Selbstbetruges inne zu werden, in dem befangen sie sich und anderen das Schauspiel geistiger Freiheit und Selbstverfügung vorspielen!

Die Erziehung, welche die russische Volksseele erfuhr in den Herren der Leibeigenschaftsperiode, musste hinführen zu einem kritiklos hingenommenen Ueberlegenheitsgefühl, das nach keinem zureichenden Grunde mehr sucht, ferner zu der Neigung, die Gedanken, die man selber denkt, schon deshalb für wahr zu halten, weil man sie eben denkt, und endlich zu der naiven Anschauung, man sei nicht bloss imstande, in den Seelen der Mitmenschen zu lesen, man wisse auch durchaus, was allen Menschen frommt!

Von allen diesen Neigungen finden wir immer noch deutliche Spuren sowohl im persönlichen Auftreten des aufgeklärten Russen, wie in der russischen Publizistik und der russischen Wissenschaft. Denn mehr wie in jedem anderen Lande geht in Russland die Aufklärung von den besitzenden Kreisen aus, also meist von den Nachkommen von Seelenbesitzern.

Es wäre dabei aber auch wirklich erstaunlich und unbegreiflich, wenn das Selbstbewusstsein eines Abkömmlings von ganzen Geschlechtern von Seelenbesitzern sich völlig frei hielte von kritikloser Ueberspannung. Wir finden die denn auch selbst bei den erleuchtetsten Geistern in Russland, sofern sie altadeliger Wiege entstammen. Man vergegenwärtige sich nur

Tolstois masslose Wut über alle, die es wagen, anders zu denken als er!

Wir begreifen übrigens auch in diesem Zusammenhange, warum das bewusste, das freiheitliche Russland sich immer noch nicht zum wahren Begriff der menschlichen Freiheit aufzuschwingen vermag!

Alle heutigen Russen sind ja so oder so Abkömmlinge von Sklaven oder von Sklavenhaltern. Ersteren ward List und Schicksalsglaube angezüchtet, letzteren Hochmut und rücksichtslose Launenhaftigkeit! Freiheit unter Menschen kann aber nur darin bestehen, dass ein jeder einverstanden zu sein vermag mit dem, was er tun muss, dass er selber mitbestimmte den Zwang über die eigene Person, der ihm im Interesse aller Mitbürger geboten erscheint.

Hinweisen möchte ich schliesslich noch darauf, dass auch bei den Herren der Leibeigenschaftsperiode die allen Russen wohl angeborene ästhetische Anlage noch eine ganz besondere Ausbildung und Kräftigung erfahren musste. Wo ja immer der Seelenbesitzer in die Zusammenhänge des Menschendaseins und des Weltenalls hineindachte, war er gezwungen, in weitem Masse von der Tatsächlichkeit des Lebens abzusehen, um nicht schon gleich beim ersten Schritte auf höchst unangenehme Dinge zu stossen. Der denkende Seelenbesitzer musste sich in allen seinen ausserpersönlichen Gedanken in einer Sphäre der Abstraktion, des gleichsam nur im Skelett dem Geiste vorschwebenden Lebens bewegen, um nur ja nicht auf die Erkenntnis der Unmoral seiner eigenen Lebensführung gebracht zu werden (gegen die er zudem schwer überwindliche Widerstände erlebte, vor allem wohl in Pietätsempfindungen). In diesem, demnach ganz natürlichen Hinwegsehen über die Tatsachen des Lebens bei allen Gedanken an Menschen und Menschheitsgeschick erlangte der denkende Seelenbesitzer eine solche Virtuosität, dass er imstande blieb, die allerfreiheitlich-

sten Gedanken rein sachlich zu beurteilen, ja, sozialistischen Ideen eine offensichtliche Sympathie entgegenzubringen, ohne dass das Bewusstsein, selber Sklaven zu halten, ihn irgendwie geniert hätte. Tatsächlich ist denn auch der freiheitliche Gedanke vor allem durch die denkenden Seelenbesitzer nach Russland hineingeflutet.

Eigenartig ist dabei der Zusammenhang, dass der Widerstand, den das Denken des Seelenbesitzers erlebte, sobald es sich um die Kritik seiner wirtschaftlichen Lage handelte, nicht nur hinführte zu jenem abstrakten ästhetischen Behandeln sozialer Fragen, das heute noch im freiheitlichen Russland so vorherrscht. Nicht nur das! Der hier erlebte Denkwiderstand lenkte zudem auch noch den forschenden Blick des Russen am Sozialen vorüber auf jenseits allen gesellschaftlichen Bedingtseins gegründete Menschenbedürfnisse und Menschenbeweggründe, wie sie ihren Urgrund nur haben können im religiösen Erlebnis! Wir sehen das namentlich bei Tolstoi. (Er ist überhaupt als Denker — vor und nach seiner Bekehrung — geradezu typisch für den denkenden Seelenbesitzer.) Wo er kritisiert, wird er — aus instinktivem Nichtsehenwollen der eigenen Lebensführung — so kindlich abstrakt, dass er zum Beispiel als Pädagoge tatsächlich glaubt, eine neue Grundlage der Erziehung und dem Unterricht geben zu können, ohne das Sozial-Wirtschaftliche — dessen Fesseln doch vor allem die Volksschule trägt — überhaupt nur zu berühren. Der Pädagoge Tolstoi schilt für die Missstände der russischen Schule den armen Schulmeister — statt an die Privilegien der eigenen Kaste zu denken, derentwegen das Volk doch wohl hauptsächlich in peinlicher Notdurft und Unbildung verharren muss! Andererseits gab aber auch wiederum dieselbe instinktive Abscheu davor, die eigene soziale Lage zu bedenken, Tolstoi früh schon jenen unerhörten Scharfblick für den religiösen Untergrund der russischen Seele. Augenscheinlich macht ja

Aesthetentum (das heisst das Absehen von der Wirklichkeit als solcher und sofern sie auch für andere da ist, oder besser gesagt, die Hinnahme der Dinge lediglich um ihrer Wirkung willen auf Vorstellung und Gefühl), augenscheinlich macht Aesthetentum uns oft erst hellseherisch für die tieferen Zusammenhänge der Wirklichkeit, die sonst wohl überhaupt nicht von uns zu erfahren wären!

V

Wenn wir das heutige Russland auch nur einigermassen begreifen wollen, dürfen wir keinen Augenblick die Leibeigenschaft ausser acht lassen. Hier liegt die Lösung für unendlich Vieles, was uns sonst unerklärlich bliebe. All jene merkwürdigen sozialen Paradoxe, die den aufrichtigen Menschenfreund nicht aus der Verzweiflung herauskommen lassen im heutigen Russland (wo man Menschen mordet aus Liebe zum Menschen, wo, wer sich für das Volk bekennt, über aller Kritik steht und auch da noch bewundert wird, wo sein Allzumenschliches allzu deutlich zutage tritt, wo der „idealen" Jugend alles das verziehen wird, was man sonst im bürgerlichen Leben aufs schärfste verurteilt, wo man zwar keinen Augenblick Bedenken trägt, sich für ein freies Wort der Regierung gegenüber nach Sibirien schicken zu lassen, dabei aber eine unüberwindliche Furcht hegt, ein freies Wort zu äussern in dem, was die Freiheitsbewegung und ihre Helden betrifft), alle diese seltsamen Widersprüche im heutigen Russland und noch eine Menge anderer — unter anderem auch der ganze Sozialprophet Tolstoi, der Toleranz predigt und Andersdenkende in ihren Gesinnungen verdächtigt — werden überhaupt erst begreiflich, wenn man als Motto darüber schreibt: „Der reuige Edelmann".

Seine Schuld nimmt der zum Denken erwachende Russe

meist ohne weiteres auf sich (und nicht ohne Grund, denn die Aufklärung in Russland ging ja vornehmlich von den besitzenden Kreisen aus). Nun ist aber der Russe viel zu empfindlich, als dass er einer solchen Schuld ruhig und klar ins Auge zu blicken vermöchte, und diese Schuld ist auch tatsächlich zu unausdenkbar gross. Denn man mag hinblicken, wohin man will im heutigen Russland, überall, wo das Volk leidet, führt ein ganz direktes Band zur Leibeigenschaft zurück, ganz zu schweigen von dem unsagbaren Leiden, das in der Vergangenheit der Leibeigenschaft unmittelbar zur Last fällt! (Man denke zum Beispiel nur an die einwandfrei nachzuweisende und in der Sachlage als solcher nur zu sehr begründete, jeder Beschreibung spottende Säuglingssterblichkeit unter den Leibeigenen. Welche unausdenkbaren Menschenmöglichkeiten sind so für immer zugrunde gegangen!) Der reuige Edelmann will nun zwar gegenüber der Not seines Volkes alle Opfer bringen, die hier überhaupt gebracht werden können, — aber er vermag nicht, unter keinen Umständen vermag er es, seiner Schuld ruhig ins Auge zu schauen! Das veranlasst ihn zu den seltsamsten Gliederverrenkungen. Denn die Volksnot ist da in Russland, so da, wie überhaupt etwas da sein kann auf Erden; sie muss dabei zu beseitigen sein, denn sonst würde man zugrunde gehen an ihr. Wenn man aber auch tätig mitwirkt an ihrer Beseitigung, darf man auch dabei nicht der eigenen Schuld begegnen: denn das würde Verzweiflung bedeuten! So fand man denn den freilich etwas primitiven Ausweg: schuldig an der Volksnot sind die, die das Volk unmittelbar in Knechtschaft halten. Man führt demnach den Willen des Volkes aus, wenn man diese seine persönlichen Peiniger mordet — und man will dabei gar nicht einsehen, welche Anmassung der Mensch zum Ausdruck bringt, wenn er behauptet, er verstehe den Willen seines ganzen Volkes. Und man will des weiteren auch nicht einsehen, welch unbegreifliches

Unrecht man gerade mit solcher Willensdeutung einem Volke antut, das durch heldenhaftes Ausharren in unsäglichen Leiden ein in Ewigkeit leuchtendes Beispiel gab für alle Völker der Erde, wie der Mensch der Versuchung zum Morde zu entgehen vermag, auch ständiger Todesnot gegenüber! Denn das russische Volk verharrte doch jahrhundertelang in furchtbarster Knechtschaft bei seiner urchristlichen Abscheu vor jedem Menschenmorde! Das alles merkt aber der reuige Edelmann nicht. Seine Reue macht ihn blind und schreit nach Opfern. So mordet denn der frühere Peiniger seines Volkes seine jetzigen vermeintlichen Peiniger! Aber auch das nimmt nicht die Schuld von der Seele des reuigen Edelmanns, so muss er seine Schuld wenigstens mit allen teilen können, um sie dann vor allen anderen abzuwälzen. Mit Leidenschaft stürzte man sich darum auf die — aus Westeuropa kommende — Heilslehre, nach der das alles, was man bisher erlebte als ein Verbrechen am notleidenden Volke, nur geschichtliche Unabweisbarkeit bedeutet, notwendigen Uebergang zu einem Reiche der Gerechtigkeit, das kommen muss! In blinder Sehnsucht danach, erlöst zu werden von peinigender Reue, begeht man dabei den gleichen Denkfehler, den Westeuropa hier beging: man verurteilt und scheltet die, die von der heutigen Lage der Dinge den grössten Vorteil haben, — trotzdem sie doch nach eben dieser Lehre genau so unschuldig sind an ihrem Wohlstand, wie der Proletarier an seinem Elend — man verurteilt sie aber und nennt sie Ausbeuter, ja, man ruft Kampforganisationen ins Leben gegen sie und zur Herbeiführung jenes Reiches der Gerechtigkeit, das so wie so kommen muss. Man greift mit Feuereifer nach der Weisheit aus dem Westen, und umgibt sie in unendlichen Selbstquälereien mit ganzen Netzen von Nuancen, die man dann für Gedanken hält. Und die Anhänger der verschiedenen Nuancierungen bekämpfen sich dann untereinander derart, dass sie des leidenden

Volkes darüber vergessen und die beste Gelegenheit, ihm zu helfen, ungenützt aus Händen lassen! Aber man ist wenigstens beschäftigt, man ist abgelenkt von der Reue, man ist nicht m e h r schuldig vor dem eigenen Volke als der Westeuropäer vor dem seinen. Einige reuige Edelleute, Tolstoi an ihrer Spitze, gehen dabei in ihrer Verblendung so weit, zu behaupten, die heutigen Fabrikarbeiter seien eigentlich keineswegs besser daran, als die ehemaligen Hörigen. (Es gibt freilich noch andere Ablenkungsformen von der Reue für den reuigen Edelmann: eine davon ist der Panslavismus — der freilich auch auf andere Quellen zurückweist. Nach ihm hat das russische Volk geschriebene Rechte überhaupt nicht nötig, zum Beispiel keine verbriefte, wirtschaftliche Freiheit, und auch keine Konstitution. Das Verhältnis zwischen Zar und Volk, zwischen Seelenbesitzer und Hörigen beruht auf reinem Vertrauen.)

Alles in allem genommen hat die Reue des Edelmannes dem russischen Geistesleben so zahlreiche und so furchtbare Fesseln auferlegt, dass sie in ihrer Gesamtheit heute wohl viel schwerer auf ihm lasten als jemals irgendwelche Polizeizensur (die schliesslich doch nur bei den russischen Publizisten einen Stil zur Ausbildung brachte, in dem man tatsächlich alles sagen kann). Da sind zunächst einmal eine Reihe von Dogmen da, auf deren Nichtanerkennung gesellschaftliche Nichtachtung steht — und die fürchtet man im freiheitlichen Russland mehr wie den Tod. Solche Dogmen sind: es gibt nur ein Ziel, das nicht selbstsüchtig und frivol ist: die Hebung der Volksnot. Es gibt aber auch bloss ein Mittel dazu: die Herbeiführung der sozialistischen Staatsordnung durch Umsturz des despotischen Regimentes. Alle menschlichen Tätigkeiten jenseits des Strebens nach Herbeiführung dieses einen Zieles sind nur Spielereien. Die Kunst ist Selbstbetrug, die Wissenschaft Eitelkeit! Solange noch ein Mensch Hun-

ger leidet, hat niemand das Recht, andere Gedanken zu hegen als die, wie dem Hunger der Hungernden abzuhelfen sei. Mit einem Worte: der reuige Edelmann will alle Menschen auf dieser Erde festhalten mit allen ihren Gedanken und mit allen ihren Interessen!

Die Lähmung, die so auf alles Geistesleben gelegt wird, entgeht dem reuigen Edelmann — vielleicht würde ihm das auch völlig gleichgültig sein — es entgeht ihm aber auch, welche anmassende Teilung man so vornimmt im Volke zwischen einer Masse, der nur geholfen werden muss, und den Gebildeten, die nur zu helfen haben. Wenn man aber dem einen Teile der Gesellschaft nur Rechte, dem anderen nur Pflichten auferlegt, und sich selber zu letzterem zählt, so muss man jede lebendige Fühlung mit dem Volksganzen auf die Dauer völlig verlieren. Der Begriff des Volkes verflüchtigt sich so zu einer reinen Illusion, zu der Vorstellung von etwas, das da sein muss, damit man sich für es opfern kann. Und so kommt es denn auch, dass dem wirklichen Volke, dass dem einzelnen russischen Menschen kaum mehr irgendwelche Beachtung um seiner selber willen zuteil wird innerhalb des fortschrittlichen Russlands. Man findet es da nicht nur völlig in der Ordnung, die religiösen Gefühle des Volkes zu verletzen, indem man die soziale Heilsverkündigung verbindet mit der Predigt eines metaphysischen Materialismus. Das freiheitliche Russland hat auch tatsächlich von jeher vom Volke die grössten Opfer verlangt im Interesse der Befreiung, die man für das Volk will, nicht durch es!

Der reuige Edelmann spukt aber leider noch derart in Kopf und Busen des freiheitlichen Russlands, dass man dort gar nicht begreifen will, wie sehr man das Volk beleidigt durch die angemasste — und keineswegs so viel leichter als das despotische Regiment zu ertragende — Bevormundung über es zum Zwecke seiner Befreiung! Tolstoi ist dagegen

als Mann aufgetreten, er hat die Revolutionäre gefragt, woher sie denn eigentlich das Recht sich anmassen, das christliche russische Volk zu rohen Gewalttaten aufzureizen! Derselbe Tolstoi hat aber leider selber so wenig von der Bevormundungssucht des reuigen Edelmanns über das Volk lassen können (des reuigen Edelmanns, der in aller Gewissenspein doch nicht seine einstige Herrschermacht völlig zu vergessen vermochte), dass er seinerseits an das russische Volk die seltsame Anforderung stellte, es solle den Glauben seiner Väter als einen Irrtum abschwören und sich zu seinem (Tolstois) Christentum bekennen. Er, der frühere Seelenbesitzer, glaubte eben auch noch als Prophet besser zu wissen als das Volk selber, was dem frommt!

Der reuige Edelmann ist denn auch schuld daran, dass wir in gewissen Kreisen der russischen Gesellschaft (ausgenommen sind hier die aktiven Revolutionäre und das Intelligententum) einen Begriff vom „Volk" haben, im Gegensatz zur Gesellschaft, wie er wohl nirgends sonst in der Welt lebt. Volk ist hier das, über das man zu Tränen gerührt ist, wenn man nur an es denkt oder von ihm spricht — das man aber doch um alles in der Welt selber nicht sein möchte. Volk ist hier das, was man in seinen lebendigen Vertretern missachtet, als Begriff aber — das heisst wie m a n es denkt — über alles andere setzt. Volk ist hier das, was der Künstler, der in jedem Russen steckt, nötig hat als Gegenstand seiner Beglückungsträume, als gedachten Empfänger seiner Gedankengeschenke. Volk ist hier das, dessen der Russe in der Vorstellung bedarf, um vergessen zu können, wenn er in der Wirklichkeit ihm und der Arbeit für es aus dem Wege geht. Volk ist hier alles in allem genommen das, das so zu werden hat, wie seine Befreier es haben wollen. Man sucht denn auch das Volk zu „entwickeln", so heisst der übliche Ausdruck, das heisst, es zum metaphysischen Materialismus und zu dem so-

zialistischen Sektenglauben zu bekehren, zu dem man sich selber in jedem Falle bekennt. Gibt sich aber der betreffende Vertreter des Volkes dazu nicht her, hat er gar, wie das gar nicht so selten vorkommt, sehr vernünftige Gegengründe anzuführen, verharrt er endlich bei seinem Kirchenglauben, so sollte man einmal die wütende Verachtung erleben, in der sich dann sein berufener Beglücker von ihm wendet! Das russische Volk in seiner Masse — (die Fabrikarbeiter, die auch schon vielfach der Bevormundung durch berufliche Volksbeglücker satt sind, und eigene Wege einzuschlagen beginnen, bilden nur einen kleinen Teil der russischen Bevölkerung, allerhöchstens fünf Prozent) — ist denn auch von der Freiheitspropaganda noch immer so gut wie unberührt geblieben. Es führt sein eigenes Leben weiter. Auch den Propheten Tolstoi lehnt das russische Volk in seiner Masse ab. Und mit Recht: auch Tolstoi war der reuige Edelmann — bis in die letzten Konsequenzen hinein. Er ist überhaupt nur so zu verstehen in allen seinen Widersprüchen. Wohl stützte er sich auf das einfache russische Volk und richtete sich auf an ihm, als er in Reue zusammenzubrechen drohte, aber schon sehr bald darauf glaubte er das russische Volk besser zu verstehen, als es sich selber versteht, und wollte ihm schliesslich seine Religion aufzwingen!

So scheint es mir denn auch aus dem Betrachten des reuigen Edelmanns heraus, dass das freiheitliche Russland durchaus irrt, wenn es uns Westeuropäern deshalb Mangel an Interesse für unser Volk vorwirft, weil wir ruhig wissenschaftlichen Studien und Berufsarbeiten nachgehen. Vielleicht aber haben gerade wir die grössere Achtung vor dem Volke. Wir sind vielleicht bloss bescheidener vor ihm. Wir lassen es selber seine Geschicke bestimmen. Wir massen uns nicht an, ihm Vormünder zu sein. Wir beweisen unsere Achtung vor dem Volke dadurch, wie wir ihm persönlich begegnen, wie wir

überall seine Rechte achten, und wie wir uns beruflich zu ihm verhalten. Wir glauben freilich auch gar nicht, dass einem jeden von uns ein so grosser Anteil im Mitbestimmen der sozialen Weltgeschicke zukommt, wie das der aufgeklärte Russe für sich in Anspruch nimmt. Und offen gesagt, wir wollten das auch gar nicht. Wir halten uns nicht für weise genug dazu. Wir halten uns überhaupt nicht für weiser als unser Volk, und möchten auch lieber, dass unser Volk, selber seinen Weg bestimmend, seinem Verderben entgegenschritte, als dass es von uns zu seinem Heile gegängelt würde — wenn das überhaupt möglich wäre!

Es wäre über den reuigen Edelmann noch mancherlei zu sagen. Wir empfehlen ihn als einen der Wegweiser zur Lösung der russischen Probleme jedem, der sich für Russlands seltsam verschnörkeltes, widerspruchsvolles und bei alledem so wenig produktive Gedanken verratendes Gesellschaftsleben interessiert. Nun scheint es freilich uns Westeuropäern schliesslich seltsam, weshalb denn der reuige Edelmann durchaus nicht die Stellung seiner Schuld gegenüber einnehmen will, die ihn allein aus allen Schwierigkeiten herauszuführen vermöchte. Ich meine, wenn er sich einfach sagte: „Wohl, ich bin tatsächlich mitschuldig daran, dass die Leibeigenschaft herrschte über das russische Volk, und dass durch sie unermessliche Möglichkeiten zu Menschenglück und Menschenschaffen vernichtet wurden auf immer, und dass unter ihren Folgen das russische Volk leidet bis in unsere Tage, und leiden wird wohl noch in die Jahrhunderte hinein! Ich weiss das — ich weiss aber auch, dass ich diese Schuld, ohne sie zu begreifen, übernahm, weil ich von ganzen Geschlechtern von Sklavenhaltern abstamme und hineingeboren und hineinerzogen ward in ihre Anschauungen! So hinderte mich schon die

Liebe zu den Meinen daran, vorurteilslos nachzudenken über die Folgen meiner wirtschaftlichen Daseinsbehauptung. Sicherlich wird darum das Elend, das ich anrichtete, nicht geringer, und ich will so auch keineswegs meine Selbstsucht entschuldigen, wenn ich offen bekenne — auch ich bin nur ein Opfer der sozialen Verhältnisse und vielleicht mehr noch zu beklagen als meine Leibeigenen: ich ward ja gezwungen, unrecht zu tun, sie nur unrecht zu leiden! Jetzt aber, da ich mein Unrecht erkannt habe, oder besser gesagt, da ich erkannt habe, dass ich es niemals in vollem Umfange erkennen werde, jetzt will ich mit allen Kräften daran arbeiten, mein Unrecht in der Vergangenheit gutzumachen, soweit als das möglich ist, und in alle Zukunft hinein will ich bei allem, was ich tue und denke, die Verantwortung für mein Volk vor Augen tragen!"

Weshalb will der reuige Edelmann durchaus nicht so sprechen? Weshalb zeigt er sich mehr geneigt, sein Volk und sein eigenes Dasein durch die einengende Brille der Doktrin zu schauen und, — etwas sehr gewagt, uns alle, die wir niemals Sklaven hielten, für seine Mitschuldigen zu erklären am Volke, ja, für solche Mitschuldige, die schuldiger noch sind als er, da er doch sein ganzes Leben darauf einrichtet, sich von seiner Schuld zu befreien! (Wobei es freilich nicht unser Verdienst ist, dass wir nicht seine soziale Schuld auf dem Gewissen tragen, das bleibt aber Tatsache, und der reuige Edelmann irrt auch durchaus, wenn er auf Selbstsucht bei uns schliesst daraus, dass wir s e i n e n Heilsweg nicht gehen wollen. Dafür haben wir ganz, ganz andere Gründe.)

Weshalb zwingt sich aber nun der reuige Edelmann zu allen diesen peinlichen Ausflüchten, statt einfach einzugestehen, dass er gezwungen ward zur sozialen Sünde? Weshalb sträubt er sich gegen solche Erkenntnis und geht dabei so weit, dass zum Beispiel ein ehemaliger Sklavenhalter wie Tolstoi sich —

durchaus folgerichtig — nicht scheut, auch der armen Prostituierten und dem hilflosen Alkoholiker im Moskauer Nachtasyl falsche Weltanschauung, das heisst Schuld vorzuwerfen, statt sich selber mitschuldig zu finden auch an ihrem furchtbaren Los?

Natürlich vermag ich in der Beantwortung dieser Frage bloss Vermutungen aufzustellen. Mir scheint es nun so: der aufgeklärte Russe will niemals beeinflusst gehandelt haben. Er kann keinen ungerufenen, unbewusst wirkenden Beweggrund in sich anerkennen. Der Gedanke daran, irgendwie nicht mit vollem Bewusstsein gehandelt zu haben, muss wohl dem Russen ein ganz unerträgliches Grausen einflössen! Vielleicht deshalb, weil er sich in seiner Wehrlosigkeit den Reizungen durch die Aussenwelt gegenüber — rettungslos verloren vorkommen müsste, wenn er zugäbe, dass ihn auch klarste Ueberlegung nicht davor zu bewahren vermag, im gegebenen Falle anders zu handeln, als er es eigentlich mit Bewusstsein billigt? Oder ist dieser Widerstand im Russen gegen die Anerkennung des Unbewussten in seinem Verhalten zu seinesgleichen, gegen die Anerkennung des ihm durch Geburt, Erziehung, Umgebung Aufgezwungenen in seinen Anschauungen und Gesinnungen darauf zurückzuführen, dass, wenn er dies anerkennen würde, er dann auch nicht mehr hoffen darf auf eine in absehbarer Zeit sich vollziehende Erlösung der ganzen Menschheit, denn die hat ja die unbegrenzte Fähigkeit des Menschen zu freiwilliger Sinnesänderung zur Voraussetzung! Und der Russe braucht die Vorstellung einer bald, sehr bald möglichen Weltenerlösung, um nicht zugrunde zu gehen an der Not seines Volkes in der Gegenwart!

Ich weiss nicht, welches Motiv hier ausschlaggebend wirkt, ich betone bloss die Tatsache, dass der aufgeklärte Russe sich weigert — und das bis an die Grenze eigensinnigen Verharrens bei ganz offenbaren Widersprüchen — das Sozial-Be-

dingte im Menschen anzuerkennen (was freilich innig zusammenhängt mit des Russen Abneigung gegen jede geschichtliche Auffassung). Dabei weiss ich aber ganz genau, dass der Russe in verhängnisvollem Irrtum sich befindet, wenn er glaubt, ihn leite hier seine Liebe zum Menschen. Wahre Menschenliebe kann ihrem innersten Wesen nach nie und nimmer Veranlassung werden zu irgendeinem Widerstand gegenüber der Wahrheit! Ich will dabei aber auch keineswegs behaupten, dass den Russen hier unüberwundener Menschenhass leitet. Solcher findet indes zweifellos so die willkommene Gelegenheit dazu, die ihm so verführerische Maske der Menschenliebe anzulegen: wir können ja die Menschen bloss dann lieben, wenn wir sie unschuldig wissen! Und sie sind nicht schuldig vor uns, wenn wir sie und uns mit ihnen als Bedingte anerkennen!

Der reuige Edelmann will aber offenbar auch nicht die Erleichterung der eigenen Schuld, — wenn er ihretwegen den Richterstab niederlegen müsste über die Menschen! So fest sitzt noch in ihm bei aller Reue die durch Generationen hindurch ererbte Gewohnheit, zu herrschen über seinesgleichen!

Mir kommt das verdächtig vor! Die Reue ward jedenfalls noch lange nicht ausgekostet vom reuigen Edelmann! Noch hat sie nicht den Künstler in ihm überwunden. Auch sie, die Reue, bedeutet ihm noch Vorrecht vor dem Volke, wenigstens Antrieb zu endlosem Herumformen an einem erträumten Reich der Gerechtigkeit für das Volk. Noch hat die Reue den Edelmann nicht zur Demut geführt vor seinem Volke. Noch blieb er Edelmann in seiner Reue! Und darum ist seine Reue noch nicht tief genug — freilich möchten wir nicht, dass das russische Volk noch mehr leide unter dem Edelmann, damit er endlich bereue bis zur Demut, damit er sich endlich selber erkenne als Volk. Das wollen wir nicht um solchen Preis! Das ganze russische Volk steht uns weit, weit über dem reuigen Edel-

mann! So mag er denn selber zusehen, wie er fertig wird mit seiner Reue! Grössenwahn steht ihm bevor — oder Ueberdruss an sich selber. Aufgeben jeder Schulmeisterei dem Volke gegenüber, einfaches Zurückkehren zu ihm, zur praktischen Tätigkeit für es, — die ja durchaus nicht selbstsüchtig zu sein braucht, dafür aber vorderhand noch die einzige Möglichkeit bietet, das Volk zu begreifen und ihm die einzigen wahrhaften Dienste zu erweisen, die man ihm zu erweisen vermag, ohne es durch angemasste Bevormundung zu beleidigen, und die sich immer nur im Umgang von Mensch zu Mensch verwirklichen, nicht aber im Herumbosseln an dem Phantom eines Volkes, das man weder fragt, noch kennt, und von dem man sich selber ausschliesst.

Zusammenfassend können wir sagen: Die anderthalb Jahrhunderte lang dauernde Leibeigenschaft hat das russische Volk geteilt in die Masse der Schwerarbeitenden, die ihr eigenes Leben leben, und die aus den Zeiten der Sklaverei nur einzelne, freilich schwer vernarbende Seelenwunden davontrugen, — und in das kleine Häuflein der freiheitlich gesinnten Gebildeten, die ihr Leben leben in Hinsicht auf das Volk, weil sie sich schuldig fühlen vor ihm, die aber darum weder lassen können davon, das Volk — so wie es in ihrer Vorstellung lebt — zu verhimmeln, noch davon, das Volk — so wie es in Wirklichkeit ist — zu schelten, wenn es sich nicht von ihnen am Gängelband führen lässt nach ihrem Wolkenreiche einer sozialen Erlösung hin, das sie ihre Reue erträumen lässt für ihr Volk!

Das eigentliche russische Volk, das arbeitet und sich selber erlebt, hat weder Zeit noch Lust dazu, sich auch noch zu denken — nur einige begnadete Dichter ahnen sein Wesen, sie können es uns aber bloss nachahnen lassen im Kunstwerk — das andere, das für das Volk lebende Russland, äussert sich

darum um so lauter. Wir verwechseln es darum so oft mit dem eigentlichen Russland, es gibt uns aber gar nicht dessen Abbild: es zeigt uns Russland nur gesehen durch die Seele des reuigen Edelmannes. Mit Unrecht halten wir dies Traumbild von Russland, das späte Reue des einstigen Seelenbesitzers schuf, und in das der dazu noch alle seine unüberwundenen Herrschergelüste hineindichtete, für das eigentliche Russland!

Der bisher grösste Russe, Tolstoi, gestaltet als Dichter das wirkliche Russland, als Theoretiker dagegen gibt er dem Russland des reuigen Edelmannes Ausdruck.

Siebentes Kapitel

Das soziale Elend des russischen Volkes

Schon gelegentlich der Leibeigenschaft haben wir des sozialen Elends der grossen Massen in Russland gedacht, als eines, das Seelenleben des aufgeklärten Russen in tiefgehendster Weise beeinflussenden Momentes. Wir müssen darauf eingehend zurückkommen. Denn hier sind wir nicht nur an einer der festesten Abwehr- und Angriffsstellungen des aufgeklärten Russland Westeuropa gegenüber, von hier aus erfahren zudem auch noch einige der angeborenen und durch Russlands Schicksale in eigenartiger Weise entwickelten Anlagen im russischen Volkscharakter ihre ganz besondere Ausbildung, womit dann gleichsam Einheit und Zusammenhang kommt in die dank übergrosser Reizbarkeit ewig hin und her geworfene Seele dieses reichbegabten Volkes!

Wenn wir auf das soziale Elend in Russland hinblicken, und man muss längere Zeit dort gelebt haben, um einen Begriff

davon zu haben, — so finden wir da die natürliche Erklärung für vieles von dem, was uns am bewussten, freiheitlich gesinnten Russen irrtümlich und fehlerhaft erscheint. Wir begreifen dann vor allem, wie der Typ des eigentlichen russischen Intelligenten zu werten ist — und er ist durchaus nicht identisch mit dem bewussten Russen, er bildet vielmehr nur ein Element und wohl das wertvollste innerhalb der aufgeklärten russischen Gesellschaft. Führen wir uns in Gedanken das in Russland herrschende soziale Elend vor Augen, so scheint es uns wohlfeil, auf die Widersprüche und offenbaren Irrtümer in Anschauungen und Handlungen des Intelligenten hinzuweisen. Denn wir sitzen ja ferne von dieser Volksnot. Denken wir an sie, so müssen wir im Intelligenten trotz allem, was wir an ihm tadeln, einen ehrfurchtgebietenden Menschen ansprechen, schlechthin vorbildlich darin, wie er sein Tun und Denken gerichtet hat lediglich auf Linderung der Not seines Volkes, wie er Glück und Wohlleben von sich weist, wie er sich schämt, nicht zu leiden, wenn sein Volk leiden muss, wie er mit einem Wort seinem Volke dient, so gut wie er es eben versteht, und solange er atmet. Fast erscheint es uns frivol, einen Menschen, der vor solchen selbstgewählten bewussten Hintergründen sein Leben zubringt, daran zu erinnern, dass der Mensch nicht vom Brote allein lebt, dass auch der Satte Not leidet, und dass seine Nöte geistiger Art sind, und dass es auch ein Hungern und Dürsten nach der Wahrheit um ihrer selber willen gibt? Uns fehlt ja das E r l e b n i s, von dem der Intelligente geleitet wird. Wir können es nur ungefähr ahnen, wie der seines Volkes Not in sich trägt, der selber Not leidet, während des Volkes Not auf seiner Seele lastet.

Denken wir dabei an die äusserste Armut der russischen Studenten, die, den ärmsten Volksklassen entstammend, sich durch Stundengeben erhalten sollten und natürlich nur im Ausnahmefall Stunden finden können. Es sind ja ihrer acht- bis

zehntausend allein in Moskau. Ich kannte Studenten dort, die zu dritt ein Paar Hosen und ein Paar Stiefel besassen. Ich kannte Studentinnen, die jahrelang von einer Tasse Tee und etwas Weissbrot am Tage lebten und auch das noch häufig entbehren mussten. Man komme demgegenüber nicht mit Spiessbürger-Weisheiten: etwa damit, man solle das Proletariat der Universität fernhalten. Wer einmal das Elend des russischen Volkes mit Augen sah, der würde sich schämen, auch nur den Gedanken in sich aufkommen zu lassen, man müsse es der für ihr Volk leidenden und hoffenden Jugend Russlands unmöglich machen, alle Not, alle Entbehrungen auf sich zu nehmen, in der Hoffnung, dem armen Volke einst helfen zu können. Wenn wir an alle die von seiten der mittellosen studierenden russischen Jugend ganz in der Stille gebrachten Opfer denken, — wenn wir uns das alles einigermassen plastisch in die Erinnerung rufen, dann begreifen auch wir ohne weiteres, dass in Russland immer wieder Söhne und Töchter reicher Eltern sich ihres Reichtums schämen und in freiwilliger Armut ihr Leben zubringen mit den darbenden Gefährten. Wissen wir doch von Millionärstöchtern, die als Dorflehrerinnen ausschliesslich nur von ihrem dürftigen Gehalte lebten, alle Unterstützungen von Hause zurückwiesen, und früh an Entbehrungen zugrunde gingen.

Die seelische Lage der Intelligenten ist dabei eine weit peinlichere als die des einfachen Mannes. Der leidet selber Not, teilt, solange er atmet, sein letztes Stück Brot mit dem Hungernden. Er ist ein Bruder dem Leidenden. Er ist sich keines Verschuldens bewusst vor ihm, und auch unter der Seinen Not leidet er nur mit seinem Herzen. Sein und aller Schicksale erkennt er ruhend in Gottes Hand. Ganz anders der Intelligente: er leidet selber dieselbe bittere Not — wenn er nicht selber arm ist wie eine Kirchenmaus, teilt er sein Letztes mit den armen Gefährten, deren so viele sind, dass selbst beträcht-

licher Reichtum hier nicht ausreichen würde. Nebenbei gesagt ist wahrhaft christlich die Art, wie die Intelligenten einander aushelfen. Die Anspruchslosigkeit in der Lebensführung, die Entbehrungen, die sich der Gebende freiwillig auferlegt, und die selbstverständliche, den Geber so ehrende Art, wie die Gabe angenommen wird, hat etwas tief Beschämendes für uns Westeuropäer, die wir meist in gesicherter wirtschaftlicher Lage unsere Universitätsjahre zubringen. Wenn wir bei alledem dem Intelligenten Gleichgültigkeit dem Strassenelend gegenüber vorwerfen wollten, so wäre das ein beleidigender Irrtum: der Intelligente hat dem Strassenbettler nichts, gar nichts zu geben ausser seiner Teilnahme, und dabei gibt es so unendliche viele, die dieser bedürften. Der Intelligente muss selber frierend und schlecht gekleidet durch die Strassen eilen seinem dürftigen Erwerbe nach. Er kann nicht stehenbleiben bei jedem Notleidenden. Das kann niemand in Russland. Und dabei schämt er sich vielleicht mehr wie alle die Satten darüber, dass er vorübergehen muss am Strassenelend, und er vergräbt sich immer tiefer in seine Träume von einem endlichen Heil des Volkes, und darum sind sie ihm auch so überaus teuer, so unentbehrlich diese Träume — er hat ja nichts, dem Volke zu geben gar nichts, als sie! Sein eigenes Elend ist dabei in der Regel so gross, dass er es nicht völlig zu vergessen vermag im Gedanken an des Volkes Not!

Auch der hingebend Liebende fühlt ja Hunger, Kälte und ewiges Entbehrenmüssen. Dadurch aber, dass der Intelligente die Not seines Volkes, die nicht von seinem Geiste weichen d a r f, und deren Linderung er sein Leben widmet, aus eigenster Erfahrung kennt, dadurch ist seine Liebe zu seinem Volke so frei von jeder Rückstrahlung auf die eigene Person — so ohne jede Verführung zur Eitelkeit. Eines kommt noch hinzu: der Intelligente, armer Leute Kind, der sich die Möglichkeit zum Studium errang in unsagbaren Entbehrungen, in rastlosem

Arbeiten und unter Erniedrigungen aller Art, — die allermeisten von ihnen haben bereits als Gymnasiasten durch Stundengeben ihren Unterhalt sich erwerben müssen, — der Intelligente, dem mit einem Worte der Zutritt zum Geistesleben so furchtbar teuer zu stehen kam, er erwartet natürlich auch gleich alle Wunder vom Gedanken. Der Gedanke muss dem Volke Heil geben können und auf einmal und für immer. Und wenn der Gedanke das nicht kann, — so hat er sich eben bis jetzt noch mit anderem beschäftigt, mit Nebensächlichem, und das war Pflichtversäumnis — daher des Intelligenten Abneigung gegen Europas Wissenschaft. Das eigene Denken spannt der Intelligente rastlos an in der Richtung auf das einzige Ziel, dessentwegen er Bildung erstrebte: auf die Möglichkeit eines endlichen Heiles für das Volk. Natürlich ist er machtlos hier, der Gedanke des einzelnen. Der Intelligente will das nicht wahr haben. Er macht sich Vorwürfe über die Fruchtlosigkeit seines Denkens, er glaubt, die Schuld läge an ihm, und so tritt zu seinem Leiden an der Not seines Volkes auch noch persönliches Schuldgefühl, das sich trübend legt über die kargen Freuden seiner Jugend. Was Wunder, wenn er dann mit beiden Händen nach fertigen Heilslehren langt, die ihm geboten werden von solchen, die er an seines Volkes Not eben so leiden sieht, wie er selber leidet an ihr, und was Wunder des weiteren, wenn er in heissem Seelenflehen sich klammernd an diese Heilslehren nur Selbstsucht und Bosheit vermuten kann, in dem, der sie ablehnt. Er selber kennt ja nicht die Geistesruhe, die kühl abzuwägen vermag über den Wahrheitsgehalt einer Behauptung. Damit kommen wir auf den Terrorismus (er scheint übrigens im Absterben begriffen; der Marxisums erweist sich in Russland auf der ganzen Linie siegreich). Dass der Terrorismus unrecht hat, dass Menschenmord, von welcher Seite er auch immer geschieht, die Sünde des Menschen gegen den Menschen bedeutet, kosmische Be-

schränktheiten verrät und sich letzten Endes gegen die eigene Seele wendet, das weiss ich nicht nur, das fühle ich mit meinem ganzen Wesen. Ganz ebenso fühle ich aber auch, dass nicht ich der Richter bin über die Terroristen. Denn ich habe nicht d a s Erlebnis von der Not meines Volkes mit mir herumgetragen, wie er es tat von Jugend an: das durch Erleben eigener Not erst inhaltsreich gewordene Erlebnis. Darum darf ich auch nicht behaupten, dass es unüberwundener Menschenhass ist, der die Tat des Terroristen auslöst. Es kann wenigstens ganz anders sein. Vergegenwärtigen wir uns doch nur: der Terrorist wächst heran inmitten einer furchtbaren Volksnot und im Angesichte namenlosen Unrechtes, das dem Volke geschieht. Das muss eine stumme Wut in ihm heranreifen lassen. Und wenn er dann — einfach aus Selbsterhaltungstrieb: das junge Menschenkind will leben und kann nicht leben, wenn es sein Volk in alle Zukunft hinein zum Leiden bestimmt wüsste — diesen oder jenen Machthaber ermorden zu müssen glaubt, damit der Druck auf dem leidenden Volke nachlasse, muss das dann wirklich aus Hass geschehen? Kann nicht vielleicht der sich zum Morden berufen Glaubende, tiefstes menschliches Mitleid empfinden mit dem, den er morden zu müssen glaubt und doch mordet? Kann er nicht sogar im voraus wissen, dass er nie aufhören wird, den Mord zu bereuen, dass er ihn herumschleppen wird als Zentnerlast auf seiner Seele, und doch überzeugt bleiben werde, dass er so handeln musste. Das alles kann wenigstens so sein. Der Mord als Tat bleibt darum unter allen Umständen unentschuldbar. Wer ihn aber in diesem Sinne verübte, der ging aus von der Liebe, er missverstand nur schliesslich sich selber und geriet in Verwirrung in sich vor Verhältnissen, denen sein Geist nicht standzuhalten vermochte, und denen vielleicht bei einer gewissen Tiefe des Einblickes der Menschengeist überhaupt nicht gewachsen ist. (Das ist ja der grosse Rechenfehler in unserem Forschen nach dem Ur-

sprung der assozialen Tat, des Verbrechens. Es wird da immer gerechnet mit geistiger Unnormalität, niemals aber danach gefragt, ob nicht vielleicht unnormale Verhältnisse eine von Hause aus normale Seele bestimmen können zu einem Handeln, das nur unter normalen Verhältnissen als unnormal gelten müsste.)

Und schliesslich überlegen wir doch einmal: das Volk leidet unerträglich, sein Elend schreit zum Himmel, und nichts geschieht dagegen, alles dafür, es immer mehr leidend zu machen. Wer aber darauf hinweist, den macht man mundtot. Jeder Protest dagegen wird niedergetreten. Soll man schweigen dabei, soll man das dulden? Kann man schweigen hier, darf man das dulden? Da sollen sie doch wenigstens wissen da oben, dass nicht alles ihnen ungestraft hingeht, dass das Volk nicht völlig wehrlos preisgegeben ward ihrer Willkür. Das ist der Sinn des Terrorismus. Einen anderen hat er bei seinen überzeugten Anhängern — nicht bei den zahllosen Mitläufern und Nachschwätzern — niemals gehabt. Ich verteidige ihn nicht, ich hasse ihn als Tat von ganzer Seele, und werde das immer betonen. Ich habe mich aber nie als Richter über ihn erlebt, und seine Richter sind auch nicht in Westeuropa.

Aehnlich steht es mit der Expropriation. Als ich zuerst von ihr erfuhr — ich lebte damals noch in Russland — kannte meine Empörung keine Grenzen: harmlose Kassenboten zu ermorden, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, das schien mir die denkbar grösste Gemeinheit (und mein Urteil über die Expropriation als Tat ist auch hierbei stehengeblieben). Da belehrte man mich über den Ursprung der Expropriation. (Dass nachgewiesenermassen auch viel nackte Räuberei damals in Russland die Maske des politischen Verbrechens annahm, ward einwandfrei nachgewiesen. Die unselige Vermengung von politischen und gemeinen Verbrechen ist aber nun einmal tief in Russlands ganz besonderen Verhältnissen begründet. Die

furchtbaren Sünden der Regierung tragen hier wohl die Hauptschuld.) Das kam so: Als endlich die Volkserhebung in Moskau begann — es war so wenig, und es schien so viel — da waren natürlich alle diese jungen Menschenkinder, die in allen Entbehrungen nur gelitten hatten an der Not ihres Volkes, mit Leib und Seele auf seiten der Befreier, und keiner dachte mehr an sein eigenes Schicksal und an den kommenden Tag. Dann kam der leichte Sieg der Regierung. Und es begann die Verfolgung. Wer Geld hatte, konnte sich allenfalls verbergen. Wer aber gar nichts hatte, der verlor so nicht nur die letzte Gelegenheit, sein bisschen Brot zu erwerben. Selbst die Schlafstelle ging ihm verloren, wo er abends sein Haupt niederlegen konnte — ein Bett für sich zu haben, war in diesen Kreisen von jeher ein Ausnahmefall: je acht bis zehn hausen sie in einem kleinen Zimmerchen. Jetzt hörte auch das auf. Man fahndete nach ihnen. Wer sie aufnahm, wurde exemplarisch bestraft. Bis dreitausend Rubel für den einzelnen Fall! Gute Menschen halfen trotzdem den Verfolgten nach Kräften. Aber es waren deren so viele, und jeder einzelne wusste, dass er den Gastfreund in höchste Gefahr bringt. Und so ging das monatelang im grimmigsten Winter. Wenn da schliesslich der oder jener seiner Gefährten Leiden nicht mehr ertragen kann und auf den Gedanken verfällt, durch organisierten Strassenraub — das und nichts anderes bedeutet die Expropriation — Mittel zu verschaffen, um in höchster Not die Gefährten zu retten, wer will da einen Stein werfen auf den, der so zum Strassenräuber ward! Wer will staunen darüber, wenn solchem Leiden gegenüber die bürgerliche Moral unterliegt — und sie scheint uns tatsächlich, wenn wir auch niemals an ihrer Richtigkeit zweifelten, doch immer nur wie etwas, was man sich leisten kann, wenn man in einer gewissen Entfernung lebt von der eigenen Not nicht nur — das ist klar wie die Sonne — nein, auch von der Not anderer. Zum Weinen bleibt es, wenn

dabei Menschen gemordet werden! Zum Weinen aber über die Menschheit! Das ist der Ursprung der Expropriation.

Und dann das Märtyrertum: Tausende und Abertausende hochgebildeter Menschen, Männer und Frauen, verbringen ihr ganzes Leben irgendwo im dunkelsten russischen Dorf in Not und Entbehrungen, um alles Leid mit den Bauern zu tragen, um Licht zu bringen in ihre Hütten und früh an Entbehrung zugrunde zu gehen. Und das sind noch die Glücklichen, denn sie durften rein bleiben! Tausende und Abertausende anderer lassen sich in Kerker und Banden werfen für ihr Volk — und längst nicht alle mordeten erst, die meisten zeigten nur den Mannesmut des freien Wortes vor des Volkes Bedrückern. — Und wenn auch zahllose unter ihnen Kerker und Banden fast freiwillig aufsuchten, weil sie sich schämten, selber nicht zu leiden, wo das Volk zu leiden gezwungen ist, — wer könnte sie darum tadeln, ohne dabei erröten zu müssen. Was sie dabei erwartete, wussten sie ja ganz genau: zu Hunderten, zu Tausenden sterben sie denn auch in Sibiriens Gefängnissen und Zuchthäusern. — Und darum scheint mir die russische Erde heilig, weil so viel opferbereite Menschenliebe über sie hingewandelt ist. Und darum scheint mir auch das russische Volk glücklich zu preisen, weil es solche Scharen von Helden aufweisen kann, von Nationalhelden, die ihrem Volke dienten treu bis in den Tod! Helden der Menschenliebe — wenn sie dabei auch auf Morden verfielen unter Verhältnissen, denen der Menschengeist vielleicht gar nicht standzuhalten vermag.

Und darum möchte ich auch meinen Landsleuten immer wieder zurufen: Blickt nach Osten, schaut hin auf Sibiriens Eisfelder, lernt dort, wie man alles opfert für sein Volk, lernt dort, wie die Liebe stärker sein kann als der Tod! Seid nur nicht kleinlich dabei, hört nicht darauf, wie sie euch schelten. Und legt auch den Massstab kleinbürgerlicher Moral beiseite. Das sind dort Verhältnisse, die man erlebt haben muss, um

sie begreifen zu können. Freut euch nur als Menschen, dass es solche Menschen gibt! Seid stolz darauf, dass noch so viel Aufopferung, so viel Menschenliebe lebt auf der alten Erde! Sicherlich wird einst die Zeit kommen, wo des Intelligenten eigentliches Wesen offenbar sein wird; da werden dann seine Irrtümer und seine Fehler von ihm abfallen wie die Wassertropfen von der Lotosblume, — und nur die grosse Liebe wird bleiben, die restlose Hingabe des Menschen an den Menschen!

Was uns heute noch die Freude am Intelligenten verdirbt, ist der Hochmut, der so oft in ihm lebt — nicht immer, und im eigentlichen Intelligenten, in dem, der in Armut leidet, wohl am wenigsten. Aber auch diesen Hochmut sollten wir begreifen. Es ist vielleicht gar nicht der Hochmut der Einzelpersönlichkeit, vielleicht dass der Intelligente in sich den Träger der Heilsgedanken und den Apostel der Hingabe an sein Volk verehrt. Und wenn er auch wirklich hochmütig wäre! Versuchen wir es doch einmal, ob wir an seiner Stelle frei bleiben davon — von instinktivem Hochmut. Wer ja lebt mit dem Blick auf seines Volkes Not, wer sein ganzes Leben einsetzt für sein Volk, dem erscheint bald alles andere im Leben schal und wie Selbstbetrug. Und es ist schwer, das nicht irgendwie merken zu lassen. Und darum will es mir auch scheinen — und es liegt eine ausgleichende Gerechtigkeit in diesem Zusammenhange —, als ob die intelligente russische Jugend — und das ist nur ein Bruchteil der gesamten lernenden Jugend Russlands — in aller ihrer Armut, bei allen ihren Entbehrungen doch ein grösseres, volleres, leuchtenderes und glücklicheres Leben führte, wie die lernende Jugend bei uns.

Das Intelligententum ist aber nicht die einzige Antwort auf Russlands soziale Nöte. Tolstoi versuchte eine andere — und sie lässt deutlich erkennen ihren Ursprung aus der Reue des Edelmanns. Um nicht verbluten zu müssen am Leiden des Volkes — als ein Mitschuldiger — (und das ist hier eben der

Unterschied: der eigentliche Intelligente ist sozial schuldlos, fühlt sich mitschuldig höchstens insofern er Bildung erlangte und dadurch sich verpflichtet erlebt), muss man einfach wiederum zum Volke werden, zum Bauern, der keine Arbeit anderer beansprucht, mithin nicht mit verantwortlich gemacht werden kann für das in seinem Vaterlande herrschende soziale Elend, der dabei christliche Wohltätigkeit übt — und nur er vermag das, im übrigen aber Gott entscheiden lässt darüber, wie sich die Menschen miteinander abfinden werden. Ich für meine Person finde in dieser Lösung einen Rückschritt gegenüber der Lösung des Intelligenten. Die erscheint mir viel intelligenter. Der Intelligente erkennt die Verpflichtung an, die in erworbener Geistesbildung liegt, und die Pflicht, solche zu erringen, wo immer dazu nur die geringste Möglichkeit ist, und das heisst: er rechnet mit der einfachen Tatsache, dass der Mensch, der von früh bis spät nur zu schaffen hat, um den Unterhalt für sich und die Seinen zu erringen, dass dem Menschen nicht die Möglichkeit bleibt — keine Zeit und auch kein von Sorgen freier Bewusstseinsraum — um nachzudenken darüber, wie er sich zu seinesgleichen zu verhalten habe, und wie seine persönliche Lebensführung einwirkt auf das Leben der anderen. Der Intelligente entzog sich ja der Bauernarbeit keineswegs aus Bequemlichkeit, — Tolstoi hat hier entschieden unrecht — es wäre ihm weit angenehmer, so zu leben, wie der Bauer lebt: denn keine Qual ist grösser für den Menschen, als die, sich verpflichtet zu wissen und dabei im Zweifel zu sein, wie und ob man seiner Verpflichtung nachzukommen imstande ist.

Der Intelligente ist dabei Fleisch vom Fleisch des russischen Bauern — nicht wie der Anhänger der Tolstoi-Sekte, ein Mitglied der Klasse, die von jeher von des Bauern Arbeit lebte. Der Intelligente stellt eine gewisse Entwicklungsstufe des russischen Bauern dar. Der seelische Untergrund ist bei

beiden der gleiche: natürliche Menschenliebe und echt russische Scham davor, da nicht zu leiden, wo die Masse leiden muss. In das Seeleninventar des Intelligenten kommt im Grunde nur ein Element hinein, das dem Bauern fehlt, und von dem ich nicht recht weiss, ob ich es westeuropäischem Einfluss zuschreiben soll oder elementarer menschlicher Erkenntnis: Der Intelligente glaubt nicht mehr, dass, wenn man niemanden andern für sich arbeiten lässt, dass dann schon Gott das menschliche Zusammenleben und -wirken so einrichten wird, dass das Gute triumphiert in ihm. Vielleicht hat dabei der Intelligente nur die Erkenntnis voraus vor dem Bauern, dass die Menschen nicht alle so leben wie der Bauer, und wohl auch nicht in Zukunft alle so leben werden, und er rechnet mit dieser Tatsache. Oder er hat nur durch seinen vertieften Einblick in die Ungerechtigkeiten des Gesellschaftslebens den Glauben verloren an eine Vorsehung, die vom Menschen nichts verlangt als guten Willen. Wie dem aber auch sei, der Intelligente hat begriffen, was Tolstoi (der den umgekehrten Weg macht: vom Gebildeten zum Bauern) nicht anerkennen will, dass zu den Pflichten des Menschen für den Menschen auch in gewissem Umfange wenigstens die Pflicht gehört, für ihn zu denken. Der Intelligente braucht darum nicht unbedingt aufgefasst zu werden als ein Produkt aus russischer Seele und westeuropäischer Aufklärung. Er kann sehr wohl gedacht werden als die Weiterentwicklung (ich will dies Wort hier verstanden haben frei von jedem Werturteil), die der russische Bauer finden musste bei vertieftem Einblick in die gesellschaftlichen Zusammenhänge. Mir scheint diese Auffassung die richtige. Mir erscheint der Intelligente als echt russisch im besten Sinne: sein Irrtum nur als normale Antwort auf unnormale Verhältnisse. Ich verstehe freilich unter dem Intelligenten ausschliesslich den zur Bildung gelangten Abkömmling des einfachen Volkes, das heisst ich glaube, dass nur von solchen der eigent-

liche Intelligentengeist geschaffen wurde. Meine Erfahrung bestätigt mir dies. Wo ich persönlich unverfälschtes russisches Intelligententum beobachten konnte, solches, das noch alle Vorzüge seiner Fehler an sich trug, da waren dessen Träger stets aus den untersten Klassen der Bevölkerung hervorgegangen: Söhne von Bauern, Diakonen, Volksschullehrern usw. Vom reuigen Edelmann, mit dem er oft verwechselt wird, unterscheidet sich der Intelligente dadurch, dass ihm das soziale Schuldbewusstsein abgeht: er entstammt ja selber dem duldenden Volk, und er nimmt freiwillig grössere Leiden auf sich als es trägt, um ihm zu helfen. Freilich fühlt sich der Intelligente — und darin geht er eben über den russischen Bauern hinaus — auch verpflichtet für sein Volk. Das ist sein Grunderlebnis, und es findet reichliche Nahrung in dem Bewusstsein, vor dem Volke verpflichtet zu sein durch die Bildung, die er vor ihm voraus hat, die er sich, wie er meint, auf des Volkes Kosten errang, und die ihm nur dazu dienen darf, dem Volke wiederum nützlich gemacht zu werden. Dass dabei eine so vage Verantwortungsvorstellung bei der feinen Gewissensbeanlagung des Russen leicht auch zu einem Schuldbewusstsein führt, liegt auf der Hand. Das soziale Schuldbewusstsein des Intelligenten, wenn ein solches vorhanden ist, was ich nicht unbedingt bejahen möchte, unterscheidet sich aber durchaus von dem des reuigen Edelmannes: es ist keine Reue in ihm. Es trägt viel eher den Charakter einer sozialen Trauer, wie sie tatsächlich ausgebreitet liegt über dem intelligenten Russland, und dessen streng asketische, jeder Freude abholde Lebensführung viel weniger grundsätzlich beabsichtigt erscheinen lässt, als man das in der Regel annimmt. Und das ist wohl zu beachten, sonst wäre ja der Widerspruch der persönlichen Lebensführung zu dem erstrebten und ersehnten sozialistischen Endziele ein unüberbrückbarer.

Um es zusammenzufassen: Intelligentengeist ist einfach der

Seelenzustand eines Menschen, der leidet unter der Not seines Volkes, und eine auf eigenem Erlebnis beruhende Vorstellung hat von dem, was soziales Leiden bedeutet. Die Anschauung des Intelligenten unterscheidet sich von der des Bauern dadurch, dass der Intelligente die Ueberzeugung hegt, dass keine persönliche Not, kein persönliches Elend den Menschen der Verpflichtung entbindet, seinen Blick gerichtet zu halten auf das Schicksal seines ganzen Volkes, ja der ganzen leidenden Menschheit. In der gesellschaftlichen Bewegung in Russland hat nun aber, wie bereits erwähnt, ausser dem Intelligenten auch der russische Edelmann eine Rolle gespielt, und es ist wohl nicht möglich, beider Rollen scharf voneinander abzugrenzen. Ganz im allgemeinen will es mir so scheinen, als ob vom Intelligenten mehr das Friedliche, durch Ueberzeugen Wirken-Wollende, sowie das Praktisch-Aufopfernde in der russischen Freiheitsbewegung ausgeht — der Terrorismus ist hier höchstens als Verzweiflungstat zu begreifen, als Unfähigkeit, untätig zu sein, wo dem Volke unsägliches Unrecht geschieht. Alles offenbar Utopistische hingegen, alles die Wirklichkeit auf neue Fundamente Stellen-Wollende, alles nicht Rechnen-Wollende mit d e n Elementen der Wirklichkeit, die nicht hineinpassen in die vorgefasste Meinung, kurzum alles Bewusst-den-Geist-Einengende in der freiheitlichen russischen Bewegung scheint mir durchaus vom reuigen Edelmann auszugehen.

Wenn wir dabei ganz im allgemeinen die seelische Reaktion des Intelligenten auf das Elend seines Volkes vergleichen mit derjenigen des reuigen Edelmannes, — und wir wüssten nicht, wo die sich deutlicher offenbart als bei Tolstoi — so finden wir hier (beim reuigen Edelmann) peinlich hervortretend das offensichtliche Streben, zunächst einmal der eigenen Schuld und dem eigenen Leiden unter der Not des Volkes zu entrinnen, während der Schwerpunkt im Streben des Intelligenten

der Volksnot gegenüber vor allem darauf gerichtet ist, das Uebel selber zu beseitigen.

Das sind nun ganz typische Gegensätze im Verhalten gesellschaftlichen Uebelständen gegenüber von seiten der Proletarier, — und der russische Intelligente muss, wenn wir mit westeuropäischen Verhältnissen vergleichen als Proletarier, als eigentlich bewusster russischer Proletarier, gelten —, und der gebildeten Gesellschaft, sofern sie an der sozialen Bewegung tätigen Anteil nimmt. Proletariergeist schuf die Gewerkschaften und die Genossenschaften; bürgerlicher, sozialer Idealismus schuf den Marxismus und den Syndikalismus. Mit anderen Worten: Die Bürgerkreisen entstammenden sozialen Idealisten — und sie entsprechen in Russland dem reuigen Edelmann — wollen zunächst ihr Schuldbewusstsein los sein, dann aber auch hoffen können auf eine Zukunft, die ohne Schuld und Reue für sie wäre. Der Proletarier hingegen will einfach Abhilfe seiner Not und der Not der leidenden Menschheit. Kann er die Abhilfe nicht auf einmal erringen, so gibt er sich zufrieden mit Teilerfolgen, wenn er nur hoffen darf auf endliches soziales Heil für alle.

Was ich nun endlich das bewusste, das freiheitliche, das schreibende und schreiende Russland nannte, das ist wiederum ein noch weiterer Kreis als der reuige Edelmann und der Intelligente zusammengenommen. Darunter verstehe ich alles in allem die grossen an der Freiheitsbewegung in Russland mehr oder minder platonisch teilnehmenden Gesellschaftskreise, — das ganze liberale Russland, die ganze aufgeklärte Bourgeoisie gehört dazu — die mit Stolz hinblicken auf den Intelligenten in seiner Reinheit, sich ohne weiteres seine Verdienste zu eigen machen, ohne dabei die Opfer zu bringen, die er bringt, und die sich dieser Opfer überhoben glauben, weil sie des Intelligenten Irrtümer, die bei dem nur die Kehrseite seiner Vorzüge darstellen, zu Grundsätzen erheben und aus ihnen Folgerungen

ziehen, die dem Intelligenten zum Teil durchaus fernliegen, bisweilen sogar im Gegensatz stehen zu dessen Grundgesinnung, — ich denke hier vor allem an den fanatischen Links-Chauvinismus des freiheitlichen Russlands.

Dieses bewusste, freiheitlich gesinnte, grössere Russland muss ich bekämpfen, weil ich in ihm eine grosse Gefahr erblicke für die freie Geistesentwicklung in Russland. Den intelligenten Russen hingegen halte ich für eine Europäerhoffnung, wie ich das auch an vielen Stellen ausgesprochen habe.

Das intuitive Russland steht uns freilich vorderhand näher als der russische Intelligente. Es gibt sich ja offen zu erkennen als Geist von unserem Geiste und deutet uns letzte Träume und zeigt letzten Erkenntnissen Verwirklichungsmöglichkeit. Der Intelligente wird als Typ eines Zukunftsbürgers, den er meiner Ansicht nach unbedingt darstellt, erst später zur Würdigung und — hoffen wir — zu weitgehendster Nacheiferung gelangen, wenn wir erst einmal gelernt haben werden, in seinen Irrtümern notwendige Zugeständnisse zu erkennen an Zeitverhältnisse, unter denen sich restloses, bewusstes Aufopfern für das Volksganze nur so durchsetzen konnte.

Alles in allem genommen erblicke ich im Intelligentengeist die Widerspiegelung des über Russland herrschenden sozialen Elends in der russischen Seele, wie sie nun einmal ist, das heisst in einer Seele, die sich schämt, selber nicht zu leiden, wo um sie herum gelitten wird!

Der Intelligente gehört seiner Seelenveranlagung nach durchaus zu dem intuitiven Russland. Er hat sich nur in seiner Weise abgefunden mit einem grösseren Weltenausschnitt: all sein Geistiges geht aber nur hervor aus dem Drange, vor der Wirklichkeit zu bestehen in dem, was selbstlos ist in ihm.

Nunmehr wollen wir uns eine Vorstellung zu bilden suchen von der Widerspiegelung, die das Elend des russischen Volkes fand im russischen Gesellschaftsgewissen ganz im allgemeinen. Vorerst gilt es dabei die Fabel zu zerstören, als habe soziales Elend in Russland nicht bestanden zur Zeit der Leibeigenschaft. Es bestand damals in überreichem Masse. Zunächst bei den Leibeigenen selber. Das erkennen wir aus ganz zahllosen, durchaus einwandfreien Zeugnissen.

Auch müsste die einfachste Besinnung darüber aufklären, dass da, wo einem Menschen das Recht gegeben ward über die Person eines anderen, er selbstverständlich sofort auf dieses Recht zu verzichten bereit ist, sobald der Unterhalt des Hörigen mehr kostet, als seinem Besitzer die Arbeit einbringt, die der Sklave für ihn zu leisten vermag. Das ist uralte Erfahrung. Noch jedesmal sah sich der Staat, dessen Bürger Sklaven hielten, gezwungen, um nicht ein höchst unbequemes, wie Zunder jede soziale Unzufriedenheit auffangendes Menschenmaterial auf den Strassen lagernd zu haben, die Sklavenhalter in gewissem Rahmen zur Erhaltung ihrer arbeitsunfähigen Sklaven anzuhalten (abgesehen von den Fällen, wo den Sklavenhaltern das Recht zustand, ihre arbeitsunfähigen Sklaven einfach zu töten, was indes unter allen Umständen eine staatsgefährdende Massnahme bedeutete), wobei man sich freilich leicht vorstellen kann, wie es mit dem Unterhalt arbeitsunfähiger Sklaven bestellt gewesen sein mag.

So gab es denn auch in Russland zur Blütezeit der Leibeigenschaft ein furchtbares Grossstadtproletariat. Auch dafür haben wir unwiderlegliche Beweise. (Erst ein deutscher Philanthrop, Doktor Haas*), hat vor achtzig Jahren in Moskau ein heute noch bestehendes Krankenhaus für die auf der Strasse

*) Dr. Friedrich Haas, der Reformator des russischen Gefängniswesens. Leipzig. 1913. Joh. Ambrosius Barth.

krank hinfallenden Proletarier eingerichtet.) Eine der Ursachen und eine äusserst bezeichnende — für das Vorhandensein eines Grossstadtproletariats zur Zeit der Leibeigenschaft finden wir darin, dass damals jeder Aufenthalt in einem russischen Krankenhause bezahlt werden musste, auch von den Allerärmsten, auch von den Gefängnisinsassen — die dabei in sehr grosser Zahl erkrankten an den wahrhaft entsetzlichen Zuständen in russischen Gefängnissen! Konnte nun ein im russischen Krankenhause Verpflegter seine Heilung nicht bezahlen, so ward er einfach in den Schuldturm eingesperrt, wo er so lange sitzen musste, bis seine Pflegezeit verrechnet war (wobei eine lächerliche Geldeinheit, ich glaube zehn oder fünfzehn Kopeken, für je einen Tag Arrest in Abrechnung gebracht wurde). So wanderten denn zahllose Arrestanten nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis oft noch auf Jahre hinaus in den Schuldturm. Und dabei war der ständig überfüllt von ehemaligen Leibeigenen, deren Herren es vorgezogen hatten, durch Krankheit geschwächten Hörigen die Freiheit zu geben, als nachträglich für ihre Heilung im Krankenhause zu zahlen. Natürlich waren die so gnädig Befreiten dem Lumpenproletariat verfallen.

Diese Stichprobe in die sozialen Verhältnisse während der russischen Leibeigenschaftszeit mag hier genügen zum Beweise für das Vorhandensein eines Grossstadtproletariats auch unter dem „patriarchalischen" System der Leibeigenschaft. Für die bestialische Grausamkeit aber, mit der damals gegen das städtische Proletariat vorgegangen wurde, diene folgendes zur Illustration: Für sie, die Allerärmsten, war — bis zum guten Doktor Haas — wenn sie erkrankten, überhaupt niemand da, als die Polizei, die zwar über keinerlei Arzneimittel verfügte, dafür aber grosse Uebung besass in handgreiflichsten Ernüchterungskuren: Todkranke, Sterbende wurden natürlich als sinnlos Betrunkene an den Ohren gerieben (was bei grimmiger

Kälte besonders ernüchternd wirken soll), durchgeprügelt, getreten, gestossen! Aus der Duldsamkeit der damaligen russischen Gesellschaft gegenüber solcher unmenschlichen Behandlung der Allerärmsten muss man aber doch wohl den Schluss ziehen, dass die „patriarchalisch“ gesinnte Gesellschaft zur Zeit der Leibeigenschaft ein ausserhalb der Hörigenkreise etwa sich offenbarendes Elend wie persönliche Schuld der Leidenden wertete, wie Gottes Strafe, man möchte fast sagen, wie ein schweres Unrecht den Seelenbesitzern gegenüber, denen damals wohl allein das Recht zukommen sollte, Mitmenschen in rettungsloses Elend zu stürzen!

Aus zahllosen, den allerverschiedensten Lagern entstammenden Zeugnissen erkennen wir ja ein ganz unbeschreibliches Elend unter Leibeigenen. Und das entging auch keineswegs den Seelenbesitzern. Es ward nur hingenommen von ihnen als unabänderlicher Ratschluss Gottes, der Arme und Reiche werden liess. Das nackte persönliche Interesse hatte unüberwindliche Hemmnisse aufgetürmt vor der sozialen Kritik des Seelenbesitzers: er e r l e b t e nicht das Elend seiner Leibeigenen, — wenn er es auch mit leibhaftigen Augen gar nicht nicht zu sehen vermochte. Das soziale Elend war mit einem Worte damals, zur Zeit der Leibeigenschaft, dem Bewusstsein des denkenden Russen — die Seelenbesitzer gaben den Ton an in der damaligen Gesellschaft — gleichsam ferngerückt in eine Sphäre, wo es zwar die Wirklichkeit nicht verlor für das menschliche Bewusstsein, letzteres ihm aber seine Gefühls- und Willensbetonung vorenthielt, es mithin nicht zum vollen Menschenerlebnis werden liess. Zum vollen Menschenerlebnis ward das soziale Elend damals nur in Persönlichkeiten von überragender geistiger Selbständigkeit. Es gab freilich solche. Sie musste aber zu Grössenwahn oder zu verzweifelndem Weltschmerz hinführen vor der russischen Wirklichkeit, wenn sich der mit ihr Begabte nicht im Gestalten grosser Kunstwerke zu befreien

vermochte; aber auch dann blieb seine geistige Selbständigkeit Tragik für ihn, Kassandraschicksal.

Solches war das Los Tolstois. Er sah nicht nur das Elend seiner Leibeigenen, er erlebte es auch und begriff seine einfache Ursache. So war er — ein Jüngling noch — vor die peinliche Wahl gestellt, entweder alle, die ihm lieb und wert waren, und in denen er seine Vorbilder erblickte, als Sklavenhalter abzuurteilen, oder aber sich gewaltsam abzulenken von der Erkenntnis der Ungerechtigkeit, die sein Zeitalter beherrschte. Und das gelang Tolstoi, da er ein grosser Künstler war, und eine überreiche Seele ihm innewohnte, in einer Weise, dass hohe, unschätzbare Werte dabei abfielen für die Kulturmenschheit: Tolstoi floh von einem seelischen Festgehaltenwerden bei dem geknechteten Teile seines Volkes zu dem Volksganzen, zum Vaterlande — und schrieb „Krieg und Frieden". Dabei wich aber das einmal erschaute Unrecht an seinem Volke nicht mehr von seiner Seele und sass bei allem, was er tat und dachte, um es zu vergessen, wie mit unsichtbarer Peitsche hinter ihm und trieb ihn an zu beispielloser Hast und Anstrengung. Und als dann Tolstoi das russische Leben, das dem Künstler so unendlich reizvolle Aufgaben stellt, in unerhört intensivem Schaffen durchgestaltet hatte bis an die Grenze des Fassbaren, — da kehrte er, als Fünfzigjähriger, zu der Reue zurück, vor der er als Zwanzigjähriger geflohen war — und er kehrte zurück zu ihr, als die Leibeigenschaft bereits lange nicht mehr existierte. Er vermochte aber von da an alles Menschenlos nur noch durch das Medium der Leibeigenschaft zu schauen: sie war ihm fortan d a s Menschenschicksal. Und wenn ihn diese nachträgliche Reue über seine früh erkannte soziale Schuld auch seltsam scharfsichtig machte gegenüber den sozialen Uebeln unserer Zeit, so ward er doch so auch veranlasst, das Unbewusste in der sozialen Selbstsucht des Zeitgenossen zu übersehen, und dessen ganz allgemeine

soziale Schuld der klar und offen zutage liegenden Schuld des Seelenbesitzers gleichzusetzen, und zwar der Schuld des ausnahmsweisen Seelenbesitzers, wie er selber einer war, der wusste, dass für jeden Rubel, den er unnütz ausgab, ein Leibeigenenkind hungerte und vielleicht starb, ein hilfloses Kind, dessen Vater den Rubel erarbeitet hatte, den er, der Seelenbesitzer, verprasste.

So aber ward das soziale Elend der Leibeigenen nur von einem sittlichen Genius erfasst, — und auch der vermochte sich dreissig Jahre hindurch von ihm abzulenken.

Nur, wenn wir uns besinnen auf die Gewöhnung der russischen Gesellschaft an das soziale Elend ihres Volkes während der Leibeigenschaftsperiode, — und wir übersehen dabei nicht die glühenden Proteste eines Puschkin, Gogol, Turgenjeff und Nekrasoff — begreifen wir es, dass auch das aufgeklärte Russland immer noch das Elend seines Volkes als ein unabänderliches Schicksal hinzunehmen geneigt ist, als eine Fügung, mit der man sich wohl oder übel auseinandersetzen muss, der gegenüber man zudem auch Wohltätigkeit ausübt, in deren Beseitigung man aber an sich, das heisst ausserhalb der politischen Freiheitsbewegung, keine unmittelbare gesellschaftliche Aufgabe zu erblicken vermag. Denn das ist doch Tatsache, und der Westeuropäer kann sich gar nicht genug darüber wundern, dass die russische Gesellschaft sich alles in allem genommen so wenig imstande erweist, auch nur mit dem allergröbsten sozialen Elend ihres Volkes fertig zu werden, dass sie ihm gegenüber nur die kleinlichen Mittel einer meist peinlich bureaukratisierten Wohltätigkeit hat, im übrigen aber dahinlebt mit einem Strassenbild vor Augen, an dem der nicht gerade sozialdickhäutige Westeuropäer, wenn er nach Russland verschlagen wird, in tiefe Schwermut verfällt und nie völlig die Lust los wird, solange er in Russland lebt, alles liegen zu lassen und einfach davonzulaufen in seine Heimat. Und solche Fälle

erlebte ich zu Dutzenden während meines russischen Aufenthaltes. Und man braucht auch gar kein Mitleidsgenie zu sein wie Tolstoi, um, nachdem man an einem eiskalten Winterabend durch gewisse Moskauer Strassen gegangen war, und dort halberfrorene, vor Hunger und Frost weinende oder völlig apathisch gewordene oder sich immer noch mit entsetzlich wissendem Blick anbietende Kinder in ganzen Scharen gesehen hat, sich nachträglich, aufrichtig und von ganzem Herzen zu schämen, und sich die bange Frage vorzulegen, ob unser warmes, sauberes Zimmer nicht einen Raub an anderen bedeutet, an denen da draussen, die frieren, betteln und sich verkaufen müssen und doch ebenso unschuldig sind an alledem, wie wir an unserer bürgerlichen Ehrbarkeit! Wir fragen uns unwillkürlich an solchem Winterabend, ob wir überhaupt ein Recht haben, uns selber nicht zu verachten, solange wir nicht hinausgestürzt sind auf die Strasse und hineinriefen zu uns von den weinenden, frierenden, bettelnden Kindern, so viele nur immer unsere Stube zu fassen vermag! Das tun wir aber nicht! Und wir wissen, dass wir das nie tun werden! Das tut niemand in Russland, das tat auch Tolstoi nicht, auch nicht Dostojewski, auch nicht Solowieff (— das tat nur vor mehr als fünfzig Jahren ein Ausländer, ein Kölner Apothekerkind, der gute Doktor Haas!). Von solchen Erlebnissen an russischen Winterabenden bleibt aber immer eine Wunde zurück in der Seele des Westeuropäers.

Mit einem Wort: Wir Westeuropäer werden immer wieder von Staunen erfasst gegenüber der scheinbar kühlen Selbstverständlichkeit, mit der auch der aufgeklärte, ja der fortschrittliche Russe das unmittelbare Volkselend hinnimmt. Und wenn wir gar in Tolstois „Was sollen wir tun?" lesen, wie der Sozialprophet Tolstoi beim Besuche Moskauer Nachtasyle die arme Prostituierte, die ihre halbwüchsige Tochter verkauft, ekelerregend bezeichnete, und keinerlei Mitleid mit ihr emp-

funden zu haben bekennt, so glauben wir da vor einem Rätsel zu stehen!

Wenn ich nun aber weiter oben Russland das Land des sozialen Anschauungsunterrichtes nannte, so möchte ich das doch nicht durchaus in dem Sinne verstanden wissen, als ob das soziale Elend in Russland dasjenige in Westeuropa so überaus überragte. Hinzu kommt vor allem, dass das soziale Elend in Russland sich nicht zu verstecken braucht — und es könnte sich auch gar nicht verstecken, dafür wäre selbst im weiten Russland kein Raum — dass es sich vielmehr offenbart am hellichten Tage und vor aller Augen. Und das wiederum liegt wohl ebenso in der einfachen Natürlichkeit des Russen begründet, der sich niemals seiner Armut schämt, wie auch in einem noch nicht verbildeten sozialen Schamgefühl innerhalb der russischen Gesellschaft (die nicht wie unsere westeuropäische das Elend zwingt, sich zu verstecken, wodurch denn die heranwachsende Jugend bei uns betrogen wird um das wahre Weltenbild und so später oft ihre besten Kräfte vertändelt in ästhetischen Spielereien). Freilich schuf trotz dieses ihres irregeleiteten, nicht geständigen sozialen Schamgefühls unsere Gesellschaft (die das Elend ihres Volkes nicht vor Augen haben will, um nicht erröten zu müssen vor sich selber) alle die Massnahmen sozialer Fürsorge, die wir in Russland leider immer noch so vermissen, und die in aller ihrer Unvollkommenheit doch tatsächlich viel Elend beseitigen, und noch mehr sonst unausbleibliches Elend verhindern, und die in allen ihren unbestreitbaren Mängeln doch einwandfrei sind, solange mit ihnen nicht der Begriff der Wohltätigkeit verbunden wird, sie vielmehr geschehen in dem offen eingestandenen, beschämenden Bewusstsein, dass hier eine verschwindend kleine Abzahlung geleistet wird auf übergrosse soziale Schulden. Freilich hat in Russland noch bis vor ganz kurzem eine auf ihre absolute Gewalt eifersüchtig wachende

Regierung der Gesellschaft überhaupt kaum irgendeine Anteilnahme an der Regelung der öffentlichen Angelegenheiten gestattet! So fühlt man sich denn auch heute noch in der russischen Gesellschaft — mit einigem Rechte — nicht völlig schuldig an dem sozialen Elend des Volkes, man ist vielmehr — und das bedeutet nun einen schweren, verhängnisvollen Irrtum — meist durchaus geneigt, hierin die ausschliessliche Schuld der Regierung zu erblicken (und nicht bloss in Russland, überall auch in Westeuropa ist nach Ansicht des aufgeklärten Russen der Staat schuld an der Not des Volkes. Hier vor allem entspringt jene russische Staatsverneinung, die bei Tolstoi so fanatischen Ausdruck fand). Zudem glaubt die russische Gesellschaft nicht — es fehlt ihr hier die Erfahrung — an ihre Fähigkeit der alles erdrückenden Volksnot gegenüber mehr wie Aeusserliches wirken zu können, — und sie ist dabei in Erinnerung aller nie endenden Missbräuche der Staatsgewalt viel zu radikal gesinnt, um sich mit Teilerfolgen begnügen zu können.

Die aufgeklärte russische Gesellschaft glaubt überhaupt nicht mehr an die Möglichkeit einer wesentlichen Besserung der sozialen Verhältnisse in Russland, solange dort die heutige Regierungsform beibehalten wird, und sie schliesst daraus, — etwas voreilig und man möchte sagen, etwas bequem — dass eine einigermassen wirksame Abhilfe des sozialen Elendes überhaupt erst einsetzen könne nach dem Sturze des despotischen Regimentes, und das heisst in Russland nie etwas anderes als nach Einführung der sozialistischen Republik, in der auch, wie man dort glaubt, kein soziales Elend mehr möglich sein werde. Dabei übersieht man freilich, dass die, die augenblicklich leiden, nichts mehr haben werden von einem zukünftigen Reiche der Gerechtigkeit, und dass ihnen, die jetzt im Elend sind, doch auch ein Recht zukommt auf Brot und auf Sonnenschein, und dass sie berechtigt sind, beides zu ver-

langen von denen, die gerade jetzt geschützt sind vor unmittelbarer Not. Einen noch verhängnisvolleren Irrtum begeht die russische Gesellschaft darin, dass sie noch immer nicht die rein körperlichen Ursachen des sozialen Elendes anerkennen will, die freilich zum grossen Teile, aber doch längst nicht ausschliesslich, in den sozialen Verhältnissen begründet sind: auch die Wohlhabenden missbrauchen ja Alkohol und leben ausschweifend, und erzeugen somit degenerierte Kinder, die unter Umständen Verbrecher werden müssen. (Freilich suchen sich die Wohlhabenden heute durch Rausch in Alkohol und Ausschweifung auch abzulenken von ihrem beunruhigten sozialen Gewissen. Bis zu welchem Grade das aber der Fall ist, das wissen wir nicht. Behaupten zu wollen, die Beunruhigung des sozialen Gewissens sei ausschliesslich schuld an Alkoholismus und Ausschweifung, wäre unerlaubter Dogmatismus, ein Kompliment, das man der menschlichen Natur macht, — und wir wissen dabei längst schon durch trübste Erfahrungen, dass solche Komplimente immer nur auf Kosten der wirklichen Menschen geschehen. An ihnen pflegt man niemals mit ruhigerem Gewissen seinen unbezwungenen Menschenhass auszulassen als dann, wenn man sie strafen zu müssen glaubt dafür, dass sie nicht so vollkommen sind, wie sie es als Menschen doch sein müssten!) Und schliesslich! Die zu sozialem Elend und zum Verbrechen durch Abstammung von kranken Eltern vorherbestimmten Menschen sind doch selber nicht schuldig, und sind doch da, und leiden doch und haben somit ein Anrecht auf Hilfe!

Es scheint mir mithin die praktische Stellung der heutigen russischen Gesellschaft dem sozialen Elende ihres Volkes gegenüber gekennzeichnet dadurch, dass man dort Abhilfe bloss erwartet vom Umsturze der Staatsordnung. Man will den aber gerade darum, damit dem sozialen Elende abgeholfen werde, denn sein Vorhandensein will man nie und nirgends vergessen.

Denn — und hier beginnt die eigentliche Offenbarung der russischen Seele — alle die, die das greifbare Volkselend scheinbar so kalt hinnehmen, sie alle haben ihrer Seele ein für allemal die Richtung gegeben unmittelbar hin auf die Tatsache dieses Volkselendes. Sei es, dass sie ihr ganzes Dasein einer Heildoktrin unterordneten, für die sie ohne ein Wort der Klage Kerker und Verbannung dulden, ja selbst zu Mördern werden, sei es, dass sie sich dem Volkselend gegenüber perpersönlichen Verzicht auferlegen auf jedes Vergnügen, auf jede Freude, auf jedes Behagen im Leben. Und das ist im Grunde gar nicht so seltsam, wie es uns Westeuropäern auf den ersten Blick erscheinen will.

Die Not seines Volkes begleitet ja den Russen durch sein ganzes Dasein, sein Gefühlsleben wird von frühester Kindheit an bestimmt durch das Elend der Masse, dessen Anblick er nirgends zu entgehen vermag. Sobald dann der Gedanke erwacht im Russen, steht auch gleich schon das Elend des armen Volkes vor ihm als d i e Aufgabe seiner Gedanken! Daher ist denn auch sein an sich überaus inhaltsbeschwerter Begriff von menschlichem Elend — und nur in Russland erfährt man, was alles die Lebensnot aus dem Menschen zu machen vermag — derart verwachsen mit dem Gesamtinventar seiner Seele, dass eine gedankliche Unbefangenheit hier vielleicht geradezu als Zeichen unnormaler Gefühlskälte angesehen werden müsste. Denn wenn auch fast alle gesellschaftlichen Doktrinen, die heute über das aufgeklärte Russland herrschen, als zweifellose Krankheiten des Geistes angesehen werden müssen, insofern sie hindeuten auf weitgehende Hemmungen im russischen Denken, so liegt doch auch andererseits hier wiederum die Frage nahe, ob nicht unter sozialen Verhältnissen von einer ganz bestimmten Unnormalität geistig zu erkranken, geradezu als ein Zeichen einer von Hause aus gesunden Seelenveranlagung betrachtet werden muss. Diese Frage ist meines Er-

achtens nicht nur nicht abzuweisen, sie ist unerlässlich im Interesse der Gerechtigkeit, und — gestehen wir es nur ganz offen — diese Frage ist auch sehr wahrscheinlich durchaus im bejahenden Sinne zu beantworten. Denn wir betonten es bereits — auch der normal empfindliche Westeuropäer erkrankt in Russland fast immer am sozialen Elend der Masse. In der Regel äussert sich das freilich nur in einer alles überschattenden Unlust, die gerade da um so quälender wirkt, wo sie des zureichenden Grundes in den äusseren Verhältnissen ermangelt. Solche, in ihren letzten Ursachen unerkannte seelische Unlust gibt aber, wie wir heute wissen, unter Umständen den Anlass zu späteren Nervenkrankheiten, auch zu solchen bedenklichster Art (vielleicht ist hierauf auch vor allem die so auffallende Degeneration der nach Russland übergesiedelten Deutschen zurückzuführen, die sich oft schon in der zweiten Generation bemerkbar macht). Dabei nimmt bisweilen die seelische Erkrankung des nach Russland übergesiedelten Westeuropäers von vornherein eine akute, bedrohliche Form an. (Wir wollen seine soziale Erkrankung eine sekundäre nennen, weil er ja nicht am eigenen sozialen Elend erkrankt ist, vielmehr an dem der Masse. Ganz im allgemeinen sei dabei bemerkt, dass wir alle heute — und das versteht sich für jeden, der nur einigermassen unsere sozialen Zusammenhänge kennt, ganz von selber — mehr oder minder sekundär-sozial erkrankt sind, und dass darin zweifellos eine, und vielleicht eine der hauptsächlichsten Ursachen der zunehmenden Neurasthenie unserer Zeit anzusprechen ist.) So sind mir während meiner Anwesenheit in Russland Fälle vorgekommen, dass am Elend der Massen erkrankte, meist eben erst in Russland eingetroffene Westeuropäer, sich schliesslich unberechtigt wähnten, ein Leben ohne Alkoholmissbrauch und ohne Laster zu führen, weil doch ringsherum ihre Mitmenschen in so grosser Zahl einfach gezwungen seien zu Rausch und zu Ausschwei-

fung, und sie selber sich dabei durchaus mitschuldig fühlten an dem Elend dieser Unglücklichen, da sie ja wie wir alle für sich selber mehr verbrauchten, als zu dauernder Lebenserhaltung genügt, sie mithin auch ihrerseits von der unbezahlten Arbeit anderer lebten. Die Begründung ist hier — sagen wir es nur gleich frei heraus — durchaus einwandfrei, nur die Schlussfolgerung bleibt falsch: denn augenscheinlich ist doch der Erkenntnis einer persönlichen Schuld nicht damit begegnet, dass man sie freiwillig mehrt oder sich wenigstens selber die Möglichkeit nimmt, sie irgendwie auszugleichen! In den Fällen solcher schweren sekundären sozialen Erkrankung, die ich miterlebte in Russland, ist es zwar nicht zum eigentlichen Alkoholismus gekommen, wohl aber ausnahmslos zu tiefster Schwermut. Selbstmord wäre wohl unausbleiblich gewesen, wenn die so Erkrankten nicht schleunigst in ihre Heimat zurückbefördert worden wären, wo sie sich dann langsam erholten.

Wir kommen damit auf den Kernpunkt der ganzen Frage: Die Seele des Menschen (die mitfühlend ist ihrem innersten Wesen nach, und nie und nirgends ihr Eigenleben zu führen vermag, ohne aufs innigste verflochten zu bleiben mit dem Seelenbefinden um sie herum) passt sich ganz augenscheinlich immer nur an eine ganz bestimmte allgemeine soziale Lage an. Darum kann der Mensch auch nicht in eine wesentlich von der gewohnten verschiedene soziale Umgebung verpflanzt werden, ohne nicht wenigstens vorübergehend aus seinem Gleichgewicht zu kommen. Die Russen wachsen nun vor einem Volkselend heran, das allzu gewaltig, zu sehr alles andere überschattend wirken muss, als dass dem vor ihm sich bildenden Menschen eine harmonische Ausbildung seiner Anlagen und Kräfte möglich wäre. Die Erlebnisse seines Fühlens erhalten so durchaus den Vorzug vor allen anderen Erlebnissen, weil sie eben weit mehr Begründung, das heisst Betätigungsmöglichkeit, in

der Wirklichkeit finden als zum Beispiel die Erlebnisse des Gedankens, der ja schon bei seinem Erwachen auf Widersprüche stösst: in dem Gegensatz zwischen den überall verkündeten Geboten der Nächstenliebe und — der russischen Wirklichkeit! Und solche Widersprüche machen natürlich misstrauisch.

Nun enden aber durchaus nicht alle Russen im Selbstmord oder — als politische Märtyrer — am Galgen oder in sibirischen Zuchthäusern (wenn auch dort eine sehr grosse Zahl der Besten zugrunde geht). Augenscheinlich überwindet demnach schliesslich auch im Russen der Lebenswille die Weltunlust (die ein allzufrühes Erleben der Volksnot in ihm geradezu heranzüchten musste). Die Ueberwindung der Lebensunlust ist aber nur dann möglich, wenn man die sie veranlassenden Zusammenhänge der Wirklichkeit zum Mittelpunkt des bewussten Seelenlebens erhebt. Der Notwendigkeit hierzu kommt entgegen die angeborene und durch Russlands Schicksale noch besonders entwickelte Neigung des Russen, ausserhalb der Wirklichkeit zu leben. Die Not seines Volkes gibt ihm somit nur noch den letzten Anstoss zu einem Dasein ganz in der Vorstellung, in der Vorstellung von einer Wirklichkeit, in der alle Not des Volkes beseitigt sein wird. Und weil diese Vorstellung vom Russen erlebt wird als etwas, das sein muss, wenn das Leben überhaupt Anreiz haben soll, tritt sie auch von vornherein auf in ihm mit dem unerschütterlichen Glauben an ihre Verwirklichungsmöglichkeit. (Der elementare Lebenswille eines Menschen findet schliesslich seinen Anreiz auch in der Vorstellung von einem Nichtvorhandensein der Zusammenhänge des tatsächlichen Lebens, deren Anblick ihn zu erschüttern drohte.) So entstehen die gesellschaftlichen Doktrinen. An ihrer daseinserhaltenden Bedeutung für die gebildete russische Gesellschaft kann der einigermassen in russische Verhältnisse Eingeweihte keinen Augenblick zweifeln. Auch nicht daran,

dass hier, in der gesellschaftlichen Doktrin, sehr wohl Antriebe liegen können zu realem kulturellen Fortschreiten. Es fragt sich nur, ob die Kosten nicht unverhältnismässig hohe sind, denn der gesellschaftliche Doktrinär (man hört ihn in Russland meistens „Idealist" nennen, doch bin ich etwas vorsichtiger mit diesem Worte gerade des Missbrauchs wegen, der in Russland mit ihm getrieben wird) erleidet gewisse, nur in äusserst seltenen Fällen restlos zu überwindende Hemmungen in seinem Denken (jede Doktrin schiebt gleichsam dem Denken einen Riegel vor, und jeder Riegel vor dem Kopfe wird mit der Zeit auch zu einer Fessel für das Herz, weil der Mensch ja nur da normal, das heisst mit Liebe zu antworten vermag auf die Aeusserungen eines Menschen, wo ihm die Möglichkeit bleibt anzunehmen, er habe ihn nicht verstanden).

Des weiteren wird der Doktrinär ganz im allgemeinen, der soziale Doktrinär im besonderen — sehr leicht dazu verführt, den Mitmenschen ausschliesslich oder wenigstens vor allem zu werten nach seinem Bekenntnis zur Doktrin und in Hinsicht auf die Rolle, die ihm innerhalb ihrer zukommt (auch hier stehen wir vor gewaltigen Hemmnissen gegen die Liebe und gegen die Gerechtigkeit in Herz und Busen des Doktrinärs). Schliesslich aber wird der Doktrinär, und wiederum vor allem der soziale Doktrinär, überhaupt dem Leben in der Wirklichkeit entfremdet (er misst sie ja nach Massstäben, die er nicht ihr selber entnahm, vielmehr nur einem Traumbilde von ihr, das er nötig hatte, um vor ihr zu bestehen bei sich selber). Diese letzte Gefahr für den Doktrinär scheint mir die naheliegendste — und dabei auch die bedenklichste — und gerade ihr verfällt das freiheitliche Russland immer wieder. Ich meine den — bereits oft erwähnten — politischen Aesthetismus, die Wertung einer Tätigkeit, die der Allgemeinheit gelten soll, vorwiegend nach ihrer Wirkung auf die Seele der Tätigen selber (danach, wieweit sie — diese Tätigkeit — sozia-

len Missständen gegenüber erlebten Gefühlsbedürfnissen Befriedigung verspricht, nicht aber, wieweit sie einer Beschränkung und endlichen Beseitigung eben dieser sozialen Missstände dient).

Dieser soziale Aesthetismus herrscht nun immer noch fast allmächtig über das fortschrittliche Russland. Er verurteilt das zu sozialen Opfern bereite Russland — und das ist ein sehr grosser Teil des tatsächlichen Russlands — in weitestem Masse zur Unfruchtbarkeit und bedeutet — wir betonen das immer wieder — ein weit mächtigeres Hemmnis für den russischen Gedanken, als je die Polizeizensur es war. Dabei vermag ich heute weder eine Abnahme des politischen Aesthetismus in Russland wahrzunehmen, noch bin ich in der Lage, mir vorzustellen, von welcher Seite hier überhaupt Abhilfe kommen könnte. Der politische Aesthetismus hat immer noch eine äusserst starke Position in der tatsächlich unfassbaren Fülle des dort herrschenden sozialen Elends. Ihm gegenüber gilt aber seinen (des politischen Aesthetismus) Anhängern nur ein Massstab: die Grösse des gebrachten Opfers. Und wenn schon die über das freiheitliche Russland herrschenden sozialen Doktrinen durchaus erfunden zu sein scheinen dazu, einem weit verbreiteten Opferbedürfnis Verwirklichung zu gewähren, so wird zudem noch die Aufrichtigkeit der jedesmaligen Ueberzeugung in der Regel ausschliesslich gewertet nach der mit ihrem Bekenntnisse verbundenen Gefahr! Die soziale Wirklichkeit tritt demgegenüber mehr und mehr in die zweite Reihe, und so stehen denn auch eigentlich die Erfolge des freiheitlichen Russlands in gar keinem Verhältnis zu den gebrachten Opfern. In direktem Verhältnis zu ihnen steht aber das Selbstbewusstsein dessen, der sie brachte, sein sich Ueberheben über seinesgleichen. Bei diesem ihrem ästhetischen Grundzug geht denn auch die freiheitliche Bewegung dieses elementaren Künstlervolkes immer deutlicher über in eine fast schon offen

eingestandene, zielbewusste Tätigkeit zur Befriedigung sozialer Gewissensbedürfnisse: zur Aufrechterhaltung des Selbstbewusstseins im Angesichte schwerster sozialer Missstände, zur persönlichen Selbstbehauptung gegenüber einem alles überschattenden Volkselend. Nun sind das alles ja an sich hohe Lebensziele, und ganz die gleichen, die zu religiösem Zusammenschluss führen. Sie haben hier nur das Bedenkliche, dass so unschätzbare Möglichkeiten zu tatsächlicher Linderung der Volksnot unbenützt bleiben (eben durch die falsche, unfruchtbare Verwendung der sozial wertvollsten Elemente: der Opferbereiten), und dass zudem noch das an sozialem Opfermut grossgezogene Selbstbewusstsein — und es scheint, diese Neigung eignet ihm immer und überall — den, der es erlebt, veranlasst, sich ein ganz bestimmtes Verfügungsrecht über seine Mitmenschen anzumassen, das dabei hier keineswegs platonisch bleibt, wie bei anderen erträumten Ueberlegenheiten, vielmehr ohne jedes Bedenken auch Geistesfreiheit und Leben des Mitmenschen aufs Spiel setzt.

Man kann demnach dem russischen Terroristen nur gerecht werden, wenn man sein Aesthetentum anerkennt. Aufrichtig ist er unstreitig. Er täuscht sich nur über seine Endziele. Er glaubt für sein Volk zu wollen und will für sich selber, für das in sich, was unter der Not seines Volkes leidet. Der Terrorist will zunächst sich selber beweisen, dass er der Not seines Volke gegenüber alle Opfer zu bringen vermag, die überhaupt hier möglich sind, — und dabei tritt die Frage, wieweit diese Opfer wirksam sind in Hinsicht auf das Volksheil, naturgemäss in den Hintergrund. Aber nicht nur das! Der Terrorist und jeder andere Sozialästhet sieht, dass die grosse Masse der Sozialgesicherten die Opfer nicht bringt, zu denen er sich entschlossen hat, und das führt ihn dann zu einem Hochmut, der wie jeder andere Hochmut, und vielleicht mehr wie jeder andere den, der ihn erlebt, blind macht vor den Menschen,

weil er sie ja nunmehr einseitig beurteilt nach seiner Ueberlegenheit über sie, nach ihrer mangelnden Opferwilligkeit — und das, ohne sich die Frage vorzulegen, ob sie, die er verachtet, auch die gleichen Opfer als notwendig und zweckmässig anerkennen wie er. Kaum irgendwo anders herrscht denn auch peinlichere Menschenverachtung als in sozialästhetischen Kreisen. Wenn aber auch zugegeben werden soll, dass hier, wie überall, in Hochmut nur die verfallen, die das Allzumenschliche in sich nicht überwunden hatten, bevor sie sich noch zum Opfer für ihr Volk entschlossen, so bleibt doch immer etwas auf Befriedigung des persönlichen Gefühlsbedürfnisses Gerichtetes zurück in solchem Tun, und wirkt ablenkend vom praktischen Ziele. Die ruhigsten sozialen Gewissen in Europa finden wir denn wohl auch heute in russischen Kerkern bei den politischen Sträflingen: die haben sich den Beweis erbracht, dass sie gegenüber der Not ihres Volkes zu allen Opfern bereit sind, die sie zu bringen vermögen. Dabei sind sie vorderhand der Qual des Wählenmüssens (hinsichtlich der Mittel zur Beseitigung der Volksnot) überhoben und doch fest entschlossen, sobald sie nur die Freiheit wiedererlangt haben, fortzufahren im Wirken für das Heil ihres Volkes, wie sie es verstehen. Rein formal wird hier freilich das schöne Beispiel gegeben einer restlosen Aufopferung für persönliche Ueberzeugungen und dazu noch für solche Ueberzeugungen, die ausserpersönlichen Zusammenhängen gelten. Indes wird hier doch, alles in allem genommen, ein grosser Aufwand umsonst vertan. Und dann bedeutet auch dieser gesamte, gelegentlich soziale Aesthetismus (ganz abgesehen von allen Gewalttaten, zu denen er greift, und hinter denen sehr wohl unbezwungener Menschenhass stecken kann, der hier eine ausserpersönliche Rechtfertigung gefunden zu haben glaubt) eine grosse Gefahr für die gesunde Selbstkritik. Wir finden denn auch innerhalb der freiheitlichen russischen Gesellschaft die

Ehrfurcht vor den politischen Märtyrern in einer Kritiklosigkeit vorherrschend, die zu weitgehendster sittlicher Begriffsverwirrung führen muss, indem es so einfach unmöglich gemacht wird — unter Androhung gesellschaftlicher Aechtung, was hier weit mehr wirkt, als die Aussicht auf Kerker und Verbannung — in den Handlungen und Anschauungen politischer Märtyrer Allzumenschliches bei Namen zu nennen.

Und so lange wird sittliche Begriffsverwirrung herrschen im freiheitlichen Russland, als lediglich das Opfer zum Massstab dient für die Zweckmässigkeit eines persönlichen Eintretens für das Volk. Solange das aber der Fall ist, wird man dort auch nicht begreifen, dass es für den, der für sein Volk tätig sein will, doch ganz und gar nicht ankommen kann auf die Rolle, die ihm dabei zufällt, vielmehr ausschliesslich auf die Wirkung, die von seinem Tun ausgeht auf sein Volk. Wenn uns Westeuropäern das Leiden unseres Volkes zu Taten ruft, so denken wir in der Regel auch gar nicht daran, ob man uns für feige oder für heldenhaft halten wird, für selbstsüchtig oder für aufopfernd. Nur auf das eine sind dann alle unsere Gedanken gerichtet: dass das Leiden unseres Volkes gehoben, zum mindesten gelindert werde! Wir sind freilich kein Künstlervolk wie die Russen. Unser Volk ist darum aber besser daran, es dient uns nicht als Mittel, um auf seine Kosten die Gefühle in uns zu befriedigen, die sein Elend in uns wachrief, wir zählen uns eben selber zum Volk, wir kennen keine Ausnahmsstellung ihm gegenüber, auch nicht in dem, was wir für es tun.

Hier, in dem politischen Aesthetismus des freiheitlichen Russlands, der gegründet ist in Denkverboten und endigen muss in Selbstüberhebung, spreche ich das an, was seiner Verständigung mit Westeuropa vor allem im Wege steht, ja weswegen wir so oft an seiner Aufnahmewilligkeit für Westeuropa zweifeln müssen. Und demgegenüber kommen noch immer nicht

Verstandesgründe an: wir Westeuropäer lassen uns ja nicht nach Sibirien schicken, wir lassen uns nicht einsperren für unser Volk, wir lassen uns auch nicht für es hängen, und darum können wir ja gar nicht recht haben dem freiheitlichen Russland gegenüber! Das ist ein für allemal ausgeschlossen! Gott hat nun einmal, so meint man wohl hier, die Menschen so geschaffen, dass dem, der zum Opfer bereit ist für sein Volk, der sich „in die Macht des Entschlusses gegeben hat", nun auch gleich alle Unklarheiten entschwunden sein müssen aus seinen Gedanken: er weiss ganz genau, dass uns Westeuropäer nur Selbstsucht davon abhält, anzuerkennen, dass er den Weg zum Heile weise! Oder drücken wir uns einfacher aus: man glaubt hier wohl, dass die Selbstsucht — nehmen wir an, wir seien wirklich selbstsüchtiger als die Russen — unfähig macht zur Logik, und nicht bloss unter gewissen Umständen ihr feindlich gesinnt!

Achtes Kapitel

Russland und wir

I

Man glaubt in Russland, dass es eigentlich zwei europäische Wissenschaften gäbe: eine staatlich begünstigte und beaufsichtigte, die für die Schule da sei und der Erziehung des bürgerlichen Gehorsams diene, und eine tatsächlich freie, von der man überzeugt ist, sie führe in Westeuropa ein ebenso verfolgtes Dasein, — wie jede wirkliche Wissenschaft in Russland. Das geistige Russland selber hatte dabei bis auf Peter den Grossen weder eine Philosophie noch eine Wissenschaft geschaffen. Es hatte sich vorwiegend ausgelebt in Sagen, Liedern, Märchen und, wie es scheint, auch in religiösen Vor-

stellungen. Wahrheitsuchen um seiner selber willen lag dem russischen Geiste wohl von Hause aus fern, — etwaige Versuche in dieser Richtung hätten zudem auch an der Macht des Priestertums scheitern müssen. Wir erkennen ja überall in dessen Machtlosigkeit eine der Vorbedingungen zum Aufblühen des freien Gedankens!

Hinzu kommt, dass dem russischen Volke an sich die Neigung eignet, das Leben in seiner Einheit aufzunehmen, nicht getrennt in Reflexion und Erlebnis, — und darum ist auch (die freies, theoretisches Forschen verbietende Polizeizensur spielt hier wohl n i c h t die entscheidende Rolle) die Erzählung, der Roman, das eigentliche Ausdrucksgebiet des russischen Geisteslebens geblieben bis auf unsere Tage, und darum offenbart auch der russische Roman von vornherein eine einzigartige, seelisch-geistige Vertiefung!

Eigentlich schöpferisch scheint die altrussische Kultur nur auf dem Gebiete patriarchalischer Sitte gewesen zu sein. Wenigstens weist der russische Dorfkommunismus mit seinen ins einzelne gehenden und oft bewundernswerte Weisheit offenbarenden Bestimmungen in eine sehr weit zurückliegende Vergangenheit (und das ist um so bemerkenswerter, als es ziemlich einwandfrei nachgewiesen ist, dass sonst die soziale Entwicklung in Russland nicht grundsätzlich verschieden verlief von der westeuropäischen: ist doch selbst der Feudalismus in einer sehr frühen Periode in Russland nachgewiesen).

Nun hatte aber der europäische Geist damals, als das russische Volk mit ihm bekannt wurde, bereits drei entscheidende Schicksale hinter sich: die Antike, den Humanismus und die Reformation. Diese Kulturerlebnisse, die augenscheinlich nacherlebt werden müssen, um begriffen werden zu können, fehlten dem russischen Geiste, als er auf das geistige Europa stiess, und fehlen ihm bis heute! Und das ist wohl auch der tiefste Grund für alles Missverstehen Westeuropas in Russ-

land. Der antike Gedanke — er ward für Westeuropa zurückgewonnen in der Renaissancezeit, und ohne ihn erscheint die Reformation undenkbar — verdichtet sich wie in seinem Brennpunkt in der antiken Humanität. Hier zum ersten Male wird der Mensch nicht mehr gewertet nach seiner Brauchbarkeit für den, der ihn wertet (Staat, Tyrann, Priester oder Feldherr), vielmehr lediglich als Inbegriff aller der Fähigkeiten, die in ihm als solchen ruhen können, seinen Eigenwert zu erhöhen imstande sind, und in deren harmonischer Ausbildung das Ziel wahren Menschentums erkannt ward! Zu dieser Auffassung vom Menschentum, die frei zutage tretend in der antiken Kunst das ganze antike Leben bis zu einer gewissen Tiefe durchdringt, stand die Einrichtung der Sklaverei in offenem Widerspruch. Als daher der Stoizismus, die letzte reife Frucht des antiken Gedankens, die seelische Gleichwertung aller Menschen verkündete, — und damit erst dem Christentum die Wege ebnete in die antike Welt: es fehlte jetzt nur noch die Verkündigung der seelischen Aktivität: der Liebe — zog er lediglich die letzten Schlüsse aus der die ganze Antike beherrschenden Auffassung vom Menschen. Diese antik-humanistische Wertung des Menschen um seiner selber willen, als einen der menschlichen Rasse Zugehörigen, ward nun dem russischen Gesellschaftsgewissen nicht in der Weise nahegebracht, wie das dem westeuropäischen gegenüber geschah zur Zeit der Renaissance und des Humanismus. Ich will dabei freilich nicht bestreiten, dass auch die Ehrfurcht vor dem Menschen an sich aus der christlichen Lehre von seiner Gotteskindschaft ohne jede logische Vergewaltigung abgeleitet werden kann, und das ist wohl auch unzählige Male geschehen. Es scheint mir nur, dass der Russe im allgemeinen diese Auffassung nicht teilt: für den gläubigen Russen ist der Mensch dazu da, Gottes Gebote zu erfüllen; für den aufgeklärten Russen dazu, dem Wohle seines Volkes zu dienen so, wie es

in den verschiedenen Doktrinen festgelegt ward; für Tolstoi endlich ist der Mensch dazu da, die fünf, seiner Ansicht nach kinderleicht zu erfüllenden Gebote seines Christentums zu befolgen. Der Mensch um seiner selber willen hat jedenfalls noch lange nicht durchgehende Bewertung gefunden im aufgeklärten Russland.

Es versteht sich dabei aber ganz von selber, dass, wo immer nicht d e r Mensch, den wir erleben in aller seiner Mannigfaltigkeit und in seinem jedesmaligen Undurchdringlichsein für jeden anderen, wo nicht d e r Mensch, den wir niemals kennen werden, und der immer frei sein will, das letzte Mass und das letzte Ziel allen gesellschaftlichen Strebens bedeutet, dass es da nirgends einen Ausweg geben kann aus der Knechtung des Menschen durch den Menschen! Denn die Zwecke, zu deren Verwirklichung der Mensch dann (wenn er nicht selber das letzte Ziel allen Strebens bedeutet) allein leben soll, sind und bleiben Gegenstand der Auffassung des Menschengeistes, und das heisst schwebend bei den tausendfachen Möglichkeiten des Gedankens. Ein von Menschen gesetzter Zweck als solcher kann demnach niemals über den Menschen herrschen (ausser dem einen Zweck, dass der Mensch frei sein soll). Wo solches behauptet wird, da herrschen tatsächlich nur die Menschen, die den jedesmal über die Menschen erhobenen Zweck in seiner Reinheit erfasst zu haben glauben! Seien es nun Priester irgendwelcher Sekten oder Parteihäupter, der Mensch gilt ihnen immer nur in Beziehung auf seine Stellung zur und seine Verwertbarkeit in Hinsicht auf die reine Lehre, deren berufene Hüter zu sein sie selber überzeugt sind. Und damit ist natürlich wiederum Tür und Tor geöffnet allem Allzumenschlichen, dessen Herrschaft über die Menschen gerade die reine Lehre ein Ende bereiten sollte. Das Mass aller Dinge ist ja dann schon nicht mehr der Mensch wie er ist, das heisst ewig unergründlich sich selber und allen

anderen, voller Bedürfnis zum freien Gedanken und zu ungehemmter Liebe, unschuldig vor jedem anderen Menschen in seiner Unergründlichkeit, und verehrungswürdig für jeden anderen Menschen in seinem Liebebedürfnis und in seiner Fähigkeit zu leiden! Nein! Das Mass aller Dinge sind hier die Parteiführer mit allen ihren Menschlichkeiten und den darin eingeschlossenen Widerständen gegen die Liebe und gegen die Gerechtigkeit! Die „reine Lehre", und das heisst ihre jedesmaligen Hüter, herrschen nun aber über das freiheitliche Russland mit fast absoluter Gewalt und halten es der Erkenntnis dessen ferne, was wir unter Toleranz verstehen. Die Russen behaupten zwar, sie liessen jeden Menschen seine Anschauung haben über das, was ihm am wichtigsten sein muss — dabei aber haben sie (und ganz ebenso verfährt der Buddhismus und bei uns die Theosophen) schon vorher in ihrem Lehrgebäude behauptet, dass, wer richtig denkt, denken müsse wie sie.

Es fehlt eben dem aufgeklärten Russland das Erlebnis der Antike. Wo es aber fehlt (das heisst überall in der Welt ausser in Westeuropa), finden wir bei bewundernswürdigen einzelnen Geistesgipfeln (wie in der indischen Philosophie) und gelegentlicher tiefgehendster praktischer Sittlichkeit (wie beim Buddhismus) doch immer und überall diese letzte Geistesfessel: ein Nichtanerkennenkönnen des Eigenwertes in jedem Menschen, — und diese letzte Geistesfessel lässt keine ungehemmte Menschenliebe aufkommen.

Es kommt mir dabei so vor, als ob ausserhalb der europäischen Kulturwelt die Menschenseele rastlos in dumpfem Drange suche nach der Ehrfurcht vor dem Menschen als solchem. Das buddhistische Aufgehenlassen aller Menschen als Weltatome in einer einzigen Erlösungsmasse, und auch der chinesisch-japanische Ahnen-, Geschlechter- und Nationalitätenkult erscheinen mir wie schüchterne, unbeholfene Annäherungsversuche an den letzten sittlichen Endwert, der dem

Menschen zugänglich ist: an die absolute Wertung des Einzelmenschen um seiner selber willen, wie sie für Europa die Antike fand vor mehr als zweitausend Jahren!

Der antike Menschlichkeitsbegriff ward wiedergewonnen für Westeuropa in der Renaissancezeit durch den Humanismus (die Voraussetzung zu seiner Wiederaufnahme schaffte die abendländische Kirche, in deren Lehrgebäude Reste antiker Tradition weiterlebten — weit mehr wie in der griechisch-katholischen Kirche, der das aristotelische Element völlig abgeht, was für das russische Geistesleben wohl von unabsehbaren Folgen gewesen ist). Humanismus nennen wir das Aufblühen und die eigentlich europäische Nuancierung des antiken Gedankens am Ausgange des Mittelalters: es kam da zu einer Neuwertung des Irdischen, zu einer ganz neuen Auffassung vom Menschen, „seiner Natur und seiner Eigenschaften, seiner Interessen und seiner Ziele." Der Humanismus bedeutet die geistige Ueberwindung des Mittelalters, das Sichlossagen des Europageistes von einer Weltanschauung, die dieses Leben restlos gerichtet haben wollte auf das jenseitige, und immer und überall mit der Angst vor dem Tode zu wirken suchte. Die aber hatte tausendfache Erfahrung den Europäer erkennen lassen als unfruchtbar für die Ausgestaltung des Lebens im Diesseits. Seit der Renaissance — und sie bedeutet ihrem innersten Kerne nach das Erlebnis einer Sicherheit für den Menschen in diesem Leben — spielt denn auch der Todesgedanke keine irgendwie bedeutendere Bewegungen auslösende Rolle mehr im europäischen Geistesleben.

Für Russland hat es noch keine Renaissance gegeben, keinen Humanismus und keine Reformation. Die Ergebnisse dieser europäischen Geistesschicksale flossen Russland nur zu in ihren Folgerungen: so vermochte man dort nicht ihren Kern zu erfassen. Russlands religiöses Leben ist mittelalterlich geblieben bis auf unsere Tage: der Todesgedanke als Hinter-

grund, Selbstlosigkeit als Gebot. Da aber hier das Gebot der Selbstlosigkeit keinen inhaltserfüllten Begriff zur Voraussetzung hat von dem Menschen, um dessentwillen sie geübt werden soll, so muss es letzten Endes zu fruchtloser Askese hinführen, zu einem Tun um seiner selber willen, das heisst für den, der es tut.

Wiederum ist hier Tolstoi typisch: Er durchsuchte — er schildert das in der „Beichte" — das gesamte europäische Geisteswerk — freilich sehr, sehr oberflächlich, das muss immer wieder mit allem Nachdruck betont werden — nach dem, was nach der Renaissancezeit nicht mehr in ihm zu finden ist: nach Gedanken an den Tod und auf ihnen gegründeten Geboten für die Ausgestaltung des persönlichen Lebens. Und da Tolstoi beide hier nicht fand, erklärt er ohne weiteres, Westeuropas Wissenschaft und Philosophie habe sich immer nur um Nebensächliches bekümmert, — den Hauptfragen für den Menschen sei sie von jeher aus dem Wege gegangen. Tolstoi brauchte eben noch ein Mittelalter — oder vielleicht besser gesagt: Tolstoi fühlte, dass Russland eine Reformation benötige, und er selber wollte Russlands Reformator sein — und führte dabei Russland ins Mittelalter zurück, denn er selber blieb ja gebannt vor der Majestät des Todes! Wenn aber seit der Reformationszeit der Westeuropäer den Gedanken an den Tod als den unfruchtbarsten (nach Spinoza den unweisesten) aller Gedanken nicht mehr mitreden lässt bei der Ausgestaltung seiner Weltanschauung, so ist das doch keineswegs gleichbedeutend, wie Tolstoi (und er ist hier Wortführer des aufgeklärten Russlands) immer wieder behauptet, — mit der Aufforderung zu ausschliesslichem Genusse der materiellen Güter des Lebens! Ganz im Gegenteil: die Befreiung der europäischen Seele von dem unausdenkbaren, und darum nur als geistiges Hemmnis wirkenden Gedanken an den Tod soll doch vor allem geschehen, damit dem Menschen um so mehr Geisteskraft

und Bewusstseinsraum bleibe, um nachzusinnen den Bedürfnissen seines Gewissens und den Rücksichten auf seinen Nächsten! Seit der Reformation bedeutet der Gedanke an den Tod für uns Westeuropäer nur noch eine Mahnung daran, uns jederzeit bereit zu halten zur Abreise in die Ewigkeit, jeden Tag, den Gott uns werden lässt, uns auszuleben für den Nächsten, damit, wenn wir einst fort müssen von dieser Erde, wir nicht zu bereuen haben, dass wir unwiederbringliche Möglichkeiten zum Guten ungenützt liessen, solange es Tag war. Auf unser sittliches Handeln als solches bleibt aber der Gedanke an den Tod ohne jeden unmittelbaren Einfluss. Wir denken das Gute, wir erleben das Sollen zu ihm, solange wir atmen, wir wollen aber mit dem Guten, das wir erleben und zu verwirklichen trachten, weder die Angst vor dem Tode überwinden, noch einen Lohn nach dem Tode erringen! Dabei bestreiten wir Westeuropäer durchaus nicht, — das wäre dogmatisch, mithin entgegen unserem Geiste — dass auch der Gedanke an Tod, wie überhaupt jedes Sichversenken in geistigunfassbare Dinge, jeder Mystizismus mit einem Worte, unter Umständen Menschenwerte geistig-sittlicher Art zu schaffen vermag. Wir glauben nur, dass wir selber, so wie wir nun einmal sind, Gottes Willen noch am ehesten zu verstehen vermögen in den Geboten, die er uns erleben lässt gegenüber unseresgleichen. (Geboten, deren immer weitergehender Verwirklichungsmöglichkeit unser Denken — im Dienste unseres Gewissens — vor allem dient.) Freilich ist das Ueberzeugungssache. Jeder wahrhafte Europäer wird darum auch nie die Möglichkeit bestreiten, dass ein anderer Mensch für sein höchstes Streben andere Ziele erleben kann wie er selber, auch wenn dieser Mensch ebenso aufrichtig nachgedacht hat seinem eigentlichen Willen. Der Europäer lässt eben über die letzte höchste Wahrheit über den Menschen Gott selber entscheiden. Er masst sich nicht an vor seinesgleichen Gottes Stellvertreter zu spielen, das Sprach-

rohr der Vorsehung zu sein! Er, der wahre Europäer, weiss viel zu gut, dass, wenn Gott nicht wäre, er erdacht werden müsste von den Menschen als höchste Instanz über sie, damit sie einander nicht Bosheit und Dummheit vorwerfen deswegen, weil Gott sie verschiedenartigen Wesens schuf!

In allem dem, wo Verstandesentscheidung unmöglich ist, da lassen wir Westeuropäer das freie persönliche Erlebnis entscheiden in jedem Menschen, und ehren es da jederzeit als menschliche Offenbarung (die uns unzugänglich bleibt bei jedem anderen Menschen), während der Russe (der nicht davon lassen will, seine persönlichen Ueberzeugungen zu werten als etwas, was anerkannt werden muss von allen Geistiggesunden) sein eigenes Erlebnis auch da, wo es nur rein persönlicher Art sein kann, gleichsetzt einer allgemeingültigen Erkenntnis, oder wenigstens d e m Menschenerlebnis. Gerade darum aber kann der Russe keine Ehrfurcht vor dem Menschen an sich hegen: er setzt eben nichts in ihm voraus, was ihm selber unzugänglich wäre, er vermutet kein Geheimnis mehr im Nächsten, — und nur das Unerkennbare kann man verehren. Dieser Gedankenschnitzer muss aber zum Charakterfehler ausarten (wenn er nicht einem Charakterfehler entsprang). Alles Rechtbehaltenwollen — und es bedeutet im Grunde doch nur etwas vor den Menschen voraus haben wollen — kurzum alles noch nicht überwundene Allzumenschliche nistet sich ja ein in dem Aberglauben des Menschen, der meint, die Seele seines Mitmenschen läge offen vor ihm, und auch alle noch nicht überwundene Lust seinesgleichen zu quälen, findet Zuflucht in solchem Wahne. Die Geschichte des doktrinären, vor allem des terroristischen Russlands, sowie die Geschichte des russischen Sektentums sprechen hier Bände! Die Ehrfurcht vor dem Menschen als solchen setzt also ein gewisses Erlebnis von der Verschiedenartigkeit der menschlichen Anlage und von den unendlichen Möglichkeiten des Gedankens voraus (denn die

Ehrfurcht kann erst da einsetzen, wo das Wissen endigt, das Wissen, das selber nichts anderes zu geben vermag als erlebten Geboten Richtungslinien in der Wirklichkeit). Dabei werden aber ganz augenscheinlich die Möglichkeiten des Gedankens nur eingesehen auf dem Wege über Irrtümer und Zweifel. Die allein geben Geistesinhalt, während die Denkergebnisse alles in allem genommen doch nur bestehen in zunehmendem Wegräumen der von Menschen — unter dem Drucke der Not und der Angst — gedachten Begrenzungen des ewig unerkennbaren Unendlichen! Wir erkennen hier deutlich den engen Zusammenhang zwischen Geistesfreiheit und Ehrfurcht vor dem Menschen.

Gerade das aufgeklärte Russland belehrt uns in seinen Fehlern und Irrtümern darüber, dass man erst alle Freiheiten gelassen haben muss seinen Gedanken, bevor man den Menschen Ehrfurcht entgegenzubringen vermag um ihrer selber willen.

Offenbar sind die Russen zu spät zum Denken erwacht, und so erwarten sie zu viel von ihm: darum vor allem glauben sie ja das europäische Wissen verachten zu dürfen, weil es ihnen über die Zusammenhänge des Himmels und der Erde nicht die restlose Aufklärung gab, die sie beanspruchen zu dürfen glaubten von dem Gedanken. Ihr eigener Gedanke ist dabei nicht, wie der europäische, durch die Schule der Zweifel und Irrtümer geschritten (wo allein der Menschengeist Inhalt gewinnt, seine Fähigkeiten entwickelt und seine Grenzen einzusehen lernt). Unfassbar bleibt es ihnen darum, dass ein aufrichtiger Mensch sich bei dem inneren Erlebnis einer Wahrheit zu beruhigen vermag, auch ohne dass er imstande ist, sie in allgemein gültiger Weise zu beweisen, vorausgesetzt nur, dass keine unabweisbaren Zusammenhänge gegen diese seine erlebte Wahrheit sprechen. Die Russen wollen eben immer noch nicht wahr haben, dass der Mensch in jedem Augenblicke seines Lebens denkend, fühlend und wollend zugleich ist, dass

mithin jedes seiner Erlebnisse auch eine fühlende und wollende Seite hat neben der denkenden, und dass demnach das Erlebnis eines Menschen ihm als Wahrheit gelten kann, sobald nur das Gedachte an diesem Erlebnis, das sich auf Zusammenhänge der Wirklichkeit Beziehende in ihm, nicht in Widerspruch steht zu offensichtlichen Erkenntnissen. (Das Bereich dieser muss dabei aber doch ein verschwindendes genannt werden verglichen mit dem Bereiche des dem Geiste Unzugänglichen, nur durch rein persönliche Erkenntnisart zu Erfassenden.)

So ergibt sich denn im russischen Geistesleben der merkwürdige Kreisgang des Irrtums, dass das Denken hier zwar seine einzig als berechtigt anerkannte Veranlassung hernimmt aus dem Gefühle, dass es sich aber beruhigen zu dürfen glaubt nur bei solchen Erkenntnissen, die sich exakt, das heisst zahlenmässig beweisen lassen. Das lässt sie immer wieder einlaufen in die Sackgasse des Dogmatismus: weil ihnen das ursprüngliche Vorhandensein des Willens im vermeintlich reinen Denkerlebnis entgeht, stellen sie eben an das Denken Anforderungen, die es durchaus nicht zu erfüllen vermag. Sie müssten das freilich einsehen, wenn sie sich einmal die Frage vorlegen würden, wie denn eigentlich der Beweis aussehen könnte für die Berechtigung eines Willens oder eines Gefühles!

Der Menschengeist muss augenscheinlich über alle typischen Fehlschlüsse und Irrtümer gegangen sein, um eine inhaltserfüllte Vorstellung zu erleben von dem, was das Denken überhaupt zu geben vermag, was man von ihm zu erwarten berechtigt ist, und was man nicht verlangen darf von ihm. Es bedeutet somit ein geistiges Unglück für Russland, dass es die Irrtümer Europas nicht mitschuf oder wenigstens miterlebte, dass es vielmehr aus ungeübtem Denken heraus die zersetzende europäische Kritik übernahm vornehmlich gegenüber solchen Denkirrtümern, die es selber nicht begangen hatte, die dort,

wo sie begangen worden waren, in Westeuropa, längst überwunden waren, und deren jedesmalige zeitliche Notwendigkeit das denkende Russland demnach gar nicht zu begreifen imstande war. (Vergessen wir dabei aber nicht: Russlands Denken erweist sich in weitem Masse immer noch als nationale Notwehr, als geistige Selbstbehauptung Westeuropa gegenüber, als Abwehr dem eigenen Geiste wesenfremder Elemente.)

Jedes Denken trägt in sich die Hemmnisse des Gefühles: das liegt in der Untrennbarkeit des menschlichen Erlebnisses begründet (das immer ein Erlebnis des Denkens, Fühlens und Wollens ist). Die Hemmnisse des Gefühles erweisen sich aber bei diesem so überaus empfindungsbegabten Volke als ganz besonders mächtig. Da sie von vornherein gewiss sind, dass sie alles und jedes im Leben reizen wird, und da sie sich in ihrer grenzenlosen Verwundbarkeit schutzlos wissen vor dem Leben, und sie darum die Angst nie los werden vor unübersehbaren Möglichkeiten zur Verwundung für sie im Leben, so lebt in ihnen allen die Neigung, das Leben irgendwie einheitlich für immer und völlig übersichtlich zu erfassen, so dass es gar keine Ueberraschungen mehr bieten könnte für sie. Und so müssen sie denn bei der Theorie endigen: wo sie immer das Leben deuten wollen, da vereinfachen sie es nur auf ein paar Elementarbegriffe. Ebenso nuancenreich, wie ihr Gefühlsleben sich erweist, ebenso nuancenlos offenbaren sich ihre Gedanken. Der Gefühlsmensch nimmt sich selber wörtlich und sieht in seiner Empfindlichkeit Weltgesetze!

So erklärt sich denn auch jene für uns Westeuropäer seltsamste Eigentümlichkeit des russischen Denkens: es setzt ein n a c h der Ueberzeugung. Wenn der russische Denker zu denken beginnt, ist es für ihn bereits völlig ausgeschlossen, dass die Ueberzeugung, die ihn zum Denken veranlasste, durch irgendein Denkergebnis erschüttert werden könnte. Taugen die

Gedanken nicht dazu, diese Ueberzeugung zu stützen, — und man gibt ihnen hier allerweitesten Spielraum — so opfert man eben die Gedanken, nicht aber die Ueberzeugung. Und dabei verfährt man durchaus aufrichtig, — wie überhaupt im russischen Denker keine Spur von Heuchelei ist: Der vor allem Denken feststehende Ueberzeugtseinswille bleibt eben während der ganzen Gedankentätigkeit derartig vorherrschend im Bewusstseinshintergrunde, dass der ganze Gedankenzug von hier aus wie an unsichtbaren Fäden gezogen wird, und der russische Denker, ohne sich im geringsten blind stellen zu müssen, immer wieder haarscharf vorübergleitet an solchen Erkenntnissen, durch die das widerlegt wird, das zu begründen das von vornherein feststehende Ziel seines Denkens war. (Bei Tolstoi geschieht solches auf Schritt und Tritt: er führt immer wieder in Nebensätzen Gedanken an, denen gegenüber seine Hauptsätze unhaltbar sind, so zum Beispiel gibt er so nebenbei mehr wie einmal die soziale Bedingtheit des Menschen zu, und das heisst doch: das Nichtvorhandensein jenes freien Willens, auf dessen Annahme sein ganzes System sich aufbaut! Unter dem Zwange seines Ueberzeugtseinsbedürfnisses erweist sich aber Tolstoi in solchem Falle einfach unfähig, eine derartige Erkenntnis anders wie mit leichter Ablehnungsbewegung zu bedenken. Begegnet ihm hingegen ganz derselbe, ihn tatsächlich widerlegende Gedanke bei seinem Gegner, — so kommt das natürlich nur daher, dass der Gegner die Opfer nicht bringen will, die er [Tolstoi] verlangt, — und ein solcher Mensch k a n n eben nie recht haben.)

Der eigentliche Gegensatz zwischen ihrem Denken und dem unserigen liegt in der Jenseits-Vorstellung.

Wir und sie leben ausserhalb des Diesseits. Wir verehren es aber und erblicken in ihm das, was werden musste, und aus dem allein alles das werden kann, was sein soll, während sie

das Diesseits verachten, weil sie in ihm das erschauen, was an Stelle des Seinsollenden steht, was ihm den Platz wegnimmt!

Sie leben nicht in der Gegenwart, und doch kleben sie an dieser Erde: ihre vorgestellte Welt hat ein besseres Diesseits zum Inhalt. (Wir leben in einer Welt, deren blosses Gleichnis das Diesseits bedeutet!)

Als Gefühlsmenschen gebannt auf diese Erde verkennen sie die Werte, die der strebende Mensch aus einer bloss in seinen Gedanken vorhandenen, wenn auch durchaus möglichen und nur dogmatisch abzustreitenden Ergänzung der Wirklichkeit schöpft. Und diese Werte sind: Ehrfurcht vor dem, was wir nicht wissen, Gewissheit von der Richtigkeit des eingeschlagenen Lebensweges auch bei unendlich fernen Lebenszielen, nicht endende Hoffnung und vornehme Geduld vor der Vorsehung!

Ihnen verborgen bleibt der eigentliche Daseinsgrund einer bloss gedachten Welt: das vom Menschen erlebte Recht als Wahrheit anzusprechen für sich selber in seiner gedachten Welt, das, was seinen geistigen Bedürfnissen entspricht, — soweit es jenseits liegt der Nachprüfung durch die Erfahrung und durch die Vernunft!

Dieses Freiverfügen des keine Schranken für seinen Geist anerkennenden Menschen in die Unendlichkeit hinein, das ist es, was ihnen abgeht: die Selbstsicherheit im Erlebnis der Freiheit!

Sie wollen ihre Gewissheiten immer und überall mit allen Menschen teilen könnnen, — und solche Gewissheiten verlangen sie auch da, wo solche nur Selbstbetrug zu schaffen vermag in vorschnellen, gewaltsamen Endigungen des Gedankens!

Wir aber, wir begnügen uns damit, dass unsere Ideale nicht zu widerlegen sind, — sie stehen da, unabhängig von jeder möglichen Erkenntnis von Zusammenhängen (wenn sie auch solcher Erkenntnis nicht entbehren können, weil sie nur in ihr

die Wege zu ihrer Verwirklichung finden). Wir besinnen uns auch auf die Verpflichtungen, die aus unserem Nichtwissen hervorgehen — und ihrer sind Legion, — und wir brauchen dabei die Gewissheit, dass die Weltengeheimnisse ewig sind, und wir sind dabei doch rastlos bemüht um ihr Enthüllen, — nur so bleiben wir geistesfrei, nur so haben wir freies Gedankenreich vor uns, ein jeder für sein persönliches Denken! Sie aber wollen Beweise immer und überall und wollen sie so blank und klar, wie der Kaufmann die Münze hinzählt auf den Marmortisch, — und darum verfallen sie aus einer Geistesfessel in die andere — sie bleiben Untertanen ihres Gewissens. Wir wollen des unserigen freie Lehnsleute sein!

Sie wollen alles menschliche Denken festhalten auf dieser Erde und die Menschen zwingen zu ihrem Heile! Wir aber ziehen es vor, die Menschen auf eigene Gefahr hin irren zu lassen, statt ihnen ein Heil zu weisen auf Kosten ihrer Freiheit, wenn das überhaupt möglich wäre!

Auch ihnen eignet Kühnheit in ihrem Geistesdasein, wenn auch nicht wie uns eine Kühnheit im Gedanken selber, vielmehr eine Kühnheit ihm gegenüber. Ihre geistige Kühnheit — und sie ist zweifellos eine eben so hoch zu bewertende, als die unserige — beruht darin, wie sie aller offensichtlichen Erfahrung zum Trotz bei solcher Anschauung verharren, die ihrem letzten Selbstlosen entspricht, zum Beispiel bei der Anschauung von dem von Hause aus guten Menschen und von der Allmacht des Wohlwollens. Sie bringen hier die höchsten persönlichen Opfer aus reinstem Idealismus, — sie verkennen so nur das Wesen der Geistigkeit und der Verpflichtung zu ihr, eben aus der Erfahrung von der Ohnmacht des guten Willens an sich — überall da, wo es sich um menschliches Zusammenleben handelt: die Menschen sind eben verschieden geboren und verschieden geworden, — unser blosser guter Wille kann das nicht rückgängig machen.

2

Der letzte Schlüssel zum Verständnis der heutigen Russen scheint mir in ihrer unzerstörbaren Künstleranlage zu liegen. Sie kommen gar nicht heraus aus dem Aesthetischen. Sie handeln auch da, wo sie für andere handeln wollen und zu handeln glauben, zunächst und vornehmlich für sich selber: um Gefühlsbedürfnissen Befriedigung zu gewähren. Darin unterscheidet sich ja der Künstler (und auch der Aesthet) vom Manne des praktischen Lebens, dass ihm die Welt Erscheinung ist, Anlass zu deutendem Nachbilden, nicht Gegenstand der Verwertung im unmittelbaren persönlichen Interesse.

Freilich, auch der Künstler setzt sich der Welt gegenüber durch wie der Mann des praktischen Lebens. Auch der Künstler verfügt über die Dinge in seiner Weise (zur Auslösung von Gedanken, Träumen und Symbolen), statt sich lediglich beeinflussen und das heisst bei ihm verwunden zu lassen von ihnen. Denn wenn auch ganz zweifellos Künstlertum (und auch Aesthetentum) eine anormale Reizbarkeit durch die Aussenwelt zur Voraussetzung hat, es somit letzten Endes auch immer eine Art Selbstschutz darstellt, so ist es doch produktiver Selbstschutz; der Russe ist nun ein Aesthet, der nur gelegentlich zum Künstler wird. Künstlertum unterscheidet sich aber vom Aesthetentum, aus dem es immer hervorgeht, grundsätzlich darin, dass der Aesthet die ganze Wirklichkeit als Erscheinung wertet. Der Künstler dagegen führt mehr oder minder stets ein Doppelleben: Als Kunstausübenden ist auch ihm die Welt nur Erscheinung, Gegenstand deutenden Nachbildens, ausserhalb seiner Kunst steht er indes mit beiden Beinen fest in der Wirklichkeit und modelt an ihr herum, nicht an seinem Idealbild von ihr, im Sinne seiner Ideale, seiner letzten ausserpersönlichen Wünsche. Der Aesthet hingegen erschaut die ganze Wirklichkeit unter dem einen Gesichtspunkte seiner

Verwundbarkeit durch sie: er macht aus dem Weltenall als Ganzem einen Schild seiner Verletzbarkeit durch die Einzelerscheinungen der Wirklichkeit, er formt die Welt nur in seiner Vorstellung um, und da so, wie er sie nötig hat, damit die Bedürfnisse seines Fühlens Befriedigung fänden in ihr. Auch das ist Selbstbehauptung, sicherlich! Auch das bedeutet ein Ueber-der-Welt-stehen. Zweifellos! Nur geschieht das hier auf Kosten einer Einkerkerung in das Ich des seine Selbstbehauptung Erstrebenden, und wird ihm so zu einem Nicht-aus-sich-selber-hinaus-kommen-können: auch wenn er in dieser Welt tätig ist, so arbeitet er in ihr nicht an ihr selber, vielmehr an seinem Wunschbild von ihr. Und damit ist auch das geistige Elend Russlands bei Namen genannt: Wer die Dinge wertet nach den Eindrücken, die sie in ihm auslösen, oder besser gesagt danach, wie sie es ihm möglich machen, seiner Verwundbarkeit durch sie zu entgehen, der erblickt eben nicht eigentlich mehr die Dinge ausserhalb seiner Person, nicht mehr ihre unmittelbare Widerspiegelung in sich, der sieht vielmehr streng genommen überhaupt gar nichts anderes als sich selber in seinen wechselnden Antworten auf Dinge, deren Wesenheit sich für ihn erschöpft in dem Zwang, den sie auf ihn ausüben zu einem Antwortenmüssen auf sie, und die er wertet nach dem Grade der Möglichkeit, die sie ihm dabei gewähren, dies zu tun unter möglichster Schonung der eigenen Empfindlichkeit!

Mit anderen Worten: Der Aesthet blickt in die Welt hinaus und vermag nichts in ihr wahrzunehmen, als immer nur sich selber in ewig wechselnden Erscheinungsformen und in zunehmender Bedeutung für sich: Je weiter ja die Horizonte sind, die der Aesthet absucht im ängstlichen Umherspähen nach Verwundungsmöglichkeiten für sich, denen er sich entziehen möchte, um so gewaltiger, um so mehr den freien Ausblick ins All einengend muss ihm das Spiegelbild des eigenen

Ich erscheinen, das er immer und überall vor sich hat, wohin er auch seine Blicke richten mag.

Die Weltanschauung des Aestheten nimmt somit nicht nur den Menschen als Weltenmittelpunkt an und als Mass aller Dinge, der Mittelpunkt der ästhetischen Weltanschauung ist zudem die eigene Person dessen, der sie hegt. So führt denn Aesthetentum zur Verkleinerung des Weltenbildes. Der Aesthet muss notgedrungen das, was er nicht selber erlebt, für überhaupt nicht erlebbar betrachten. Und hier gründet sich wohl zu allertiefst das so häufige Nichtgerechtwerden des Russen dem Nichtrussen gegenüber, das den Russen gelegentlich sogar zur Verdächtigung Andersgearteter hinführen kann, ohne dass er dabei jemals aufhört aufrichtig zu sein.

Von hier aus begreifen wir nun auch den Hang der Russen zu jedem denkbaren positivistischen Aberglauben: Wem das eigene Erlebnis zum Prüfungsmittel der Wirklichkeit dient in allem, was Menschendasein anbetrifft, der kann natürlich für die Welt ausserhalb des Menschen nur das als Prüfungsmittel gelten lassen, was jenseits der persönlichen Erlebbarkeit liegt, das heisst was von allen normal Denkenden anerkannt werden muss, — und das ist eben der Massstab und die Wage, das Experiment. Bewiesen, zweifellos vorhanden erscheint dann ein Ding oder ein Zusammenhang ausserhalb des Nurerlebbaren nur, wenn es sich zahlenmässig ausdrücken lässt (was eine vorschnelle Endigung des Gedankens bedeutet, und zudem eine mystische Wertung der Zahl zur Voraussetzung hat). Die Russen sind aber sehr rasch dabei mit Massstab und Wage, weil sie möglichst vieles ausserhalb der Sphäre des Erlebbaren wissen wollen (weil die Verwundungen in sich schliessen könnte). Wo sie aber zweifellos Nacherlebbares vor sich haben, da trägt ihr Geist keine Fesseln mehr und übt seine ganze Kraft, wozu ihm sonst so selten Gelegenheit geboten wird.

Damit haben wir denn aufs natürlichste jene beiden ihrem Wesen nach entgegengesetzten Elemente in der russischen Seele erklärt (Wirklichkeitssinn und tiefster Mystizismus), deren gemeinsames gleichzeitiges Erlebnis in einem und demselben Ich uns Westeuropäer immer wieder überrascht, und worin wir die eigentliche Originalität der russischen Seele ansprechen. Wir erinnern nur an jene nahtlose Verschmelzung von krassestem Realismus in den Mitteln und nebelhaftem Utopismus in den Endzielen, wie sie sich als so selbstverständlich offenbart bei dem praktischen Idealisten in Russland, der sich zum metaphysischen Materialismus bekennt.

In der russischen Kunst (in der Wortkunst) führt das dann zu jener eigenartigen, man möchte fast sagen organischen Vereinigung — sie liegt indes lediglich in der Einheit der künstlerisch gestaltenden Seele, durch die alle Dichtungselemente hindurchgegangen sein mussten — von unübertrefflichem Wirklichkeitssinn in der Gegenstandsschilderung mit tiefgehendster Seelenergründung, — Tolstoi ist hier der unübertroffene Meister, — was uns von dieser Seite her um so mehr überrascht, als auch jede Spur einer Allbeseelung annehmenden Weltauffassung dem russischen Künstler abgeht, und wie es uns scheint, auch der russischen Seele wesensfremd ist: Um den Dingen, die wir unmittelbar als leblos erleben, einen gewissen Anteil zuzugestehen an dem, was unserer Seele eigentliches Wesen ausmacht, dazu muss man wohl eine gewisse Unabhängigkeit von den Dingen haben, nicht mehr derart ihr Gegenstand sein, wie es der Russe ist infolge seiner Verletzbarkeit. Nun kann man freilich mit einigem Rechte behaupten, dass jedes Künstlertum ein gleichsam tätiges Bekenntnis bedeutet zum Panpsychismus (zum Glauben an die Allbeseelung). Demnach wäre auch der russische Künstler Panpsychist. Aber jedenfalls doch nur so lange, als er künstlerisch gestaltet, und das heisst ausschliesslich in jenem tiefinneren Teile seiner Seele,

der hier allein in Tätigkeit tritt. Der Inhalt seines künstlerischen Gestaltens aber, die bewusste Weltanschauung, die er zum Ausdruck bringt in seinem Kunstwerk, äussert sich stets als eine immer und überall in strenger Weise die Seele von den Dingen der Aussenwelt scheidende.

3

Als Künstlern sind den Russen Erkenntnisse erschlossen, die ihnen als Denkern unzugänglich bleiben, und deren Richtigkeit sie fanatisch bestreiten: als Künstler sind sie Verteidiger des Menschen, wie er ist: keinem Mitmenschen verständlich, nie aufhörend Freiheit zu ersehnen. Als Künstler sind sie bereit, in des Menschen Schwächen den Abglanz seiner Hoheit zu werten, und da kennen sie auch nichts Erhabeneres als des Menschen unzerstörbare Unschuld.

Das künstlerische, das intuitive Russland begreift den Geist Europas, denn das ist gerade der Geist, der den Menschen zur Freiheit berufen weiss und darum schuldlos vor seinesgleichen. Das künstlerische Russland gibt dabei letzten Europäer-Erkenntnissen gleichsam Fleisch und Blut zurück, umhüllt sie wiederum mit dem vollen Leben, dem sie gedanklich entnommen wurden, und macht sie so erst zum Erlebnis, indem es uns Menschenschicksale so tief nachzuerleben zwingt, dass wir gar nicht anders können, als auf sie zu antworten mit dem heimlichen Jubelruf: „Nichts vermag dir die Hoheit zu rauben, die Gott einst in dich legte, mein Bruder. Vor ihm kannst du schuldig sein — ich weiss das nicht. Ich weiss nur, dass du unschuldig bist vor mir. Und es gibt auch gar nichts, was du tun könntest, damit ich aufhören müsste, dich zu lieben!“

Das sind letzte Europäer-Erkenntnisse, und wenn auch unabweisbare Folgerungen voraussetzungslosen Eindringens in

die Zusammenhänge der Menschenseele und des menschlichen Zusammenlebens und -wirkens, so doch auch für Westeuropa, so neu, so unerwartet in ihrem Einklang mit letzten schüchternsten Geständnissen der Menschenseele, dass das Unsterbliche in uns zögert, ob es auch wirklich an so viel Seligkeit glauben darf für sich auf dieser Erde. Und so verblüffend sind wiederum diese letzten Erkenntnisse auch für den Allzumenschlichen in uns, so durchaus entgegengesetzt den Anschauungen, auf denen er sein Selbstbewusstsein in dieser Welt gründet — und es baut sich auf auf dem Hintergrunde solcher, die er für schlechter hält und für schuldiger als er sich selber vorkommt —, dass er zögert und sich fragt, ob er auch wird leben können bei solchen Erkenntnissen, ob nicht unser geordnetes Zusammenleben wiederum zerfallen muss in ein Chaos, wenn der Mensch den Richterstab über den Menschen aus den Händen gab, hinfort nur noch ein Schützer der Bedrohten und ein Helfer und Arzt denen, in deren Uebeltat er Gezwungenwerden erblickt, Kranksein, kurzum etwas, dem zu widerstehen über Menschenkraft hinaus geht.

Und alle diese Erkenntnisse, die Westeuropa errang in unendlichen Mühen, wobei ganze Forschergeschlechter selbstlos ihr Leben einsetzten um ein Zipfelchen jener Wahrheit, um ein kleines Steinchen von ihrem Fundamente. Alle diese Erkenntnisse fand das arme, vielgeduldige, in dieser Welt geknechtete und misshandelte, aber in aller Demut unentwegt seinen Seelentraum weiterträumende Russenvolk, und seine Dichter, die nur darum Dichter sind, weil sie das Stammeln ihres Volkes zu deuten vermochten, sie erst gestalten diese Erkenntnisse so, dass sie unabweisbar werden der Seele des Menschen.

Was heute europäische Wissenschaft als letztes Ergebnis endloser Forschungen verkündet, und wobei sie die Menschheit wiederum auffordert, um der Wahrheit willen Gut und

Blut aufs Spiel zu setzen, — denn wir wissen es nicht, wir hoffen es nur, dass die menschliche Gesellschaft wird leben können, wenn das Märchen von der Schuld des Menschen vor ihr in den Staub sank — diese letzten Erkenntnisse Europas, das anerkannt haben will, dass der Mensch nicht schuldig werden kann vor seinesgleichen, weil er so werden musste wie er ist, und uns sein Werden ewig verschlossen bleibt, diese letzten Findungen des Europäergeistes, um die heute noch ein heisser Kampf tobt, und die Besten von uns noch auf Jahrzehnte hinaus werden ringen müssen gegen Vorurteil und Aberglauben, sie fanden vor einem halben Jahrhundert bereits ein Dostojewski und ein Tolstoi, indem sie einfach auf ihr Volk hinblickten: auf seine Schicksale und auf seine Tugenden. Da mussten sie zu Verkündigern werden der unzerstörbaren Unschuld des Menschen, und zu unwiderstehlichen. Und das verkündet derselbe Dostojewski im dichterischen Wahnsinn, der als bewusster Denker Juden, Deutsche und Franzosen mit kindischen Schmähungen überschüttet. Und derselbe Tolstoi, dessen ganzes Prophetentum auf der Annahme eines stets gleichen und immer fertigen Menschen beruht, und der darum, ohne es zu wollen, einer der grossen Lehrer menschlicher Ueberhebung ward, dieser selbe Tolstoi verkündet als Dichter das unabwendbare Bedingtsein jedes Menschen, den Wahn einen absoluten Menschen anzunehmen, und die Gefährlichkeit solches Wahnes. Und so gibt er uns denn als Dichter alle die Weiten, deren die Menschenseele bedarf, wenn sie ihrer Liebe folgen will, ohne ihrem Geiste Gewalt anzutun!

Und so ergibt sich denn die eigentümliche Lage, dass, während Russland in seinem intuitiven Sichausleben das alte Europa aufklärt über das, was es eigentlich will, — und darin besteht wohl vor allem Russlands Kulturmission heute — dasselbe Russland in seinem bewussten Geistesleben sich abgeneigt erweist dem Menschen das Recht anzuerkennen von sich

aus seinen Roman von der Unendlichkeit zu dichten, abgeneigt auch, die Freiheit des Menschengeistes zu dulden, die doch die Voraussetzung bildet zu jener höchsten Gerechtigkeit dem Menchen gegenüber, deren Pflichtgebot das künstlerische Russland dem alten Westeuropa so machtvoll verkündet.

Es wäre gut, wenn dieser Zusammenhang anerkannt würde hüben und drüben, — und seiner Erkenntnis die Wege zu ebnen, dazu und zu nichts anderem schreibe ich: denn einmal würde dann das national-überempfindliche Russland einsehen, dass es durchaus nicht lediglich Europas Kulturschuldner ist, und auch wenn es den Anspruch auf eine durchaus eigene Kultur aufgibt (und es gibt nur eine Kultur, und die besteht in der Rücksicht des Menschen auf den Menschen), und sich nicht mehr weigert das von Westeuropa anzunehmen, was Menschheitsbesitz für immer ist, und um das man nicht herumkommt ohne Schaden zu nehmen an der eigenen Kultur. Russland braucht sich nicht zu schämen, solches anzunehmen. Schon zahlt es mit vollen Händen heim an das alte Westeuropa, indem es uns in seiner wundervollen Wortkunst aufklärt darüber, dass das, wozu unsere Erkenntnis uns verpflichtet, zugleich auch das ist, was unsere Seele will, wenn sie frei ist: den Nächsten unschuldig wissen, um ihn lieben zu können!

Russland konnte das früher wissen wie wir, weil es noch träumt, noch Kind ist, während Europa lange schon erwachte und Kindheit und Traum vergass. Nun ist aber der Traum meist nur Wünschen, und die Kindheit die Zeit, wo wir noch am meisten eins sind mit uns, noch nicht so abgelenkt von unserem eigentlichen Willen. Wenn nun Russlands Volksseele sich auslebte vornehmlich in Märchen und Gesängen und in tiefweisen Sitten, so deutet das doch auf ihre ganz besondere Anlage hin. Und wenn dasselbe Russland auch nach seinem Zusammenstoss mit Westeuropas Gedankenwelt ruhig fortfährt sein eigentliches Geistesleben in der Dichtung zu geben,

so beweist das doch, dass die russische Volksseele ihre Ausdrucksmöglichkeit findet nicht in abstrakten Gedankengebilden, vielmehr vornehmlich in der Nachgestaltung des ganzen blühenden Lebens. Und wenn schliesslich diese Selbstdeutung der russischen Seele, der russische Roman, fast von Anfang an an die Spitze der europäischen Wortkunst tritt, so beweist das doch, dass die russische Volksseele uns durchaus nichts Wesensfremdes ist, noch irgendwie von minder einzuschätzender Lebensfülle. Sie gibt ihr Gut nur in künstlerischer Form, sie will nichts wissen von den Gewalttaten, die der Gedanke dem Leben antut, sie liebt es, sich mit dem Leben als Ganzem auseinanderzusetzen. Das hat freilich seine grossen Gefahren, aber man bleibt doch in Einheit mit sich selber, und gibt allen denen, die ihrer verlorenen Einheit nachjagen, ermutigendes Vorbild! Man muss nur dabei nicht glauben, dass deshalb, weil man sich selber mit der Welt als Ganzem auseinandersetzte, alle anderen zu ganz den gleichen Erkenntnissen kommen müssten, zu denen man selber gelangte. Dieser Glaube aber, der das bewusste, das schreibende Russland in so weitem Masse beherrscht, hat von Hause aus durchaus ferngelegen der russischen Seele. Und er liegt dem nichtpublizistischen Russland noch heute derart ferne, dass der russische Bauer, wenn der Hunger über ihn kommt, auf den Ofen kriecht und stirbt, ohne ein Wort geäussert zu haben über das, was ihn aufrecht erhielt im Leben; und dass das nicht Stumpfsinn war, weiss jeder, der mit ihm zu tun hatte, und den immer wieder einfache Worte tiefster Weisheit in Staunen versetzten.

Russland begreift das alte Europa bisher erst mit seiner empfindenden Seele und verleugnet es mit seinem Verstande. Und das kommt daher, dass man es zu früh aus seinem Traum erweckt hat, bevor es ihn noch zu Ende zu träumen vermochte, und ihm seines Traumes Bedeutung kund werden konnte. Im Kunstwerk hat aber Russland zum ersten Male letzten west-

europäischen Erkenntnissen vollendeten Ausdruck verliehen und ihnen so erst die Seelen erschlossen auf der ganzen von Menschen bewohnten Erde.

II. Buch

Tolstois Jugendjahre

Erstes Kapitel

Tolstois Vorfahren und Eltern

I

Das alte Adelsgeschlecht der Grafen Tolstoi wird auf einen gewissen Indris zurückgeführt, der im Jahre 1355 „von den Deutschen aus kaiserlichem Land“ mit zwei Söhnen und einer Leibgarde von dreitausend Mann nach Tschernigoff einwanderte, zur orthodoxen Kirche übertrat und den Taufnamen „Leonti“ annahm. Sein Urenkel, Andrei Charitonowitsch, verlegte seinen Wohnsitz von Tschernigoff nach Moskau und erhielt vom Grossfürsten Wasili, dem „Dunklen“, den Beinamen „Tolstoi“ (das heisst der Dicke). In der gräflichen Linie des Geschlechtes der Tolstoi wird Lew Nikolajewitsch zur zwanzigsten Generation gerechnet vom Stammvater Indris an. Einer der Nachkommen des Indris, Peter Andrejewitsch Tolstoi, war „Tischaufseher“ bei Hofe und einer der Haupträdelsführer im Strelitzen-Aufstand (1683). Nach dem Fall der Zarentochter Sophie trat dieser Peter Andrejewitsch Tolstoi auf die Seite Zar Peters, der sich indes lange Zeit hindurch mit grösster Zurückhaltung zu ihm verhielt. Zar Peter soll ihm bisweilen beim Trinkgelage die hohe Perücke vom Kopfe heruntergerissen und ihn auf den kahlen Schädel schlagend so angeredet haben: „Köpfchen, Köpfchen, wärst du nicht so verdammt gescheit, längst schon hättest du vom Körper Abschied nehmen müssen!“

Peter Andrejewitsch Tolstoi zeichnete sich im zweiten Asowschen Feldzug aus, ohne indes das Vertrauen des Zaren zu erlangen. Als dann der Zar im Jahre 1697 Freiwillige zur Lehre ins Ausland sandte, erbot sich Peter Andrejewitsch Tolstoi, wiewohl er damals bereits in reiferen Jahren stand, das Seewesen auszulernen, und verbrachte zu diesem Zwecke zwei Jahre in Italien, wo er sich auch mit der Kultur des Westens näher vertraut machte. Im Jahre 1701 zum Gesandten in Konstantinopel ernannt, sass dann Peter Andrejewitsch während der türkischen Streitigkeiten mit Russland (1710—1713) zweimal im „Siebentürmigen Schlosse", weshalb auch dieses im Wappen der Grafen Tolstoi abgebildet ist.

Die Huld Zar Peters erlangte Peter Andrejewitsch erst dadurch, dass es ihm 1717 gelang, den Zarensohn Alexej, der sich mit seiner Freundin Euphrosyne in Castel Sant Elmo bei Neapel aufhielt, durch falsche Versprechungen und Einschüchterungen zur Rückkehr nach Russland zu bewegen. Auch an der darauffolgenden Verurteilung und heimlichen Hinrichtung des Zarensohnes hatte Peter Andrejewitsch Tolstoi lebhaften Anteil genommen, wofür er mit Gütern belohnt und an die Spitze der „geheimen Kanzlei" gestellt ward und von nun an für eine der dem Zaren am nächsten stehenden Personen galt. Zar Peters Nachfolgerin, die Kaiserin Katharina I., verlieh Peter Andrejewitsch Tolstoi am Tage ihrer Krönung (am 7. Mai 1724) den Grafentitel als nachträglichen Dank ihrerseits für Peter Andrejewitsch' Teilnahme an der Verurteilung und Hinrichtung des Zarensohnes Alexej. Als dann aber dessen Sohn, Peter II., zur Herrschaft gelangte, ward der bereits zweiundachtzigjährige Peter Andrejewitsch Tolstoi nach dem Solowezkischen Kloster am Weissen Meere verbannt, wo er schon im Jahre 1729 starb. Dieser Peter Andrejewitsch Tolstoi war auch schriftstellerisch tätig. Es hat sich das sehr merkwürdige Tagebuch seiner westeuropä-

ischen Reise (1697—1699) erhalten. Ausserdem stammt aus Peter Andrejewitsch' Feder eine ausführliche Beschreibung des Schwarzen Meeres, eine Uebersetzung der Metamorphosen des Ovid und eine „Verwaltung des türkischen Reiches". Peter Andrejewitsch' Sohn, der es zum Präsidenten des Gerichtshofes gebracht hatte, fiel zugleich mit dem Vater in Ungnade und starb kurz nach ihm ebenfalls im Solowezkischen Kloster. Erst im Jahre 1760, schon unter der Kaiserin Elisabeth, ward den Nachkommen Peter Andrejewitsch' der Grafentitel zurückgegeben in der Person von dessen Enkel Andrej Iwanowitsch, des Urgrossvaters von Lew Nikolajewitsch Tolstoi. (Wir wollen von nun an letzteren der Einfachheit wegen das ganze Buch hindurch nur „Tolstoi" nennen: denn er ist doch d e r Tolstoi.) Tolstois Grossmutter väterlicherseits war eine Tochter des zu grossem Vermögen gelangten blinden Fürsten Nikolai Iwanowitsch Gortschakoff. Sie soll beschränkt und verwöhnt gewesen sein. Ihre Bildung beschränkte sich auf die Kenntnis der französischen Sprache, die sie besser beherrschte als das Russische. Ihren Mann, seinen Grossvater, den Grafen Ilja Andrejewitsch Tolstoi, schildert Tolstoi als einen ebenfalls beschränkten, dabei aber sehr weichherzigen, lebensfrohen und nicht nur freigebigen, vielmehr geradezu unsinnig verschwenderischen und grenzenlos vertrauensseligen Menschen. Auf seinem Landsitz wechselten in fast ununterbrochener Reihenfolge Bankette, Theateraufführungen und Bälle. Auch liebte er es, hoch zu spielen, obgleich er gar nicht zu spielen verstand. Da er ferner noch einen jeden, der ihn darum bat, Geld lieh oder schenkte und sich schliesslich auch auf eine Fülle verwickeltster Geschäfte einliess, war sein Gut bald so verschuldet, dass ihm nichts mehr zum Verleben übrig blieb, und Graf Ilja Andrejewitsch Tolstoi sich um den Posten eines Gouverneurs von Kasan bewerben musste, den er auch, dank seiner vorzüglichen Verbindungen, erhielt. Tolstoi er-

zählt von diesem seinem Grossvater, er sei zornig geworden, wenn man ihn, in seiner Eigenschaft als Gouverneur, Bestechungsgelder anbot, und er habe solche auch nur von den Domänenpächtern angenommen, was damals allgemeiner Brauch gewesen sei. Dagegen habe die Grossmutter ohne Wissen ihres Mannes „Darbietungen“ nicht verschmäht. In Kasan verheiratete diese Grossmutter ihre jüngste Tochter Pelagea an einen gewissen Juschkoff. Die ältere Tochter Alexandra hatte bereits in Petersburg den baltischen Grafen Osten-Sacken geheiratet. Diese beiden Tanten Tolstois sind nach dem frühen Tode seiner Mutter eine nach der anderen seine Vormünder gewesen. Als dann Tolstois Grossvater in Kasan gestorben war, und sein Sohn, Tolstois Vater, geheiratet hatte, siedelte der mit seiner Mutter nach Jasnaja Poljana über, wo Tolstoi die Grossmutter als Greisin kannte und sich ihrer sehr wohl entsann. „Meinen Vater liebte die Grossmutter leidenschaftlich,“ so berichtet Tostoi in seinen „Erinnerungen“, „und auch uns, die Enkel, liebte sie, indem sie an uns ihren Spass hatte. Sie liebte auch die Tanten, aber, so scheint es mir, sie liebte nicht allzusehr meine Mutter, hielt sie unwert meines Vaters und war seinetwegen eifersüchtig auf sie. Mit den Dienstboten konnte die Grossmutter nicht anders als anspruchsvoll sein, da ja alle wussten, dass sie die erste Person im Hause war, und sich darum bestrebten, ihr alles zu Gefallen zu tun. Mit ihrer Zofe Gascha gab sich die Grossmutter völlig ihren Launen hin und quälte sie ohne Unterlass, indem sie sie ‚Sie, meine Liebe‘ nannte, von ihr das verlangte, was sie ihr gar nicht aufgetragen hatte, und sie auf jede Weise peinigte. Und merkwürdig! Gascha ward angesteckt von der launischen Art der Grossmutter und war mit ihrem Mädchen, mit ihrer Katze und überhaupt mit allen, mit denen sie anspruchsvoll sein konnte, gerade ebenso kapriziös wie die Grossmutter zu ihr!“

Tolstoi erinnert sich besonders einer Nacht, die er bei der

Grossmutter zubringen durfte. Grossen Eindruck machte dabei auf den kleinen Knaben ein blinder Leibeigener, der nur zu dem Zwecke von der Grossmutter gekauft war, um ihr Märchen zu erzählen, die er Wort für Wort wiederzugeben vermochte, wenn man sie ihm zweimal vorgelesen hatte. Lew Stepanowitsch — so hiess der Blinde — lebte irgendwo im Hause und war den ganzen Tag unsichtbar. Am Abend kam er geräuschlos ins Schlafzimmer der Grossmutter, setzte sich aufs Fensterbrett und erwartete seine Herrin, die vor dem Blinden ungeniert ihre Nachttoilette vollendete. Es machte dabei einen unvergänglichen Eindruck auf das lebhafte Kind, als die Lichter gelöscht wurden; nur das Lämpchen vor den vergoldeten Heiligenbildern flackerte noch. Bei seinem unsicheren Lichte lag die Grossmutter ganz in Weiss und in weisser Haube hoch in den Kissen, während vom Fenster her die leise, gleichmässige Stimme des Märchenerzählers erklang, der mit weit geöffneten weissen Augen unbeweglich dasass.

2

Tolstois Ahnen mütterlicherseits, die Fürsten Wolkonsky, führen ihr Geschlecht auf Rurik zurück. Fürst Iwan Jurjewitsch, in der dreizehnten Generation von Rurik abstammend, erhielt zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts das Wolkonskysche „Teilfürstentum“ (am Flusse Wolkon gelegen, der das jetzige Kalugasche und zum Teil auch das Tulasche Gouvernement durchfliesst). Daher stammt der Namen Wolkonsky. Tolstois Urgrossvater, Fürst Fjedorowitsch Wolkonsky, diente im Siebenjährigen Krieg als Generalmajor und starb im Jahre 1784. Sein jüngster Sohn, Nikolai Sergejewitsch (geboren 1753) war Tolstois Grossvater von mütterlicher Seite. Er ist bekanntlich das Vorbild für den alten Fürsten Bolkonsky in „Krieg und Frieden“. Als General der Infanterie befand er

sich in der Gefolgschaft der Kaiserin Katharina II. bei deren erster Zusammenkunft mit Josef II. in Mohileff (1780), er begleitete dann auch die Kaiserin 1786 auf ihrer Reise nach Tauris und war 1793 ausserordentlicher russischer Gesandter in Berlin aus Anlass der Vermählung des nachmaligen Friedrich Wilhelm III. Nikolai Sergejewitsch Wolkonsky fiel dann in Ungnade, weil er sich geweigert hatte, die Nichte und Geliebte Potemkins, Warwara Engelhardt, zu heiraten. Nikolai Sergejewitsch ward als Woiwode ins Archangelsche Gouvernement versetzt, nahm aber bald darauf seinen Abschied, heiratete die Fürstin Katharina Dimitrjewna Trubezkoi und liess sich auf seinem Stammgut Jasnaja Poljana nieder. Sehr früh verwitwet, widmete er sich bis zu seinem Tode (1821) der Erziehung seiner einzigen Tochter Marie, Tolstois Mutter. Fürst Nikolai Sergejewitsch galt als ein strenger, aber nicht grausamer Gutsherr, der zwar unbedingten Gehorsam von seinen Leibeigenen verlangte, dafür aber auch unaufhörlich auf ihr Wohlergehen bedacht war: sie sollten nicht bloss satt zu essen haben und gut gekleidet sein, auch ihr Vergnügen sollten sie haben. Der alte Fürst führte musterhafte Wirtschaftsbauten auf und hinterliess bei seinen Hörigen das Andenken eines sehr gescheiten Menschen und vortrefflichen Landwirtes. Zu erwähnen ist noch, dass dieselbe Warwara Engelhardt, derentwegen der Fürst Wolkonsky seinen Abschied hatte nehmen müssen, später den Fürsten Sergej Fjedorowitsch Golizyn heiratete, mit dem der alte Fürst Wolkonsky sich derart befreundete, dass seine Tochter, Tolstois Mutter, von Kindheit an mit einem der zehn Söhne Golizyns (Leo) verlobt war, der indes kurz vor der Hochzeit starb.

3

Seiner Mutter vermochte sich Tolstoi nicht zu entsinnen, war er doch bei ihrem Tode erst anderthalb Jahre alt. Auch hat sich

seltsamerweise kein Porträt von ihr erhalten (bis auf die Silhouette, die wir bringen). Tolstois Mutter soll nicht eigentlich hübsch gewesen sein, wohl aber sehr gebildet für ihre Zeit. Abgesehen davon, dass sie — was damals eine grosse Seltenheit war — in ihrer Muttersprache fehlerlos schrieb, sprach sie Französisch, Deutsch, Englisch und Italienisch, spielte sie vorzüglich Klavier, und soll sie eine unerschöpfliche Märchenerzählerin gewesen sein. Von Hause aus überaus heftigen Charakters, übte sie grosse Selbstbeherrschung. „Sie ward ganz rot," so erzählte dem Knaben Tolstoi noch viele Jahre nach ihrem Tode eines ihrer Mädchen, „Tränen standen ihr in den Augen, sie sagte aber kein grobes Wort!" „Sie wusste auch keines!" fügte der Sohn hinzu. Aus einigen Briefen der verstorbenen Mutter, sowie aus den Tagebüchern, die sie über die Entwickelung und die Fortschritte ihres ältesten Knaben Nikolai führte (der sechs Jahre alt war, als die Mutter starb), glaubt Tolstoi die gleichen Charaktereigenschaften zu erkennen, die er eben bei diesem seinem ältesten Bruder Nikolai so liebte: völlige Gleichgültigkeit dem Urteile der Welt gegenüber, gepaart mit einer Bescheidenheit, die sie ängstlich darauf bedacht sein liess, die eigenen Vorzüge zu verbergen, gleich als ob sie sich ihrer schämte. Auch glaubt Tolstoi nach dem Urteil aller, die seine Mutter gekannt haben, schliessen zu dürfen, dass sie ebenso wie Nikolai niemals etwas Schlechtes sprach von irgendeinem Menschen. Was Tolstoi dann noch besonders auffällt, — und das hat die Mutter wohl dem grossen Sohne vererbt — ist die Geradheit und Einfachheit des Ausdruckes in ihren Briefen, die dabei zu einer Zeit geschrieben sind (etwa um 1820 herum), als bekanntlich Ueberschwang der Schreibweise zum guten Ton gehörte. Tolstois Mutter nennt ihren Mann immer nur „mein guter Freund" und sagt an einer Stelle wörtlich: „Die Zeit scheint mir lange ohne dich, obgleich, offen gesagt, wir nicht allzuviel von deiner

Gesellschaft haben, wenn du da bist." Unterschrieben sind die Briefe mit „Deine ergebene Marie". Tolstoi meint, die Liebe zu dem früh verstorbenen Bräutigam sei wohl der Mutter eigentliche, poetische Liebe gewesen, während ihre Ehe mit seinem Vater von den Verwandten gemacht worden sei: Tolstois Mutter war reich, nicht mehr jung und Waisenkind, während Tolstois Vater ein heiterer, glänzender junger Mann war, mit klangvollem Namen und vorzüglichen Verbindungen, aber mit von seinem verschwenderischen Vater her derartig zerrütteten Vermögensverhältnissen, dass er sich sogar von der väterlichen Erbschaft lossagte. Tolstoi meint, seine Mutter habe in seinem Vater vor allem den Vater ihrer Kinder geliebt, ihn aber, Tolstoi selber, habe die Mutter ganz besonders lieb gehabt und ihn ihren „kleinen Benjamin" genannt. „Meine Mutter", so schliesst Tolstoi seine Erinnerungen an sie, „erschien mir stets als ein so hohes, reines, geistiges Wesen, dass oft in der mittleren Periode meines Lebens, wenn ich zu kämpfen hatte mit übermächtigen Versuchungen, ich zu ihrer Seele betete und sie bat, mir zu helfen, und dieses Gebet ist nie vergeblich gewesen!"

Das nur neunjährige Eheleben von Tolstois Mutter ist, wie es scheint, ein äusserst glückliches gewesen. Es verlief fast ohne alle gesellschaftliche Zerstreuungen und war völlig ausgefüllt durch die Sorge um die fünf Kinder, verschönt durch die Liebe aller zu ihr und durch ihre Liebe zu allen, die mit ihr lebten, und erheitert durch die unverwüstlich gute Laune des Gatten. Es verdient vielleicht erwähnt zu werden, dass der Lieblingsschriftsteller von Tolstois Mutter, die übrigens ihrer ganzen Umgebung, den Gatten eingeschlossen, geistig bedeutend überlegen gewesen sein soll, kein anderer war als das ewige Vorbild ihres grossen Sohnes: Jean Jacques Rousseau. Aus einem Tagebuche der Mutter Tolstois aus dem Jahre 1810 über eine mit ihrem Vater unternommene Reise von Moskau

nach St. Petersburg erkennen wir den aufs Praktische gerichteten Sinn der kaum sechzehnjährigen Fürstin, den sie wohl vor allem den Anleitungen ihres Vaters verdankte, sowie ihre aufrichtige Freude an der Natur. Alles in allem erhalten wir den Eindruck eines klugen, nicht oberflächlichen, tüchtigen aber keineswegs unpoetischen Naturells.

4

Sein Vater, Graf Nikolai Iljitsch Tolstoi, den Tolstoi bereits als neunjähriger Knabe verlor, hatte, solange er lebte, im Herzen des Sohnes unbestritten den ersten Platz inne, wenn er auch längst nicht den bestimmendsten Einfluss auf ihn ausübte. Tolstois Vater hatte als Siebzehnjähriger ungeachtet aller Abmahnungen der besorgten Eltern den Krieg von 1812 mitgemacht als Adjutant eines entfernten Onkels, des Generals Fürsten Andrej Iwanowitsch Gortschakoff. Auch in den Feldzügen von 1813 und 1814 nahm Nikolai Iljitsch Tolstoi Anteil und geriet 1814 bei einem Adjutantenritt in Frankreich in Gefangenschaft, aus der ihn erst der Friedensschluss von 1815 befreite. (Sein mitgefangener leibeigener Bursche hatte dabei alle Wertsachen seines Herrn in einem seiner Stiefel verborgen, und zog denselben trotz heftigster Schmerzen und trotz der Wunde, die er sich rieb, während der ganzen Zeit der Gefangenschaft nicht vom Fusse, was dann seinem Herrn, nach dessen Befreiung, ein sorgloses Leben in Paris ermöglichte.) Als Tolstois Vater sechzehn Jahre alt war, ward ihm nach damaliger Sitte „seiner Gesundheit wegen" von den Eltern eine junge Leibeigene zugeführt, die ihm einen Sohn, Mischa, gebar, der später Briefträger wurde. Tolstoi entsinnt sich eines seltsamen Gefühles, das jedesmal über ihn gekommen sei, wenn dieser, sein später in Armut verfallener Halbbruder,

der dem Vater ähnlicher sah als irgendeiner seiner Brüder, ihn mehrmals um Unterstützung bat und sehr dankbar war, wenn er zehn oder fünfzehn Rubel erhielt.

Nach dem französischen Feldzug nahm Tolstois Vater, des Kriegsdienstes überdrüssig, seinen Abschied und zog zu seinem Vater nach Kasan. Als der dann starb, und dem Sohne ausser der Sorge für die verwöhnte Mutter und die unversorgten Schwestern nichts hinterliess als Schulden, ward dann von Verwandten die Heirat mit der reichen Fürstin Wolkonsky zustandegebracht. Tolstois Vater siedelte darauf nach Jasnaja Poljana über, wo er nach neunjähriger glücklicher Ehe verwitwete.

Tolstoi schildert seinen Vater als von stattlicher Statur, gut gebaut, lebhaften sanguinischen Temperamentes, von angenehmen Gesichtszügen und mit immer schwermütigen Augen. Sein Leben verbrachte der Vater in Beschäftigung mit der Landwirtschaft, worin er nach der Meinung seines Sohnes kaum ein grosser Kenner war, indes als Gutsherr eine für die damalige Zeit sehr bemerkenswerte Eigenschaft besass: er war nicht nur nicht grausam zu seinen Leibeigenen, vielmehr eher zu schwach. Tolstoi hat zu seines Vaters Lebzeiten niemals etwas gehört von körperlichen Züchtigungen der Leibeigenen. „Wahrscheinlich", so meint Tolstoi, „kamen solche doch vor. In dieser Zeit konnte man sich schwerlich vorstellen, dass ein Gut verwaltet werden könnte, ohne Anwendung körperlicher Züchtigungen. Sie waren aber wohl sehr selten, und mein Vater nahm so wenig teil an ihnen, dass uns Kindern niemals etwas davon zu Ohren kam. Erst nach dem Tode des Vaters erfuhr ich zum ersten Male, dass solche Strafen bei uns vorkamen."

Ausser der Landwirtschaft beschäftigten Tolstois Vater endlose Prozesse, die er vor allem in Sachen der väterlichen Hinterlassenschaft zu führen hatte, und die ihn zu häufigen Reisen veranlassten. Er verliess aber auch so oft Haus und

Hof mit Jagdflinte und Jagdhund, eine Leidenschaft, die sich auf seinen grossen Sohn vererbte.

Tolstoi meint, seinem Vater seien wohl kaum wissenschaftliche Neigungen eigen gewesen, wohl aber habe er auf der Höhe der Bildung seiner Zeit gestanden, auch viel gelesen und eine umfangreiche, meist aus französischen Klassikern und Naturforschern bestehende Bibliothek sich angelegt, wobei er es sich zur Regel machte, nie ein neues Buch zu kaufen, bevor er nicht das früher gekaufte ausgelesen hatte. Auch sei sein Vater, wie übrigens die Mehrzahl der jungen Leute aus der Alexanderschen Epoche, und wie vor allem die Teilnehmer an den Feldzügen von 1813—14 zwar nicht das gewesen, was man jetzt einen Liberalen nennt, wohl aber habe sein Vater einfach aus dem Gefühle seiner persönlichen Würde es nicht für möglich gehalten, dem Staate zu dienen während der Regierungszeit Alexanders I. und Nikolaus I. Auch alle Freunde von Tolstois Vater seien unabhängige Leute gewesen, die niemals dienten und ein wenig frondierten gegen die Regierung von Nikolaus I. Tolstoi berichtet zudem, seine Familie habe während seiner Kindheit keinerlei nähere Beziehungen zu irgendeiner Beamtenfamilie unterhalten. Das habe er zwar zu Lebzeiten seines Vaters nicht begriffen, wohl aber habe er verstanden, dass sein Vater sich niemals vor irgend jemandem erniedrigte, und niemals seinen lebhaften, heiteren und oft spöttischen Ton änderte.

„Und dies Gefühl der persönlichen Würde, das ich an meinem Vater wahrnahm, erhöhte meine Liebe zu ihm, meine Begeisterung für ihn.“

Tolstois Vater war dabei ein lustiger Vater, der mit seinen Kindern spielte, ihnen Bilder aufzeichnete, sie liebkoste, verwöhnte und bei Tisch durch heitere Scherze die ganze Familie lachen machte. Als einen besonders sympathischen Zug seines Vaters erwähnt Tolstoi dessen grosse Verehrung für

seine Mutter (Tolstois Grossmutter), und dann vor allem seine nie versagende Nachsicht und Freundlichkeit den Leibeigenen gegenüber.

„Ich habe meinen Vater sehr geliebt,“ so schliesst Tolstoi seine Erinnerungen an ihn, „aber ich wusste gar nicht, wie stark meine Liebe zu ihm war, bis zu der Zeit, als er starb.“

Zweites Kapitel

Tolstois Kindheit

I

Tolstois Kindheit ist eine so überaus glückliche gewesen, wie das wohl nur möglich war im Kreise einer russischen Gutsbesitzersfamilie während der letzten Jahrzehnte der Leibeigenschaft. Da freilich war das wohl die Regel überall da, wo den Leibeigenen einigermassen menschliche Behandlung zuteil ward: das grundsätzliche Unrecht, auf dem sich jedes Sklaventum aufbaut, bleibt dem kindlichen Geist verschlossen. Und auch das mit Händen zu greifende Elend, das nun einmal unvermeidlich ist überall da, wo der Mensch des Menschen Höriger ist, kann in Russland selbst dem scharfsichtigen Kinderblick entgehen, denn bei der natürlichen Güte des einfachen russischen Volkes hatte jeder nicht geradezu bösartig grausame Seelenbesitzer — vorausgesetzt nur, dass seine Sklaven einigermassen satt zu essen hatten, — kindlich dankbare und grenzenlos ergebene Diener um sich. Und die richteten ihre ganze Zärtlichkeit, die dem Russen kein noch so trauriges Schicksal je zu rauben vermag, auf die Kinder ihrer Herrschaft, gleich als ob sie bedauerten und ihnen Abbitte tun wollten, um der Sünde ihrer Eltern wegen, in die sie, die Kinder, unschuldig hineingeboren waren, und der sie sich gar nicht

zu entziehen vermocht hätten. Vielleicht auch, dass die Leibeigenen in jener religiösen Gewissenhaftigkeit, die dem einfachen Russen eigen ist, sich vor sich selber fürchteten, sie möchten, ohne es zu wollen, die Kinder entgelten lassen für das, was der Kinder Eltern ihnen taten. Das sind wenigstens alles durchaus mögliche Annahmen für den, der einen auch nur oberflächlichen Einblick tat in den tief religiösen Sinn des russischen Volkes. Vielleicht auch, dass die Leibeigenen die Kinder ihrer Herren darum so verwöhnten, weil sie ahnten, dass die die einzig glücklichen Menschen waren auf dem Gutshofe des russischen Seelenbesitzers. Freilich ist der einfache Russe an sich schon mit natürlicher Liebe und mit angeborenem Verständnis begabt für die ihm so verwandte Kinderseele: noch heute lebt die ideale Kinderfrau in Russland. (Und wenn die traurige soziale Lage des russischen Lehrerstandes sich auch nur bis zur Erträglichkeit wird gehoben haben, wird Russland zweifellos eine mustergültige Volkslehrerschaft sein eigen nennen.) Wie dem auch immer sei: zahllose Zeugnisse aus der Zeit der Leibeigenschaft geben Kunde davon, dass den Hofleibeigenen fast stets die erste Liebe der Herrschaftskinder galt, und dass für viele von ihnen einzelne Leibeigene zeitlebens sittliche Vorbilder gewesen sind. Denn wenn auch diese armen Hörigen die Kinder ihrer Herren verwöhnten, so war das doch die Verwöhnung des Armen. Die aber macht nicht zum Leben untauglich wie jede andere Verwöhnung. Denn viel zu sehr kennt der Arme des Lebens Notwendigkeiten. Weil er aber des Lebens Nöte kennt und doch mit Liebe verwöhnt, so erweckt die Verwöhnung durch ihn in der erwachenden Kinderseele die Erkenntnis von einer unendlichen Güte, deren der Mensch fähig ist, von der Macht seiner Selbstlosigkeit und der Unüberwindlichkeit seiner Liebe. (Unschwer liesse es sich nachweisen, dass solche Eindrücke, wenn sie genialen Dichtern wurden, und die sie dann hineintrugen in die Seelen der

Masse, mehr als alles andere zur Befreiung der Leibeigenen beitrugen.) Jedenfalls kann sich keine auch nur einigermassen empfängliche Kinderseele solchen Eindrücken entziehen. Bei einem so genial empfindenden Herzen, wie es Tolstoi von frühester Kindheit an eigen war, mussten diese Eindrücke mit zu den bestimmendsten werden. Bestimmend für Tolstois ganzes späteres Leben ward auch das Erlebnis eines allen Menschen möglichen, unschuldigen, restlosen Erdenglückes, wie es ihm selber in frühester Kindheit zuteil ward, und wie er es vor allem der warmen Zärtlichkeit der armen Leibeigenen verdankte. Mit diesem einmal erlebten Erdenglück verglich dann Tolstoi unwillkürlich alles Menschenschicksal, das ihm weiterhin vor Augen trat, und da er der Menschen allgemeines Los so unähnlich fand dem Erdenglück, das er einmal als menschenmöglich erlebt hatte — damals, als er, ein hilfloses Kind, angewiesen war auf anderer Liebe und Sorgfalt —, darum wich nie mehr von seiner Seele der peinliche Gedanke an alles das Erdenglück, das menschenmöglich wäre und verloren geht unwiederbringlich, weil Not und Sorge der Menschen Seele belagern, und so selten nur die Liebe den Weg findet bis zu ihr. Niemals mehr, seit Tolstois Geist erwachte, erlöschte in ihm jene heilige Unruhe, die immer und überall eine unerfüllte Aufgabe vor sich weiss, eine Aufgabe, die über alles andere wichtig ist. Dass diese Aufgabe dabei restlos nie zu bewältigen ist, will dieser Feuerkopf sein Leben lang nicht wahr haben deshalb, weil ja dem Einzelmenschen gegenüber kein Hindernis besteht, ihn glücklich zu machen durch liebende Teilnahme. Tolstois Feuergeist wollte aber nicht wahr haben, dass wir Sterbliche gebunden sind in den Raum und an die Zeit, und somit im gleichen Augenblicke niemals mehr als einem Unglücklichen die Hände zu reichen vermögen. Nie, solange er atmete, verliess Tolstoi die Qual um dieser einen Aufgabe Erfüllung. Niemals wusste er so recht,

wo er zu beginnen, noch wo er aufzuhören habe mit ihr. Und er hat dieser Qual Ausdruck verliehen in Worten, die bleiben werden, damals schon, als er die Kinder seiner ehemaligen Hörigen zu unterrichten begann. Und segnen müssten wir Tolstois Gedächtnis, wenn er auch nichts weiter verkündet hätte als jenes Grausen, das einen jeden von uns befallen muss, wenn wir mit Kindern des schwer arbeitenden Volkes in Berührung kommen, und es uns da plötzlich aufgeht, welche wundervollen, nie wiederkehrenden Möglichkeiten hier vorliegen, greifbar, fast mit den Händen zu fassen. Und doch wissen wir, dass sie ungenutzt bleiben werden, die Möglichkeiten zu Lebensglück und Liebesgeben. Wir wissen, dass die banale Sorge um des Lebens nackte Notwendigkeiten misshandeln wird der Kinder noch himmelsoffene Seelen, und dass sie endlich verstummend, sich vor sich selber verbergen werden. In frühester Kindheit Tagen kam Tolstoi die Erkenntnis dessen, dass der Mensch eigentlich das ist, woraus alles Höchste sich gestalten liesse, und der dabei fast immer überlassen wird der Missgestaltung durch des Lebens Nöte und Sorge, weil niemandem genug daran gelegen ist, dass dem nicht so sei. (Ausser den Müttern, die aber sind meist ruhelos über niedere Arbeit gebeugt froh, wenn sie ihre Kinder vor Hunger bewahren können. Für ihrer Kinder Seelen haben sie meist nichts als ihr Beispiel und ihr Gebet.)

Die weiche, warme Atmosphäre der immer wachen Liebe und nie schlafenden Aufmerksamkeit, mit der alles, was auf dem Gutshofe lebte, das Kind Tolstoi umgab, hat indessen doch nicht zu hindern vermocht, dass schon dem kleinen Knaben einige Ahnungen aufgingen von dem eigentlichen Schicksal seiner geliebten Leibeigenen, und damit von der letzten unseligen Grundlage seines Kinderglückes. Der kaum siebenjährige Tolstoi begegnete einst einem von ihm besonders geliebten Kutscher, wie der mit niedergeschlagener Miene in Begleitung

zweier Aufseher dahinschritt. Nach der Ursache seiner Betrübnis befragt, erzählte der Kutscher, er gehe eben der Prügelstrafe entgegen. Das ist dem kleinen Knaben natürlich sehr nahe gegangen, und sein Schmerz war völlig ohne Tröstung, als seine Tante, der er den Fall erzählte, ihn frug, weshalb er denn nicht diese brutale Bestrafung verhindert habe. (Freilich eine seltsame Frage einem siebenjährigen Knaben gegenüber.) Und nun begriff der Knabe, dass er ein Unrecht hätte verhüten können und das nicht tat. (Freilich, wie hätte er auch auf diesen Gedanken kommen sollen?) Von diesem Vorfall her datiert Tolstoi selber jene, seine eigentümliche Angst davor, mögliche Guttaten könnten ungeschehen bleiben, eine Angst, die ihn niemals völlig verlassen habe. Nicht lange nach diesem Begebnis wurde der Büfettdiener, den alle Kinder besonders liebten, und der sie auf dem Teebrett herumzutragen pflegte, auf den Wunsch von Tolstois Vater einem anderen Gutsbesitzer überlassen (auf deutsch verkauft oder verschenkt). Der Knabe Tolstoi sah in diesem Ereignis — wohl weil sein geliebter Vater der Urheber war — vor allem Menschenschicksal: „Als Wassily — so hiess der Büfettdiener — mit seinem lieben schiefen Lächeln uns zum Abschied die Schultern küsste, da erlebte ich zum ersten Male Schrecken und Entsetzen vor der Unbeständigkeit des Schicksals, zugleich mit meinem Mitleid und meiner Liebe für den armen Wassily!"

Aber noch ein drittes Mal trat das Leibeigenenschicksal vor die empfängliche Seele des Knaben, und diesmal weckte es Zweifel in ihm, die nie wieder völlig verstummen sollten: ein Gutsnachbar, ein gutmütiger Mensch, den die Kinder alle liebten, erzählte einmal so obenhin, er habe seinen Kutscher unter die Soldaten gesteckt, weil der es sich habe einfallen lassen, in der Fastenzeit Fleisch zu essen! Hier stand der Knabe Tolstoi bereits dem Rätsel gegenüber, das zum geistigen Verhängnis seines ganzen späteren Lebens ward, und an

dem sein mächtiger Verstand schliesslich seine Grenzen finden sollte: Tolstoi erlebte, dass Menschen, die er liebte und achtete, anderen Menschen ganz offenbares und schweres Unrecht tun konnten, ohne überhaupt zu begreifen, dass sie das taten. Hier war wohl der erste Anstoss für den aussergewöhnlich selbständigen Geist Tolstois (dessen natürlicher Scharfblick für des Lebens Zusammenhänge durch ein untrügliches moralisches Urteil bis zum Hellsehertum gesteigert werden konnte) dazu, dass er noch sehr jung, mit kaum zwanzig Jahren, — er selber erzählt das im „Morgen eines Gutsbesitzers" — das ganze namenlos Ungerechte und tief Unsittliche in der Einrichtung der Leibeigenschaft begreifen sollte, das heisst in der Grundlage, auf der sich die Lebensführung aufbaute, in die er selber hineingeboren und hineinerzogen worden war, und die alle die führten, die er liebte und achtete, und deren Liebe er nicht zu entbehren vermochte. Die drohende Gewissensfrage für den jungen Tolstoi war denn sehr bald schon die: „Sind wirklich alle diejenigen, die ich liebe und achte, brutale Sklavenhalter, oder irre ich mich? Muss ich alle verachten, die ich liebe, oder nur mich selber?" Und die Lösung dieser Frage war viel zu schwer für ein so junges Menschenkind, zumal das Leben noch vor ihm lag, und es den Künstler in ihm lockte mit unausdenkbaren Möglichkeiten zu dichterisch deutendem Nachgestalten.

Tolstois geistig-seelisches Schicksal kennzeichnet sich denn auch von seiner frühesten Jugend an als ein Ausweichenwollen vor der gesellschaftlichen Schuld der Leibeigenschaft, die sich ihm selber offenbarte als ein rein persönliches Verschulden. Nachdem dann Tolstoi sein halbes Leben hindurch auf jede denkbare, ehrliche Weise diese Schuld gutzumachen oder sich wenigstens in nützlicher Arbeit von ihr abzulenken versucht hatte, beruhigte sich schliesslich seine grosse Seele dabei, dass er d i e verklärte und ehrfurchtsvoll zum menschlichen Vorbild

erhob, an denen er sich am meisten versündigt zu haben wusste, und denen er den grössten Dank schuldig zu sein gewiss war. In dem A und O seiner prophetischen Botschaften, in seiner Lehre vom Nichtwiderstandleisten gegenüber dem Uebel, vom Heimzahlen aller Vergewaltigung mit Güte und Verzeihen, verkündet denn auch Tolstoi im Grunde nur das, was er an den armen Leibeigenen erlebt hatte, die, statt ihn die Missetat seiner Väter entgelten zu lassen, nur Liebe und Verwöhnung für ihn gehabt hatten, damals, als er ein hilfloses Kind noch war und angewiesen auf anderer Liebe und Sorgfalt.

An dem Leibeigenenschicksal erwachte Tolstois Seele, und an ihm fand sein Geist schliesslich auch seine Schranken.

Wie ein roter Faden zieht sich die frühe Erkenntnis von der Ungerechtigkeit der Leibeigenschaft und einer persönlichen Mitschuld an ihr durch Tolstois ganzes Leben hindurch bis in sein letztes Prophetentum. Das Schicksal der Leibeigenen wird ihm schliesslich zum Geschick der ganzen leidenden Menschheit, der Leibeigene selber, der russische Bauer, der Gewalt mit Güte lohnte, als er noch Sklave war, wird für Tolstoi der Mensch, wie alle Menschen sein sollten!

2

Tolstoi hat selber ausführlich erzählt von den Tagen seiner Kindheit. Sie sind dem späteren reuigen Propheten vor allem teuer gewesen als die Unschuldszeit seines Lebens, die einzige Lebensepoche, an die er nunmehr ohne Reue zurückdenken konnte.

In seinen „Ersten Erinnerungen“ (1878) schildert Tolstoi sogar, was er als Säugling in den Windeln empfand. Die „Ersten Erinnerungen“ sind, ganz abgesehen von aller bei Tolstoi selbstverständlichen Meisterschaft der Darstellung, lesenswert schon als ausserordentlich bezeichnend für den späteren Tol-

stoi. Ich zweifle dabei hier so wenig wie irgendwo sonst an des Meisters restloser Aufrichtigkeit. Nur will es mir als an sich selbstverständlich erscheinen und als tatsächlich ganz unverkennbar, dass spätere Lebensanschauungen hier zu vielfachen Selbsttäuschungen Anlass gaben. Tolstoi selber gesteht in vielen Fällen, nicht zu wissen, ob er das Erzählte wirklich erlebt oder nur geträumt habe. Zum Beispiel folgendes: „Ich bin gebunden, ich will meine Hände herausziehen und kann es nicht. Ich schreie und weine, und mir selber ist mein Schreien unangenehm, aber ich kann nicht aufhören damit. Ueber mir stehen, sich zu mir hinabbeugend, irgendwelche Personen, aber ich entsinne mich nicht, wer es war. (Alles dies geht im Halbdunkel vor sich.) Mein Schreien macht auf sie Eindruck, sie werden unruhig, binden mich aber nicht los, was ich will, und ich schreie noch lauter. Ihnen scheint es notwendig, dass ich gebunden sei, ich aber weiss, dass das nicht nötig ist. Und ich will ihnen das zeigen und ergehe mich in einem mir selber widerlichen Geschrei, das ich aber nicht zurückzuhalten vermag. Ich fühle die Ungerechtigkeit und Roheit — nicht der Menschen, sie haben ja offenbar Mitleid mit mir, wohl aber des Schicksals — und ich tue mir selber leid!"

Ausführlicher noch spricht sich Tolstoi über seine Kinderjahre aus in den „Erinnerungen" (1905). Sie sind fünf Jahre vor Tolstois Tod für seinen Freund und Biographen Birjukoff geschrieben (später wurden sie in die gesammelten Werke aufgenommen) und ganz durchweht von der Ergriffenheit und Güte eines gottseligen Greisenalters. Tolstoi erweist sich hier sehr nachsichtig und voll Dankbarkeit zu allen, die ihn in seiner Kindheit umgaben, und darum sind seine Bekenntnisse nur wenig eingeengt durch die dogmatischen Zwangsvorstellungen, die den Greis sonst beherrschten und ihm wohl nötig waren zum Leben.

Unstreitig das Wertvollste aber, was wir überhaupt besitzen

an Aufzeichnungen aus Tolstois Jugendzeit, ist in seinen Erstlingsnovellen enthalten: „Kindheit“ (1852), „Knabenalter“ (1854) und „Jünglingszeit“ (1855—1857). In äusserlichen Dingen begeht hier Tolstoi absichtlich grössere oder kleinere Abweichungen von der Wirklichkeit. Auch sind Vater und Mutter des sein eigenes Schicksal Erzählenden ganz offenbar nicht Tolstois Eltern nachgebildet. Dagegen dürfen wir aber zweifellos Selbstbekenntnisse annehmen in dem, was hier am wichtigsten ist, in der Deutung der Eindrücke, die auf die Seele des Heranwachsenden wirkten, und in der Art, wie der sich mit ihnen auseinandersetzte: die innere Wahrhaftigkeit und der geniale Tiefblick in das typische Seelenleben der jedesmal behandelten Altersstufe wären sonst, zumal bei einem dreiundzwanzig- bis siebenundzwanzigjährigen Autor, einfach unfassbar! Zudem hat Tolstoi schon zu Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn und dann immer wieder von neuem betont, dass er nie zu einem anderen Zwecke geschrieben habe als dazu, sich über sich selber klar zu werden und so die Möglichkeit zu finden, ein immer besserer Mensch zu werden.

3

Tolstoi ward geboren am 28. August 1828 auf dem mütterlichen Familiengute Jasnaja Poljana im Tulaschen Gouvernement (dreiundeinhalb Werst entfernt von der Station Sassjäki der Moskau-Kursker Eisenbahn). Da Tolstois Mutter starb, als der Sohn kaum einundeinhalb Jahre alt war, lag seine erste Erziehung vor allem in den Händen von Tatjana Alexejewna Jergolsky, Tolstois „Tantchen“. Sie war eine sehr entfernte Verwandte, die früh verwaist im Hause von Tolstois Grossmutter heranwuchs. Tolstoi hat mit seinem „Tantchen“ sein halbes Leben zugebracht, ihr wundervolle Briefe geschrie-

ben, sie sehr verehrt und geliebt und oft und gern betont, sein „Tantchen“ habe einen nachhaltigen und wohltätigen Einfluss ausgeübt auf seine ganze Lebensführung.

Tatjana Alexejewna Jergolsky — sie war in einem Jahre mit Tolstois Vater geboren (1795) und auf einer Stufe mit Tolstois Tanten erzogen worden — ist von allen, die sie kannten, geliebt worden wegen ihres festen, entschlossenen, energischen und dabei doch aufopfernden Charakters. In ihrer Jugend von grosser Schönheit, liebte sie Tolstois Vater, der ihre Liebe erwiderte und sie heiraten wollte. Sie aber wollte nicht dem in zerrütteten Verhältnissen mit der Sorge um Mutter und Schwestern nach dem Tode seines Vaters Zurückgebliebenen eine reiche Heirat unmöglich machen. Unter ihren nachgelassenen Papieren fand sich folgende, dem Datum nach kurze Zeit nach dem Tode von Tolstois Mutter abgefasste Tagebucheinzeichnung: „Nikolai (Tolstois Vater) hat mir heute einen merkwürdigen Antrag gemacht: ihn zu heiraten, seinen Kindern eine Mutter zu sein und sie niemals zu verlassen. Ich habe den ersten Vorschlag abgelehnt, aber versprochen, den zweiten zu erfüllen, so lange ich lebe.“

Und das hat sie gehalten. Tolstoi sagt von ihr: „Ihr Hauptcharakterzug war Liebe, und wie sehr ich auch nicht möchte, dass dem so sei, die Liebe zu e i n e m Menschen, zu meinem Vater! Nur von diesem Mittelpunkte aus ergoss sich ihre Liebe auf alle Menschen. Ich fühlte, dass sie auch uns liebte, seinetwegen, durch ihn, und dass sie alle liebte, weil ihr ganzes Leben Liebe war!“

Tolstoi, der von jeher — wir werden dem immer wieder bei ihm begegnen — die Menschen danach beurteilte, wie sie sich zu denen verhalten, die wehrlos sind von ihnen, fährt in der Charakteristik seiner Tante so fort: „Mit den Dienstboten war sie gut, sprach niemals zornig zu ihnen, konnte den Gedanken nicht ertragen an Prügel und Rute, aber sie glaubte,

dass Leibeigene eben Leibeigene sind, und verhielt sich zu ihnen wie eine ‚Gnädige'."

Von den leibeigenen Dienstboten hat Tolstoi vor allem der alten Wirtschafterin Praskowja Isajewna ein wundervolles Denkmal gesetzt in der „Kindheit". Dort heisst sie Nathalja Ssawischna. Köstlich — und auch heute noch für ergebene russische Dienstboten durchaus bezeichnend — ist dabei die Schilderung, wie geizig sie war im Interesse ihrer Herrschaft, wie sie ewig feilschte mit Koch und Köchin um den Mundvorrat!

Von seiner Kinderwärterin Tatjana Philippowna sagt Tolstoi: „Sie war eines jener rührenden Geschöpfe, die sich derart hineinleben in die Familie ihrer Herrschaft, dass sie alle ihre persönlichen Interessen auf diese übertragen, so dass ihren Angehörigen gar nichts anderes bleibt, als ihnen ihr Geld abzuverlangen und sie schliesslich zu beerben." (Solche Dienstboten gibt es übrigens auch heute noch in Russland. Ich selber habe solche kennen gelernt in meinem Elternhause. Und ich glaube, dass solche Menschen, die durch die Macht ihrer Güte alle sozialen Abgrenzungen hinfällig machen, es uns ebenso erschweren, die rauhe soziale Wirklichkeit zu erkennen, wie sie später, wenn wir erst einmal die soziale Wirklichkeit begriffen haben, die tröstende Hoffnung in uns wachhalten, dass nicht alles Menschliche totgetreten zu werden braucht unter dem Zwang der gesellschaftlichen Einrichtungen, in die wir hineingeboren und hineinerzogen wurden, ohne dass man uns vorher fragte.)

Tatjana Philippownas Bruder, Iwan Philippowitsch, war Kutscher, „den wir Kinder nicht nur alle sehr liebten, vor dem wir auch grosse Achtung hatten. Er trug besonders dicke Stiefel, es roch immer angenehm nach Mist von ihm, und ihm war eine freundliche und klangvolle Stimme eigen."

Tolstoi hatte drei Brüder: Nikolai (geboren 1823), Sergej

(geboren 1826), Dimitri (geboren 1827) und eine Schwester: Marie (geboren 1830), bei deren Geburt die Mutter starb.

Das Verhältnis der Geschwister zueinander war ein äusserst zärtliches. Auch ist Tolstoi bis an sein Lebensende der liebevollste Bruder gewesen: galt doch auch seine letzte verhängnisvolle Fahrt, zunächst wenigstens, dem Besuche der im Kloster lebenden greisen Schwester.

„Mein ältester Bruder Nikolai", so berichtet Tolstoi in seinen „Erinnerungen", „war sechs Jahre älter als ich. Er war ein ganz erstaunlicher Knabe und später ein erstaunlicher Mensch. Turgenjeff sagte von ihm sehr richtig, er habe nur nicht die Fehler besessen, die man haben muss, um ein grosser Schriftsteller zu werden. Er besass nicht den hauptsächlichsten Fehler hierfür: er hatte keine Spur von Eitelkeit, ihm war es völlig gleichgültig, was man von ihm dachte. Die Eigenschaften aber zum Schriftsteller, die er besass, waren vor allem: ein feines künstlerisches Empfinden, ein äusserstes Gefühl für Masshalten, ein gutmütiger, fröhlicher Witz, eine ausserordentliche, schier unerschöpfliche Vorstellungskraft und eine gerechte, hochsittliche Weltanschauung. Und bei alledem war er ohne die geringste Selbstzufriedenheit! Seine Vorstellungskraft war aber dabei eine solche, dass er Märchen, Gespenstergeschichten oder lustige Erzählungen stundenlang ohne aufzuhören erzählen konnte und dabei derart von der Wirklichkeit des Erzählten zu überzeugen vermochte, dass man völlig vergass, dass das alles nur ausgedacht war."

Während aber Tolstoi seinen Bruder Nikolai vor allem hochachtete, während er seinem Bruder Dimitri Kamerad war, war sein Bruder Sergej sein ausgesprochener Liebling: „Von ihm war ich entzückt, ihn ahmte ich nach, ihn liebte ich, er wollte ich sein. Ich war immer begeistert von seiner Schönheit, von seinem Gesang — er sang immer —, von seinem Zeichnen, von seiner Heiterkeit, und besonders — wie seltsam das

auch erscheinen mag — von der Unmittelbarkeit seiner Selbstsucht. Ich hatte mich selber immer in der Erinnerung, war stets meiner bewusst, und fühlte immer instinktiv, ob wahr oder falsch war das, was andere über mich dachten, und wie sie mir gesinnt waren, — und das verdarb mir die Freuden des Lebens. Wahrscheinlich habe ich deshalb bei anderen das Entgegengesetzte geliebt: eben die Unmittelbarkeit der Selbstsucht. Deshalb wohl liebte ich besonders den Sergej. Das Wort ‚liebte' ist eigentlich unrichtig. Den Nikolai liebte ich. Von Sergej war ich begeistert als von etwas mir völlig Fremdem, Unbegreiflichem. Das war ein Menschenleben, ein sehr schönes, mir aber völlig unverständliches, geheimnisvolles und darum besonders anziehendes. Dieser Tage ist Sergej gestorben. (Tolstoi schreibt das 1905.) Und in seiner letzten Krankheit und auf dem Sterbebette war er mir ebenso unerreichbar und ebenso teuer wie in den fernen Kindheitstagen. Im Alter, besonders in der letzten Zeit, liebte er mich mehr, schätzte er meine Anhänglichkeit höher, war er stolz auf mich, wollte er mit mir einverstanden sein, konnte es aber nicht und blieb der, der er war: ein ganz besonderer Mensch, völlig für sich, ein schöner, rasseechter, stolzer, und was die Hauptsache ist, ein derart gerechter und aufrichtiger Mensch, dessengleichen ich nie begegnet bin. Er war, was er war. Er verbarg nichts und wollte nichts scheinen!"

Seines Bruders Dimitri, Mitja genannt, der nur um ein Jahr älter war als er, entsinnt sich Tolstoi als Knaben kaum. Er habe grosse, dunkle, strenge Augen gehabt und sei ein seltsam launisches Kind gewesen. Oft sei er zornig geworden und habe geweint, bald deswegen, dass die Wärterin nicht auf ihn sah, bald deswegen, weil sie es tat. Seiner Mutter habe er viel zu schaffen gemacht. Tolstoi meint, er habe Mitja wohl nicht so geliebt wie die beiden anderen Brüder, er entsinne sich aber auch nicht, dass sie je miteinander gestritten hätten, obgleich

sie immer zusammen spielten. „Wahrscheinlich haben wir uns wohl gestritten und wohl auch miteinander gerauft, aber, wie das bei Kindern so geht, diese Streitigkeiten hinterliessen nicht die geringste Spur, und ich liebte ihn mit einfacher, gleichmässiger, natürlicher Liebe, und deshalb bemerkte ich diese Liebe nicht und vermag mich nicht ihrer zu entsinnen. Ich glaube (fügt Tolstoi bei dieser Gelegenheit noch hinzu), ja ich weiss es, weil ich das erfahren habe, besonders in der Kindheit, dass die Liebe zu den Menschen der natürliche Zustand der Seele ist, oder besser noch, das natürliche Verhalten zu allen Menschen; und wenn sie so ist, so bemerkt man sie nicht."

Tolstoi entsinnt sich seines Bruders Mitja erst, als die Familie nach Kasan übersiedelte, und Mitja bereits dreizehn Jahre alt war. Bis dahin war ihm bloss aufgefallen, dass Mitja sich nicht verliebte, wie die anderen Brüder, und auch weder Tanzereien noch militärische Schauspiele bevorzugte, wohl aber gut und mit Eifer lernte. (Tolstois damaliger Hauslehrer soll gesagt haben — und Tolstoi gibt ihm völlig recht —: „Sergej kann und will lernen, Dimitri will und kann nicht, Leo will nicht und kann nicht!") In Kasan nun fing Mitja an, sich von den anderen Brüdern abzusondern. Er war ausser in Augenblicken des Zornes — wo er freilich seinen kleinen leibeigenen Diener zu prügeln pflegte, um ihn hinterher demütig um Verzeihung zu bitten — immer ruhig, ernst, mit gedankenvollen, grossen, strengen Augen. Ueber Mitja wird noch besonders zu reden sein, wenn wir auf Tolstois Studentenzeit zu sprechen kommen.

Ausser den Geschwistern lebte noch eine Pflegetochter in der Tolstoischen Familie, das Kind einer Leibeigenen und eines Gutsnachbarn und Freundes von Tolstois Vater, Dunetschka Temjaschowa.

„Dunetschka wohnte bei uns und war ein liebes, einfaches,

ruhiges, aber nicht sehr kluges Kind und eine grosse Flennerin. Ich erinnere mich, wie ich, der ich bereits französische Buchstaben verstand, sie diese lehren sollte. Im Anfang ging die Sache gut. (Wir waren beide fünf Jahre alt.) Aber nachher, wahrscheinlich war sie müde geworden, hörte sie auf, die Buchstaben, die ich ihr zeigte, richtig zu benennen. Ich bestand darauf. Sie fing an zu weinen, ich auch. Als man zu uns kam, konnten wir beide nichts sprechen vor verzweifelten Tränen! Dunetschka war, wie gesagt, nicht sehr gescheit, aber ein gutes, einfaches Mädchen, und derart vernünftig, dass zwischen uns Knaben und ihr niemals andere als brüderliche Beziehungen bestanden."

Mit ganz besonderem Nachdruck berichtet Tolstoi, wiederum in den „Kindheitserinnerungen", über einige Spiele, die die Geschwister miteinander spielten, und in denen bereits Tolstois letzte Lebensziele zum symbolischen Ausdruck gelangten:

„Ich war fünf, Mitja sechs, Sergej sieben Jahre alt, als uns einst Nikolai mitteilte, er wisse ein Geheimnis, mittels dessen, wenn es offenbar werde, alle Leute glücklich würden, es keine Krankheit, keinerlei Unannehmlichkeiten mehr geben werde, niemand mehr auf irgdenwen zornig sein werde, und alle einander lieben werden. Alle ‚Muraweinije' Brüder sein werden. (Wahrscheinlich waren das die ‚Mährischen Brüder', von denen Nikolai irgendwie gehört haben muss.) Das Wort ‚Muraweinije' gefiel uns aber ganz besonders, da es uns an die Ameisen im Ameisenhaufen erinnerte. (Das russische Wort ‚Murawei' bedeutet die Ameise.) Wir sannen uns ein Spiel aus als ‚Ameisenbrüder', das darin bestand, dass wir uns unter Stühle setzten, sie mit Schubladen verstellten, mit Tüchern behingen und dort, eng aneinander geschmiegt, in der Dunkelheit sassen. Ich entsinne mich, dabei ein ganz besonderes Gefühl der Liebe und Rührung empfunden zu haben, und ich liebte sehr dieses

Spiel. ‚Die Ameisenbrüder' waren uns somit offenbart. Das Hauptgeheimnis aber, wie man es anfangen sollte, dass die Menschen kein Unglück mehr kennten, niemals sich stritten, niemals in Zorn gerieten, vielmehr alle Zeit glücklich wären, dieses Geheimnis war, wie Nikolai uns sagte, von ihm auf ein grünes Stäbchen geschrieben worden, und dieses Stäbchen sei eingegraben am Wege, am Rande des Abhanges des alten ‚Sakas', an dem Orte, an welchem ich, da man nun doch einmal irgendwo meinen Leichnam begraben muss, bestattet zu werden wünsche zum Gedächtnis an Nikolai. (Das ist denn auch geschehen.) Ausser diesem Stäbchen gab es noch einen gewissen ‚Fanfaronoff'-Berg, auf den Nikolai uns, wie er sagte, führen könnte, wenn wir nur alle dafür festgesetzten Bedingungen erfüllten. Diese Bedingungen bestanden erstens einmal darin, in einer Ecke zu stehen und nicht an den weissen Bären zu denken. Ich entsinne mich, wie ich mich in eine Ecke stellte und mich bemühte, es aber durchaus nicht fertigbrachte, nicht an den weissen Bären zu denken. Die zweite Bedingung war: ohne abzuweichen auf der Ritze zwischen zwei Dielenbrettern zu gehen. Die dritte Bedingung war eine leichte: im Laufe eines Jahres keinen Hasen zu sehen, einerlei ob lebendig, tot oder gebraten. Dann musste man noch schwören, niemandem diese Geheimnisse zu verraten. Wer diese Bedingungen und noch andere schwierigere erfüllte, die Nikolai uns später eröffnen wollte, dem werde ein Wunsch erfüllt werden, welcher Art er auch sei. Wir sollten nur unsere Wünsche sagen. Sergej wünschte sich, aus Wachs Pferde und Hühner formen zu können. Mitja wünschte sich, alle Dinge wie ein Maler in grossem Massstab zeichnen zu können. Ich wusste mir nichts anderes auszudenken, als dass ich in kleinem Massstabe zu zeichnen verstehen möchte. Alles dies war, wie bei Kindern natürlich, sehr bald vergessen, und niemand von uns bestieg jemals den ‚Fanfaronoff'-Berg, wohl aber entsinne ich mich jener geheim-

nisvollen Wichtigkeit, mit der Nikolai uns in diese Geheimnisse einweihte, und unserer Ehrfurcht und unseres Zitterns vor jenen erstaunlichen Dingen, die uns da eröffnet wurden. Besonders hinterliess mir aber einen starken Eindruck die Ameisenbrüderschaft und das geheimnisvolle, grüne Stäbchen, das mit ihr in Beziehung stand, und alle Menschen glücklich machen sollte . . . Das Ideal der Ameisenbrüder, die sich liebevoll aneinanderschmiegen, zwar nicht unter mit Tüchern behangenen Sesseln, wohl aber unter dem ganzen Himmelszelt, das Ideal einer Ameisenbrüderschaft aller Menschen ist für mich das gleiche geblieben; und wie ich damals glaubte, dass jenes grüne Stäbchen wirklich vorhanden wäre, auf dem das geschrieben stände, was alles Uebel unter den Menschen vernichten und ihnen allen ein grosses Heil geben werde, so glaube ich auch jetzt noch, dass es diese Wahrheit gibt, und dass sie den Menschen enthüllt werden wird, und ihnen das geben wird, was sie ihnen verspricht!"

An einer anderen Stelle seiner „Kindheitserinnerungen" kommt Tolstoi auf dieses Spiel zurück: „Ich möchte nur noch erzählen von einem Seelenzustand, den ich mehrmals in der ersten Kindheit erlebte, und der, glaube ich, wichtig war, wichtiger als viele und viele Empfindungen, die ich später hatte. Wichtig war dieser Seelenzustand darum, weil er die erste Erfahrung bedeutete der Liebe, der Liebe nicht zu irgendwem, vielmehr der Liebe zur Liebe, der Liebe zu Gott. Ein Gefühl, das ich später nur selten noch empfand. Selten zwar, aber dennoch, und dass ich es empfand, das danke ich, so scheint es mir, dem, dass die ‚Spur' dazu in der ersten Jugend gelegt war in mir. Es äusserte sich dieses Gefühl so: wir, besonders ich mit Mitja und den Mädchen, setzten uns unter Stühle möglichst eng aneinander. Diese Stühle behingen wir mit Tüchern, verstellten sie mit Schubladen und sagten, wir seien ‚Ameisenbrüder', und dabei empfanden wir eine besondere Zärtlichkeit

zueinander. Manchmal ging diese Zärtlichkeit in Liebkosung über: einer sah den anderen zärtlich an und schmiegte sich an ihn. Aber das war selten, und wir selber fühlten, dass das nicht das sei, und hörten gleich auf damit. ‚Ameisenbrüder' zu sein, wie wir das nannten, hiess nur, sich vor allen zu verhüllen, von allem und jedem sich abzusondern und einander zu lieben. Manchmal sprachen wir unter den Stühlen davon, was und wen wir liebten, was zum Glücke nötig ist, und wie wir leben und alle lieben werden. Das begann, wie ich mich entsinne, mit dem Spiel von einer Reise. Wir setzten uns auf Stühle, spannten Stühle davor, machten uns einen Wagen aus Stühlen, und auf einmal gingen die, die eben noch im Reisewagen gesessen hatten, von Reisenden in ‚Ameisenbrüder' über. Mit ihnen vereinigten sich dann auch die anderen. Sehr, sehr schön war das! Und ich danke Gott dafür, dass ich das spielen durfte. Wir nannten das Spiel, und doch ist alles auf der Erde Spiel ausser diesem Spiele!"

Noch sei hier, wo von Tolstois Kindheit die Rede ist, der rührenden Gestalt des deutschen Lehrers Karl Iwanowitsch Maurer gedacht (nach Tolstois eigenem Geständnis das Vorbild für jenen Fjedor Iwanowitsch Rössel, mit dessen Schilderung bekanntlich die Novelle „Kindheit" beginnt). Das ehrliche, aufrichtige, gutmütige und liebevolle Wesen dieses braven, in seiner Verlassenheit tief unglücklichen, alten Schulmeisters — er liegt auch in Jasnaja Poljana begraben — ist sicherlich nicht ohne Einfluss geblieben auf den feinfühligen, zartbesaiteten Knaben.

Einen bestimmenden Einfluss auf Tolstois ganzes späteres Leben übten dann auch noch die zahlreichen „Gottesleute", unter ihnen vor allem die „Gottesnarren" (russisch „Juridiwy", das heisst wörtlich „der Blödsinnige"), zu denen der Knabe Tolstoi in mannigfachste Berührung trat. Heute noch wird ganz Russland ohne Unterlass, Sommer und Winter, Tag und

Nacht, von Süd nach Nord und von Nord nach Süd durchzogen von Frauen und Männern, die, in grobem Gewand, in Fusslappen, in Bastschuhen, den Sack auf dem Rücken, den langen Stab in der Hand, das blecherne Trinkgefäss am Gürtel, von einem Wallfahrtsort zum anderen ziehen und überall auf der weiten russischen Erde freundlichste Aufnahme finden. Vor allem bei dem ganz einfachen Volke. Es ist nun sehr leicht, diese Leute einfach abzutun als Schmarotzer, Faulenzer und Betrüger. Wer aber auch nur ein klein wenig das russische Volk kennt, wird durchaus Tolstoi beipflichten, wenn er so über die „Gottesleute" urteilt: „Gottesleute verkehrten viele und von mancherlei Art in unserem Hause, und ich gewöhnte mich daran, und ich bin tief dankbar dafür meinen Erziehern, mit grosser Achtung auf sie zu schauen. Mögen auch Unaufrichtige unter ihnen gewesen sein, mögen auch in ihrem Leben Zeiten der Schwäche und der Unaufrichtigkeit nicht gefehlt haben, die eigentliche Aufgabe ihres Lebens war — wenn auch töricht in praktischer Hinsicht — eine so hohe, dass ich froh bin, dass ich von Kindheit an unbewusst gelernt habe, die Höhe ihres Tuns zu begreifen . . . Ein solcher Gottesnarr war auch die Taufmutter meiner Schwester Marja Gerassimowna und der halbblöde Jewdokumuschka und noch einige andere, die in unserem Hause lebten. Auch einen wirklichen Idioten, den Gärtnergehilfen Akim, habe ich als Knaben gekannt, und es hat grossen Eindruck auf mich gemacht, wie der betete und mit Gott wie mit einem lebendigen Wesen verkehrte: ‚Du bist mein Arzt, du bist mein Apotheker,' sprach er mit eindringlicher Stimme, und dann sang er Verse vom Jüngsten Gericht, wie Gott die Sünder von den Gerechten schied, und den Sündern gelben Sand in die Augen streute!"

In der „Kindheit" gedachte Tolstoi dieser Gottesnarren in der ergreifenden Gestalt des „Juridiwy". (Es wird dort er-

zählt, wie die Kinder in der Kammer des Gottesnarren versteckt, und unbemerkt von ihm, Zeuge seines Gebetes sind.)

„Seine Worte waren verworren, aber rührend. Er betete für alle seine Wohltäter (so nannte er die, die ihn aufnahmen), darunter für die Mutter, für uns, er betete auch für sich, er bat, Gott möge ihm seine schweren Sünden vergeben, und wiederholte immer wieder: ‚Mein Gott, mein Gott, vergib meinen Feinden!' Aechzend erhob er sich vom Boden, und indem er wieder und wieder die gleichen Worte murmelte, warf er sich abermals zur Erde nieder, und erhob sich wieder, ungeachtet der Schwere der Ketten, die er um den Leib trug, und die einen trockenen, scharfen Klang von sich gaben, jedesmal, wenn sie auf die Erde aufschlugen. Lange noch befand sich Grischa (so hiess der Gottesnarr) in diesem Zustande religiöser Verzückung und improvisierte Gebete. Bald wiederholte er einige Male nacheinander: ‚Herr Gott, hab' Erbarmen!' aber jedesmal mit neuer Kraft und mit neuem Ausdruck, bald sagte er nur: ‚Verzeih mir, Herr, lehre mich, Herr, was zu tun . . . lehre mich, was zu tun, Herr!' Und sagte dies mit solchem Ausdruck, als erwarte er alsogleich die Antwort auf seine Worte, bald waren nur Klagen und Schluchzen zu vernehmen. . . . Er hob sich auf die Knie, kreuzte die Arme auf der Brust und verstummte: ‚Ja, es geschehe dein Wille!' schrie er plötzlich mit unnachahmlichem Ausdruck, fiel mit der Stirn zu Boden und schluchzte wie ein kleines Kind . . . Viel Wasser ist seit dieser Zeit zum Meere geflossen, viele Erinnerungen von dem, was vergangen ist, haben seitdem für mich ihre Bedeutung verloren und wurden zu unklaren Vorstellungen, ja, und auch der Pilger Grischa hat längst schon seine letzte Pilgerfahrt beendet, der Eindruck aber, den er in mir auslöste, das Gefühl, das er in mir erweckte, wird niemals in meiner Erinnerung sterben!"

„Oh! Du grosser Christ Grischa! Dein Glaube war so mäch-

tig, dass du die Nähe des Herrn spürtest. Deine Liebe war so gross, dass die Worte von selber deinen Lippen entflossen — du hast sie nie mit dem Verstande nachgeprüft ... Und welches hohe Lob brachtest du Seiner Hoheit, als du, keine Worte findend, dich in Tränen am Boden wandest!"

Wenn wir aus allen über Tolstois Kinderzeit vorliegenden Zeugnissen den Schluss ziehen wollen auf das Kind Tolstoi, so erhalten wir den Eindruck eines äusserst empfindlichen, überaus liebevollen, schüchternen, heiteren, gutherzigen, an Leib und Seele gesunden Kindes, das, in normalen Verhältnissen aufwachsend, sich allen es Umgebenden mit der gleichen Offenheit erschliesst, an ihnen allen gleichen Anteil nimmt, in denen, die ihm irgendwie — meist ohne jede Absicht — weh taten, seine natürlichen Feinde erblickt, um dann um ein freundliches Wort alles wieder zu vergessen.

Als Dreiundzwanzigjähriger gedenkt Tolstoi seiner Kindertage in den Schlussworten seiner „Kindheit":

„Glückliche, glückliche, nie wiederkehrende Kinderzeit! Wie soll man nicht lieben, wie soll man nicht verhätscheln die Erinnerung an dich! Diese Erinnerungen erfrischen und erhöhen meine Seele und sind mir ein Springquell meiner besten Freuden!

... Nach dem Gebete hüllte ich mich wohl in meine kleine Decke, der Seele ist es leicht, hell, freudig: eine Vorstellung jagt die andere. Wovon? Sie sind unfassbar, aber alle erfüllt von reiner Liebe und von Hoffnung auf ein reines Glück. Ich erinnere mich, so kam es wohl vor, an Karl Iwanowitsch und sein bitteres Los — an den einzigen Menschen, den ich unglücklich wusste — und so leid wird mir, so liebe ich ihn, dass die Tränen den Augen entfliessen, und ich denke: ‚Gib ihm Glück, lieber Gott, gib mir die Kraft, ihm zu helfen, seinen Kummer zu erleichtern. Ich bin bereit, alles zu opfern für ihn!'

Dann das Lieblingsspielzeug, irgendein Häschen oder Hündchen aus Porzellan, ich drücke es in die Ecke des Federkissens und freue mich daran, wie schön warm und gemütlich es dort liegt. Noch einmal bete ich, Gott möge allen Glück geben, alle möchten zufrieden sein, und morgen möchte gutes Wetter sein zum Spazierengehen. Ich lege mich auf die andere Seite, die Gedanken und Vorstellungen verwirren sich, fliessen ineinander, und ich schlafe leise ein, ruhig, mit noch tränenfeuchten Augen.

Werden noch einmal irgendwann zurückkehren jene Frische, jene Sorglosigkeit, jenes Liebebedürfnis und jene Glaubensstärke, die mein waren in der Kindheit? Welche Zeit kann besser sein als die, wo die zwei besten Tugenden: unschuldige Heiterkeit und unbegrenztes Liebebedürfnis, die zwei einzigen Antriebe im Leben waren? Wo sind sie hin, jene heissen Gebete? Wo jene beste Gabe, jene reinen Tränen der Rührung? Es flog ein tröstender Engel herbei, lächelnd trocknete er diese Tränen und fächelte süsse Träume zu der unverdorbenen, kindlichen Vorstellung!

Hat wirklich das Leben so schwere Spuren in meinem Herzen zurückgelassen, dass für immer von mir gewichen sind jene Träume und Entzückungen? Sind wirklich einzig und allein die Erinnerungen geblieben?"

Drittes Kapitel

Tolstois Knabenalter

I

Um den beiden ältesten Söhnen eine bessere Ausbildung zu ermöglichen, siedelte die Familie Tolstoi im Herbste des Jahres 1836 nach Moskau über. Von dieser Reise an rechnet Tolstoi seine Knabenzeit und gibt dafür folgende feinsinnige Er-

klärung (im „Knabenalter“): „Ist es dir einmal begegnet, Leser, zu einem bestimmten Zeitpunkt deines Lebens plötzlich wahrzunehmen, dass dein Blick auf die Dinge sich völlig geändert hat, gleich als ob alle Gegenstände, die du bis jetzt erschautest, sich dir nunmehr mit einer anderen, noch unbestimmten Seite zuwendeten? Eine solche Veränderung ging zum ersten Male in mir vor zur Zeit unserer Reise, von der ich darum auch den Beginn meiner Knabenzeit rechne. Mir kam da zum ersten Male der klare Gedanke in den Kopf, dass nicht wir allein, das heisst unsere Familie, auf der Welt leben, dass nicht alle Interessen sich um uns drehen, dass es vielmehr auch noch ein anderes Leben gibt von Menschen, die nichts mit uns gemeinsam haben, die sich nicht um uns kümmern, ja nicht einmal einen Begriff von unserem Vorhandensein haben. Zweifellos wusste ich das alles auch schon früher, aber ich wusste es nicht so, wie ich es jetzt erfuhr, ich erkannte es nicht, ich fühlte es nicht!“

Im Sommer 1837 starb dann Tolstois Vater. In Tula, wohin er in Geschäften gereist war, fiel er auf der Strasse tot zu Boden. Man munkelte, sein Kammerdiener habe ihn vergiftet: fand man doch keinerlei Geld bei ihm vor. Auch wurden seine Papiere erst viel später von einer geheimnisvollen Bettlerin zu der Familie nach Moskau gebracht. Nikolai Iljitsch Tolstoi ward in Jasnaja Poljana begraben, in Gegenwart seiner Schwester Alexandra Iljinischna und seines ältesten Sohnes Nikolai. Tolstoi nennt den Tod seines Vaters einen der stärksten Eindrücke seiner Kinderzeit. Damals zum ersten Male habe er religiöses Entsetzen erlebt vor den Fragen des Lebens und des Todes. Da der Vater ferne von ihm gestorben war, habe er lange nicht glauben können, der Vater sei wirklich nicht mehr am Leben. Lange nachher noch, wenn der Knabe Tolstoi auf den Strassen Moskaus spazieren ging, sei es ihm nicht bloss wahrscheinlich erschienen, seinem Vater zu begeg-

nen, er habe das vielmehr fast mit Bestimmtheit erwartet. Dieses Gefühl der Hoffnung und des Nichtglaubenkönnens an den Tod des geliebten Vaters habe in ihm eine ganz eigenartige Empfindung von Rührung wachgehalten. Auch die Mutter des Verstorbenen — Tolstois Grossmutter Pelagea Nikolajewna — vermochte nicht an den Tod des über alles geliebten Sohnes zu glauben: allabendlich liess sie die Türen nach dem Nebenzimmer öffnen und behauptete dann, sie sähe den Sohn und spräche mit ihm. Tag und Nacht beweinte sie den Verstorbenen und starb neun Monate nach ihm an Kummer und Gram.

Auch ihr Tod übte einen unauslöschlichen Eindruck auf das weiche Gemüt des Knaben. Entsetzen habe ihn erfasst, so erzählte er, als man ihn zu der todkranken Grossmutter geführt hatte, um Abschied von ihr zu nehmen. Auf dem hohen, weissen Bette liegend, ganz in Weiss, vermochte die Sterbende nur mit grosser Anstrengung den Blick auf die eintretenden Enkel zu richten, und bot ihnen unbeweglich die wie ein Kissen aufgeschwollene weisse Hand zum Kusse. Indes erfahren wir, dass bei dem Tode der Grossmutter auch bereits die äusseren Vorgänge die lebhafte Phantasie des Kindes erregten und seine Aufmerksamkeit von der Trauer ablenkten, indem in seinem beweglichen Geiste eine Vorstellung die andere zu jagen begann. Wir wissen dabei aus dem „Knabenalter“, wo eine ganz ähnliche Szene (der Tod der Mutter des Erzählenden) geschildert wird, dass der Knabe Tolstoi in seiner angeborenen Gewissenhaftigkeit sich schwere Vorwürfe machte, und sich tief sündhaft vorkam deswegen, dass er sich nicht völlig der Trauer hinzugeben vermochte: „Vor und nach dem Begräbnisse“ — so heisst es dort — „weinte ich unaufhörlich und war voller Trauer. Es ist mir aber peinlich, mich an diese Trauer zu erinnern, weil sich in sie immer irgendwelche selbstlieberische Empfindung mischte: bald das Verlangen zu zei-

gen, dass ich mehr betrübt sei als alle anderen, bald der Gedanke an den Eindruck, den ich bei den anderen hervorrufe, bald zwecklose Neugierde, die mich zwang, Beobachtungen anzustellen an den Beinen des Priesters, an der Spitzenhaube von Mimi (der Gouvernante) und an den Gesichtern der Anwesenden. Ich verachtete mich selber darum, dass ich nicht ausschliesslich das eine Gefühl des Kummers empfand, und ich bemühte mich, alle anderen Empfindungen zu verbergen. Daher war meine Trauer nicht aufrichtig und auch nicht natürlich. Ausserdem empfand ich eine gewisse Lust daran, dass ich unglücklich war, und ich bemühte mich, das Bewusstsein meines Unglückes in mir selber wachzurufen, und dieses Selbstsuchtsgefühl betäubte mehr als alles andere in mir den aufrichtigen Kummer."

Offenbar stehen wir hier bereits vor jenem grossen Zwiespalt, der sich durch Tolstois ganzes Leben hinziehen sollte, und dem er seine völlig einzigartige Stellung in der Weltliteratur verdankt: dem geborenen, dem instinktiven Künstler, der alle Vorgänge dieser Welt mit gleicher Liebe und in göttlicher Unparteilichkeit in sich aufzunehmen gleichsam gezwungen war, steht immer und überall der geborene Moralist und mystische Asket gegenüber, für den die Dinge dieser Welt keine andere Bedeutung haben können, als die, ausschliesslich den Bedürfnissen seiner Seele zu dienen. Wir werden auf diesen Zwiespalt in Tolstois überreicher Seele immer wieder zurückkommen müssen.

Tolstoi erinnerte sich sein Leben lang der geringsten Einzelheiten beim Tode der Grossmutter: vor allem des strengen Gesichtsausdruckes der Verstorbenen, wie sie in weisser Spitzenhaube und mit weissem Brusttuch hoch aufgerichtet im Sarge gelegen habe. Das alles sei schrecklich gewesen, auch habe ihm der Kummer und die Tränen der Tanten sehr weh getan. Trotz alledem aber habe er doch seine Freude gehabt

an den neuen Trauerkleidern und an dem Mitgefühl, mit dem ihm von der ganzen Umgebung begegnet worden sei. Ganz besonders angenehm sei es ihm gewesen, wenn er im Gespräche der Trauerversammlung immer wieder die Worte vernommen habe: „Runde Waisen sind jetzt die Kinder, eben starb der Vater, und da ist nun auch die Grossmutter tot."

Diese Lust am Bedauertwerden (die letzten Endes nur ein tiefes Bedürfnis nach Liebe verrät), ein an sich kindlicher Zug, den Tolstoi aber immer wieder an sich feststellt, hat dem Künstler Tolstoi jenen unvergleichlichen Scharfblick verliehen für alles Fehlen von Liebe im Leben der Menschen. Das jeder Mensch ein natürliches Anrecht darauf habe, geliebt zu werden von seinesgleichen, war zeitlebens eine unumstössliche Wahrheit für Tolstoi. Und wenn der spätere Prophet Tolstoi bis in sein höchstes Alter hinein, und leider oft in erschrecklichem Masse sich seinen Gegnern gegenüber der Lieblosigkeit schuldig machte, so geschah dies wohl vor allem aus dem leidenschaftlichen Schmerz heraus, über den Raub von Menschenliebe, dessen er letzten Endes stets den Gegner schuldig erachtete. Tolstoi hat es überhaupt niemals fertiggebracht, eine Offenbarung des Lebens, durch die Menschen betroffen werden, auch nur einen Augenblick lang einfach als Tatsache hinzunehmen. Damit ist ihm zwar jedes wissenschaftliche Denken versagt geblieben sein Leben lang, darum eignet aber auch seinem Eintreten für Menschenrechte jenes bezwingende Pathos, und darum vor allem ist ihm wohl auch bis an sein Lebensende ein ungetrübter Scharfblick geblieben für alles das, was Menschen leiden machen kann.

Nach dem Tode der Grossmutter befand sich die Hinterlassenschaft in solcher Unordnung, dass vorerst die Ausgaben eingeschränkt werden mussten. Darum begab sich ein Teil der Familie: die kleinsten Kinder Dimitri, Leo und Marie mit ihrer Tante Jergolsky wiederum aufs Land nach Jasnaja Pol-

jana. Zum Vormunde über die Waisenkinder ward die älteste Tochter der Verstorbenen, Tolstois Tante, die Gräfin Alexandra Iljinischna Osten-Sacken bestellt. Sie war ein selten schönes und liebreizendes junges Mädchen gewesen, als sie, kaum sechzehn Jahre alt, den baltischen Grafen Osten-Sacken heiratete, der bereits ein Jahr darauf dem Verfolgungswahnsinn verfiel. Auf einer Spazierfahrt mit seiner bereits in froher Hoffnung befindlichen jungen Frau glaubte er sich von Feinden verfolgt, drückte seiner Frau eine Pistole in die Hand und sagte ihr, wenn sie nun vom Feinde eingeholt würden, bliebe ihnen nichts anderes übrig, als einander zu erschiessen. Unglücklicherweise fuhr gerade in diesem Augenblick eine Equipage an ihnen vorüber, und Osten-Sacken schoss seiner Frau in die rechte Seite, liess den Wagen halten, legte die Verwundete auf den Rasen und fuhr davon. Des Weges kommende Bauern nahmen die Bewusstlose auf und brachten sie zu einem Pastor, wo sie freundliche Pflege fand. Sie hatte sich bereits gut erholt, als der Gatte sie besuchte, grosses Interesse für ihre Gesundheit an den Tag legte und sie bat, ihm ihre Zunge zu zeigen; als sie dies aber tat, fasste er blitzschnell ihre Zunge und zog ein Rasiermesser heraus, um sie ihr abzuschneiden. Glücklicherweise gelang es noch, den Wahnsinnigen zu überwältigen und ihn endgültig in einer Irrenanstalt unterzubringen, wo er bald darauf starb. Alexandra Iljinischna zog nun zu ihren Eltern nach Petersburg, wo sie ein totes Kind gebar. Da man fürchtete, sie werde die Kunde hiervon nicht überleben, legte man ihr ein fremdes Kind unter, die Tochter eines Hoflakaien, die sie an Kindes Statt aufzog, und die auch später im Hause Tolstoi lebte, als Alexandra Iljinischna nach Jasnaja Poljana übersiedelte.

Diese Tante Osten-Sacken ist ein aufrichtig religiöser Mensch gewesen; ihre Lieblingsbeschäftigung war, Lebensbeschreibungen von Heiligen zu lesen, und endlose Gespräche zu führen

mit Gottesleuten, Mönchen, Nonnen und Priestern. Sie bestrebte sich dabei aufrichtig eines wahrhaft christlichen Lebenswandels. Sie war ungemein wohltätig und rücksichtsvoll. Das bereits erwähnte Dienstmädchen Gascha, das nach dem Tode der Grossmutter in den Dienst von Alexandra Iljinischna getreten war, hat dem Knaben Tolstoi erzählt, wenn seine Tante in Moskau zum Frühgottesdienst gegangen sei, sei sie auf den Fussspitzen an dem schlafenden Dienstmädchen vorübergegangen und habe selber alle Dienste verrichtet, die das Mädchen zu verrichten gehabt hätte. Dieser Zug habe auf ihn einen ganz besonderen Eindruck gemacht, bemerkt Tolstoi, der, wie wir bereits wissen, von jeher die Menschen zu beurteilen pflegte nach ihrem Verhalten zu denen, die ihnen Dienste tun müssen. Tolstoi erzählt des weiteren noch von seiner Tante Osten-Sacken, sie sei in Kleidung und Kost so anspruchslos gewesen, als dies überhaupt nur möglich ist — und (wie unangenehm es ihm auch sei, davon zu sprechen) er erinnere sich besonders eines gewissen sauren Geruches, der von seiner Tante ausgegangen sei. „Wahrscheinlich die Folge ihrer unordentlichen Toilette." „Und das war", so fährt Tolstoi fort, „die graziöse, blauäugige, poetische Aline, die französische Verse zu schreiben liebte, auf der Harfe spielte und stets, auch auf den grössten Bällen, den grössten Erfolg hatte!"

Tolstoi liebte diese Tante hauptsächlich darum, weil sie zu allen Menschen gleich gut und freundlich gewesen sei. Es sei durchaus kein Unterschied in ihren Worten und in dem Tone ihrer Stimme gewesen, ob sie nun mit allerhöchstgestellten Persönlichkeiten oder mit armen Gottesleuten und Bettlern gesprochen habe. „Sie hat treulich um uns gesorgt, als sie unser Vormund war, aber alles, was sie tat, erfüllte nicht ihre Seele, alles war untergeordnet dem Dienen Gottes, wie sie es verstand."

So verlebte die Familie Tolstoi, an die sich jedesmal in der

Sommerszeit auch die ältesten Knaben anschlossen, die Jahre 1838 und 1839. Im Jahre 1840 brach dann jene furchtbare Hungersnot aus, deren nie vergessenes Erlebnis im Herzen des zwölfjährigen Knaben wohl den Keim gelegt haben mag zu jener wachen Aufmerksamkeit auf seines Volkes Nöte, die Tolstoi, solange er lebte, stets als ersten auf den Plan sein liess, wenn irgendwo im weiten Russenreiche Missernte drohte oder Hunger im Anzuge war.

Damals war auch bei den Tolstois die Ernte so gering, dass sie Getreide kaufen mussten, um ihre Leibeigenen am Leben zu erhalten, und sie ausserdem gezwungen waren, ein ererbtes Gut zu verkaufen. Auch den Pferden sei damals das Futter beschränkt und der Hafer völlig entzogen worden, erzählt Tolstoi, und das habe ihnen, den Kindern, so leid getan, dass sie heimlich auf das Haferfeld der Bauern gelaufen seien, dort Hände voll gepflückt und ihren Lieblingspferden in die Krippe gelegt hätten, „ohne das Verbrechen zu begreifen, das wir so begingen."

Herbst und Winter dieses Jahres (1840) verbrachte dann die ganze Familie wieder in Moskau, um erst im Sommer 1841 nach Jasnaja Poljana zurückzukehren. Im Herbste dieses Jahres starb dann der Vormund der Kinder, die Gräfin Alexandra Iljinischna Osten-Sacken. Die tödliche Krankheit befiel sie im Kloster „Optina Pustynja", wo sie zu Besuch verweilte. Die Tante Jergolsky eilte zur Sterbenden, und die Kinder blieben zurück mit dem deutschen Lehrer Fjedor Iwanowitsch Maurer und mit der halbblöden Gottesfrau Marja Gerassimowna. An dem Tage, an dem die Kinder die Todesnachricht der Tante erhielten, hatten sie sich, so erzählt Tolstoi, damit unterhalten, dass sie ein kleines schwarzes Möpschen immer wieder auf einen hohen Tisch stellten, von wo es herunterspringen musste. Plötzlich fing das Tierchen zu heulen an und kroch unter einen Stuhl. Es hatte sich eine Pfote gebro-

chen. Die Kinder waren untröstlich, alle heulten sie durcheinander, während die Gottesnärrin ohne Unterlass mit eintöniger Stimme Psalmen las. Da kam die Nachricht vom Tode der Tante.

Zum Vormund der Waisenkinder ward nunmehr die jüngere Schwester der Verstorbenen bestellt, Pelagea Iljinischna, die an den Kasaner Gutsbesitzer Juschkoff verheiratet war. Sie zog sogleich von Kasan nach Moskau, wohin im Herbste alle Kinder mit der Tante Jergolsky nachfolgten. Tolstois ältester Bruder Nikolai, damals bereits Student im ersten Semester, begrüsste den neuen Vormund mit den Worten: „Verlassen Sie uns nicht, liebe Tante, wir haben nur Sie auf der Welt!“ Pelagea Iljinischna brach in Tränen aus und beschloss, „sich zu opfern“. Zunächst bestellte sie grosse Barken auf der Moskwa und liess damit beladen, was man nur immer aus Jasnaja Poljana ausführen konnte. Auch alle in der Hauswirtschaft verwandte Leibeigene nahm sie mit: Tischler, Schneider, Schlosser, Tapezierer. Jedem der Neffen, Tolstoi war damals dreizehn Jahre alt, ward von ihr als persönlicher Diener ein gleichalteriger Leibeigener mitgegeben (der natürlich Eltern und Geschwister zurückgelassen hatte). Tolstoi hat diesen Einfall seiner Tante später sehr bedauert. Und wenn er selber auch, dem bei aller kraftvollen Männlichkeit niemals auch nur eine Spur von Roheit eignete, bis an sein Lebensende mit seinem „Wanjuschka“ in freundschaftlichster Beziehung stand, so hat doch sein Bruder Mitja seinen Leibeigenen bisweilen geprügelt, freilich, um ihn dann hinterher demütig um Verzeihung zu bitten. Welche Roheiten sich aber ganz im allgemeinen diese unerfahrenen Herrensöhnchen ihren wehrlosen Leibeigenen gegenüber damals erlaubten, darüber gibt uns Tolstoi im „Knabenalter“ hinlänglich Aufschluss in jener Szene, wo der sonst als Ideal geschilderte Nechludoff (bekanntlich die Verkörperung von Tolstois besserem Selbst) einfach aus schlechter Laune

seinen kleinen Diener schändlich misshandelt, um dies dann gleich wieder zu vergessen, sich in ideale Zukunftsträume zu verlieren und bis zu Tränen gerührt über die eigene Güte einzuschlafen, — ohne dass hier weiter von dem misshandelten Diener, dem keineswegs Abbitte geschah, auch nur mit einem Wort die Rede ist!

In zahllosen Equipagen und Lastwagen zog nun die Familie Tolstoi mit allen ihren Hofleibeigenen im Herbste von Tula nach Kasan. Das war für die Kinder ein grosses Fest: man hielt unterwegs, wo es einem gerade passte, übernachtete im Walde, pflückte Beeren, sammelte Pilze (ein russisches Nationalvergnügen), badete im Flusse und machte weite Spaziergänge. Tolstoi hat diese, bei uns, im bevölkerten Westen, so gut wie unbekannten Freuden eines wochenlangen Herumschweifens in der freien Gotteswelt wundervoll geschildert zu Beginn seiner Novelle „Jünglingsalter".

Grossen Schmerz hatte den Kindern vor der Abreise der Abschied von der Tante Jergolsky bereitet, die nach dem Tode der Gräfin Osten-Sacken zu ihren Schwestern zog, da ihr der neue Vormund, die Tante Juschkoff, noch immer nicht verzeihen konnte, dass einst ihr Mann in sie (in Tante Jergolsky) verliebt gewesen war, ihr einen Antrag gemacht und sich dabei einen Korb geholt hatte. Das konnte Pelagea Iljinischna der Jergolsky niemals vergessen, wenn auch ihre persönlichen Beziehungen äusserlich freundschaftliche blieben. Dieser Mann von Pelagea Iljinischna, der verabschiedete Husarenoberst Juschkoff, war übrigens ein gebildeter, witziger und im Grunde weichherziger Mensch, dabei aber ein grosser Spassmacher und ein unverbesserlicher Unsinntreiber. Mit seiner gutmütigen, aber recht beschränkten Frau ist er nie so recht ausgekommen. Sie lebten oft, und auf lange Zeit, voneinander getrennt. Nach seinem Tode trat Pelagea Iljinischna — sie war von jeher sehr fromm gewesen — in das Kloster

„Optina Pustynja". Später lebte sie im Frauenkloster in Tula und siedelte endlich nach Jasnaja Poljana über, wo sie in hohem Alter starb: „Sie, die im Verlaufe ihres ganzen Lebens peinlich die Vorschriften der orthodoxen Kirche befolgt hatte, weigerte sich als Achtzigjährige aus Angst vor dem Tode, das Abendmahl zu nehmen und war zornig zu allen ihres Leidens wegen!" (Aus Tolstois Briefen.) Im Hause dieser Tante in Kasan verbrachte Tolstoi die folgenden vier Jahre seines Lebens (1841—1844).

2

Der Knabe Tolstoi wird als ausserordentlich lebensfroh und voll lustiger Streiche steckend geschildert. Wie hätte auch sonst der Dichter Tolstoi die grundlose Heiterkeit der Jugend so wiederzugeben vermocht! (Wir entnehmen das Folgende dem „Knabenalter"):

„Auf dieser Spazierfahrt waren Lubotschka und ich aus irgendwelchem Grunde in jener besonders heiteren Stimmung, in der jedes einfachste Ereignis, jedes Wort, jede Bewegung zum Lachen veranlasst. Ein Austräger kommt im Trab über die Strasse gelaufen, — und wir lachen. Ein verlumpter ‚Wanka' erreicht im Galopp unseren Schlitten, fasst die Enden der Zügel und schwingt sie hin und her, — und wir lachen. Philipps Peitsche hat sich am Schlitten festgehakt, er dreht sich um und murmelt: ‚Ech-ma!' — und wir sterben vor Lachen. Mimi, die Gouvernante, sagt mit unzufriedenem Blick: ‚Nur die Dummen lachen ohne Grund!' Und Lubotschka, ganz rot vor Anstrengung des unterdrückten Lachens, blickt von unten her zu mir auf, unsere Augen begegnen sich, und wir ergiessen uns in einem derartigen homerischen Gelächter, dass uns die Tränen in die Augen kommen, und wir nicht imstande sind, den Lachkrampf zu beherrschen, der uns würgt. Kaum

haben wir uns ein wenig beruhigt, da blicke ich auf Lubotschka und sage ein bestimmtes Wort, das bei uns seit einiger Zeit in Mode war, und das schon immer Lachen hervorrief, — und wir brechen aufs neue in Lachen aus."

Selbst in seiner Unempfindlichkeit gegenüber den Leiden, die er anderen zufügt, wenn es sich dabei für ihn selber um ein Vergnügen handelt, ist der Knabe Tolstoi durchaus der normale Knabe. So hat er einst, seiner eigenen Erzählung nach, um seine Brüder durch die Kühnheit seines Reitens in Erstaunen zu setzen, ein sehr altes Pferd, auf dem er gerade sass, so unbarmherzig mit Reitpeitsche und Stiefeln behandelt, dass ihn der Kutscher darauf aufmerksam machen musste, das Pferd sei bereits zwanzig Jahre alt und völlig ermüdet. Da sprang der Knabe freilich gleich herab, küsste das Pferd aufs Maul und bat es um Verzeihung. Auch erfahren wir von anderer Seite, der Knabe Tolstoi habe einst das kleine Mädchen, in das er mit zwölf Jahren verliebt war, — zufällig seine spätere Schwiegermutter — einfach vom Balkon heruntergestossen, um sie dafür zu strafen, dass sie statt mit ihm, mit seinem Bruder gesprochen hatte.

Dass Tolstoi sogar die volle Roheit des Knaben, wenigstens eine Zeit über, durchaus besass, beweist die sicher auf einem Erlebnis beruhende Szene im „Knabenalter", wo der Erzählende mit einem vergötterten Freunde zusammen einen schwächlichen armen Waisenknaben, der zudem noch als Gast zu ihm kam, in wahrhaft raffinierter Weise moralisch quält und schliesslich aufs brutalste körperlich misshandelt. Freilich wird dann auch die tiefe Reue des Knaben geschildert. Tolstoi war wohl überhaupt der normale Knabe: mutig und mehr als auf alles andere darauf bedacht, als ein ganzer Mann zu erscheinen. So zum Beispiel bei seiner ersten Reitstunde. Er war damals so klein, dass ihn der Bereiter mit einer Hand aufs Pferd hob, bald kam er auch ins Wanken, gab aber keinen Laut von

sich, wiewohl er grosse Furcht vor dem Fallen hegte. Und als er dann wirklich am Boden lag und sich ziemlich weh getan hatte, bat er nur, von neuem aufs Pferd gesetzt zu werden, und nahm die Reitstunde bis zu Ende. Das ist überhaupt der so äusserst seltene Vorzug des grossen Künstlers Tolstoi, dass er von jeher ein völlig gesunder, körperlich und geistig normaler und ausserordentlich kräftiger Mann gewesen ist, frei von irgendwelchen Schwächlichkeiten. Und auch jene übergrosse Empfindlichkeit, ohne die der Künstler nicht denkbar ist (weil ihn ja das erregen muss, was andere kalt lässt, und weil er sich gezwungen erlebt zur Teilnahme an solchem, an denen wir anderen achtlos vorüberschreiten), auch diese notwendige Ueberempfindlichkeit des Künstlers äussert sich bei Tolstoi rein seelisch: sein Körper leidet, wie wir in der Folge immer wieder feststellen werden, nur insofern, als auf Zeiten übergrosser schöpferischer Anspannung solche einer kürzeren oder längeren Abspannung folgen (mit den banalen Begleiterscheinungen: Müdigkeit, Kopfschmerzen, Apathie und Verdauungsstörung). Solche Zeiten der Abspannung werden dann entweder rasch überwunden, oder sie dienen zum Ausgang neuer geistiger Erlebnisse, wie denn auch meiner Ansicht nach des fünfzigjährigen Tolstois Bekehrung (wenn sie auch von Jugend an vorbereitet war, bis ins einzelne) ihre unmittelbare Veranlassung findet in der furchtbaren geistigen Abspannung, die der Schaffensperiode von „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" folgen musste.

Gewisse Vorkommnisse aus Tolstois Knabenzeit lassen dabei durchaus auf ein Uebermass an Kraftgefühl schliessen, das seinen Ausfluss suchte in aussergewöhnlichen Anstrengungen und Wagnissen: so, wenn er einmal (die ganze Familie sass bereits beim Mittagessen), „um auf sich aufmerksam zu machen, um etwas Besonderes zu tun", vom Fenster des zweiten Stockwerkes herabspringt, besinnungslos liegen bleibt, aber

nach achtzehnstündigem Schlaf die erlittene Gehirnerschütterung überwindet. Oder wenn er bei einem Ausflug sich weigert, im Wagen Platz zu nehmen und dem Dreigespann so lange vorausläuft, bis er völlig erschöpft in den Wagen genommen werden muss. Freilich lassen solche seltsame Gewaltstreiche vielleicht mit noch grösserem Rechte auf gewaltige Erschütterungen im Innern der Knabenseele schliessen, denen der Knabenverstand noch nicht gewachsen war.

Aus Tolstois Knabenzeit sei noch sein damaliger französischer Gouverneur St. Thomas erwähnt, dem Tolstoi im „Knabenalter" als „St. Jerôme" ein so wenig freundliches Denkmal gesetzt hat, und dessentwegen Tolstoi sich bereits dort so wenig intelligente verallgemeinernde Urteile über die Franzosen erlaubt (eine Unart, die Tolstoi nie völlig losgeworden ist). St. Thomas hat übrigens die hervorragende Anlage des Knaben früh erkannt, pflegte er doch von ihm zu sagen: „Ce petit a une tête, c'est un petit Molière." Wie Tolstoi in seinen Erinnerungen erzählt, hasste er St. Thomas aus folgender Veranlassung:

„Ich weiss nicht mehr weshalb, aber wegen etwas, das nicht im geringsten Strafe verdiente, schloss mich St. Thomas einst in ein Zimmer ein, und dann drohte er mir noch mit der Rute; ich aber empfand ein furchtbares Gefühl des Unwillens, der Empörung und des Widerspruches nicht nur gegen St. Thomas, vielmehr wegen der Gewalttat, die er mir antun wollte." „Sehr möglich," fügt der Greis Tolstoi hinzu, „dass dies Vorkommnis zur Ursache ward jenem Entsetzen und Unwillen, die ich mein ganzes Leben lang empfunden habe vor jeder Art von Gewalt."

Wenn wir nunmehr im folgenden eine Schilderung der Seele des Knaben Tolstoi in aller Vorsicht versuchen wollen, so verdanken wir die Möglichkeit dazu fast ausschliesslich Tolstois „Knabenalter", das hier nur insofern es als Selbst-

biographie zu betrachten ist, herangezogen werden soll. Die Notwendigkeit aber zu einer Seelenergründung des Knaben Tolstoi scheint sich mir darum zu ergeben, weil wir in dem, was uns Tolstoi selber aus dem Inventar seiner überreichen Knabenseele mitteilt, unschwer die Anlagen zu erkennen vermögen, die aus diesem Knaben den begnadeten, unvergleichlichen Künstler und auch den ewig gequälten, in restloser Aufrichtigkeit nach Selbstvervollkommnung strebenden Menschen werden liessen. Aus beiden geht dann der spätere Prophet hervor — er steht hier im Umriss bereits fest —, der das souveräne Verfügungsrecht, das der Dichter der Welt gegenüber erlebte, die er selber geschaffen hatte, endlich auch der wirklichen Welt gegenüber sich anmasste und so als Lehrer und Religionsstifter scheitern musste, scheitern da, wo der Mensch seinen letzten Opfern entgegenschritt.

3

Des Knaben Tolstoi angeborene grosse Empfindlichkeit (sie äussert sich vornehmlich als ein Gezwungensein dazu, sich rastlos mit sich selber zu beschäftigen, da jeder Eindruck von aussen unmittelbar auf die eigene Person verweist) macht ihn von früh auf zu einem Selbstbeobachter und sehr aufmerksam auf den Eindruck, den er bei anderen auslöst. Tolstoi behauptet, diesen Fehler nie völlig losgeworden zu sein und bewundert an anderen, zum Beispiel an seinen Brüdern, nichts mehr als völlige Unabhängigkeit vom Urteil der Menschen. Bei solcher Reizbarkeit ist es denn auch ganz natürlich, dass der Knabe Tolstoi sich fortgesetzt mit allen Menschen vergleicht, mit denen er irgendwie zu tun bekommt; und es bleibt dabei bezeichnend für die angeborene Vornehmheit seiner Seele, dass er auf für ihn unabweisbare Vorzüge anderer nur mit Liebe zu antworten vermag. Was Carlos zu Posa sagt:

„Und ich beschloss, dich grenzenlos zu lieben,
Weil mich der Mut verliess, dir gleich zu sein.“

Das könnte über der folgenden Schilderung stehen, die Tolstoi im „Knabenalter“ von seiner rührenden Liebe zu einem etwas älteren Knaben gibt (es soll ein Graf Puschkin gewesen sein):

„Ich empfand eine unbezwingliche Hinneigung zu ihm. Ihn zu sehen war genug für mein Glück, und eine Zeitlang war alle Kraft meiner Seele vereinigt in diesem einen Wunsche. Wenn ich einmal drei oder vier Tage zubringen musste, ohne ihn zu sehen, fing ich an Sehnsucht zu empfinden und war traurig bis zu Tränen. Alle meine Gedanken im Träumen und im Wachen galten ihm; wenn ich mich schlafen legte, wünschte ich, er solle mir im Traume erscheinen; wenn ich die Augen schloss, sah ich ihn vor mir stehen, und hätschelte diese Erscheinung wie eine höchste Lust. Niemandem auf der Welt hätte ich dieses Glücksgefühl anzuvertrauen vermocht, so sehr hielt ich es wert. Vielleicht deshalb, weil es ihn langweilte, unaufhörlich meine unruhigen Augen auf sich gerichtet zu fühlen, oder auch einfach, weil er keine Gegenliebe empfand, liebte er es offenbar mehr, mit Wolodi zu spielen und zu sprechen. Ich aber war trotzdem zufrieden, wünschte nichts, verlangte nichts und war bereit, alles für ihn zu opfern.“

Vorübergehende Neidanwandlungen überwand dieser Knabe stets durch rückhaltloses Anerkennen der Ueberlegenheit dessen, den er beneidet hatte. So, wenn er an mehreren Stellen seines „Knabenalters“ hinweisend auf den vornehmeren und aufrichtigeren Charakter seines älteren Bruders erzählt, er habe vergeblich versucht, es ihm gleich zu tun, und wohl auch im Aerger darüber, dass dies misslang, den Bruder zu reizen versucht, um schliesslich immer wieder, ohne allen Vorbehalt, in ihm sein unerreichbares Vorbild anzuerkennen. Tolstoi hat

sich früh schon für den am wenigsten aristokratischen der Brüder Tolstoi gehalten und auch später niemals ein Hehl daraus gemacht, dass er die ganze Schriftstellerei im Grunde für eine „unaristokratische Indiskretion“ halte, worin er nicht so ganz unrecht haben mag. (Vielleicht ist der Schriftstellerberuf tatsächlich kein Beruf für einen Gentleman. — Es gibt aber nun einmal — und danken wir Gott dafür — im Leben Dinge, die einem Menschen wichtiger erscheinen können, als die Möglichkeit dazu, Gentleman zu sein.)

Besonders litt der Knabe Tolstoi unter dem Bewusstsein seiner vermeintlichen Hässlichkeit. Das liess ihn in allen schönen Menschen höhere Wesen erblicken, war aber niemals ein Grund für ihn, schöneren Menschen mit Missgunst zu begegnen. Tolstoi war immer der Meinung, das Bewusstsein seiner Hässlichkeit habe seine angeborene Schüchternheit noch besonders erhöht. Letztere dürfte indes durchaus ihre hinreichende Veranlassung gefunden haben in Tolstois ausgesprochenem Hang zur Selbstbeobachtung und Selbstauslegung, ein Hang, der, angeregt durch eine übergrosse Empfindlichkeit, nie versagenden Inhalt erhielt durch eine aussergewöhnliche Vorstellungskraft, die mit Blitzeseile auch die entferntesten Möglichkeiten ausmalte, die sich ergeben könnten aus irgendeinem Erlebnisse innerer oder äusserer Art. Zweifellos bestärkten sich in Tolstoi Schüchternheit und Empfindlichkeit gegenseitig. Und das würde wohl bei dem Antrieb, den sie dem Menschen geben, sich ohne Unterlass mit sich selber zu beschäftigen, den jungen Tolstoi zu einem ganz unausstehlichen Gesellen gemacht haben, wenn nicht natürliche Herzensgüte, elementar hervortretender Idealismus und angeborene Gewissenhaftigkeit ihn von früh auf auch immer wieder veranlasst hätten, sich klar zu werden darüber, wie die Wirkungen, die von ihm auf andere ausgehen, von diesen empfunden werden. Und er wollte von früh auf niemanden leiden machen. Ganz ohne Schädigung

für seinen Charakter ist freilich Tolstois frühe Ueberempfindlichkeit nicht geblieben. So war er bis in sein Mannesalter hinein durchaus geneigt, in den Handlungen anderer, die ihm — meist ohne jede Absicht — irgendeine wirkliche oder vermeintliche Schwäche zum Bewusstsein brachten, die Absicht ihn zu kränken anzunehmen und in dieser Weise darauf zu antworten, wodurch er dann oft unverständlich ward und unliebenswert erschien. Unstreitig liegt hier auch eine der Wurzeln für Tolstois niemals völlig überwundene und, je höher sein Idealismus emporsteigt, uns um so peinlicher berührende Neigung, aus den Handlungen anderer, die er verurteilen zu müssen glaubt, nun auch gleich auf schlechte Beweggründe bei den so Handelnden mit Sicherheit zu schliessen. Freilich war der Knabe Tolstoi immer noch sehr leicht zu versöhnen, und da, wo er ein begangenes Unrecht begriff, stets bereit zur Reue, ja, zu einer verzweifelnden Selbstzerknirschung, die, wie wir im „Knabenalter“ lesen, ganz gefährliche Formen annehmen konnte.

Früh auftretende, überaus starke geistige Bedürfnisse (Tolstoi selber bezeichnet mit feinem moralischen Gefühl als seinen Hauptfehler in diesem Lebensabschnitt das Räsonieren, das Herumschnüffeln an dem, was einem über aller Kritik stehen sollte) vereinigen sich in diesem genialen Knaben mit jener rein künstlerischen Anlage eines geradezu zwangsvorstellungsartig auftretenden Dranges, das zu beobachten, was um ihn herum vorging. Das alles ward zudem noch erlebt von einer Seele, die unaufhörlich erschüttert war durch ein übermächtiges Innenleben. So musste denn schon aus dem Knaben Tolstoi ein verblüffend sicherer Seelenkenner werden, der freilich dadurch, dass er sein Erraten dessen, was in der Seele des anderen vorging, so oft bestätigt fand, früh schon jenes glücklich-unselige Zutrauen gewann zu seiner Fähigkeit in Menschenherzen zu lesen. Glücklich nenne ich dieses Zutrauen,

weil nur aus ihm die Dichtung hervorquellen kann. Erlebt der Dichter nicht die Gewissheit, dass die Gestalten, die er schafft, wirkliche Menschen sein könnten, so wird er zu einem Verdächtiger der Menschheit und empfindet sich auch und verachtet sich selber als solchen. Unselig nenne ich aber den Glauben des Menschen an seine Fähigkeit, in Menschenherzen zu lesen überall ausserhalb der Kunst, im Leben, da aber auch unter allen Umständen. Lässt uns doch dieser Glaube die trügerische Berechtigung erleben, wir dürften aus den Handlungen der Menschen auf ihre Beweggründe schliessen. Ein anmassender Irrtum, der den Menschen, solange er in ihm befangen ist, nicht herauskommen lässt daraus, seinesgleichen unrecht zu tun in Gedanken, Worten und Taten. Ein geborener Dichter sollte eben nie Moralist sein wollen; was ihm zum Siege verhilft als Dichter, muss ihn scheitern lassen, wenn er Moral predigen will. Freilich muss die Verführung zum Moralisieren ausserordentlich gross sein für den Dichter, namentlich für den Romandichter. Wer Menschenleben so nachzuschaffen vermag, dass es nacherlebt werden muss als ein wirkliches, der glaubt auch leicht Macht zu haben über das wirkliche Leben der Menschen, und vergisst nur allzuoft, dass er immer nur verschwindend wenige der unausdenkbar mannigfaltigen Lebensmöglichkeiten selber zu erleben vermag, und dass er niemals erlebt die ewigen Gesetze, denen die Ueberfülle des Lebens untergeordnet bleibt. Es scheint, unter den grossen Romandichtern hat bloss Flaubert der Versuchung widerstanden, den Menschen Verhaltungsmassregeln zu geben. Das andere grosse Romangenie Balzac ist sein Leben lang nicht aus dem Staunen herausgekommen darüber, dass man ihn nicht zum ersten Minister seines Vaterlandes ernenne, da er doch, wie kein zweiter, dazu geeignet sei. Auch hat Balzac — darin erinnert Tolstoi, namentlich der spätere Tolstoi, ein wenig an ihn — seine Romane bis zur Unerträglichkeit über-

lastet mit theoretischen Erörterungen, die an sich überflüssig und meist völlig belanglos, uns aufs deutlichste den grossen Unterschied erkennen lassen in der Geistesschärfe eines Dichters, je nachdem er gestaltet oder räsoniert. Wir erleben dabei das paradoxe Schauspiel, dass Balzacs erdichtete Gestalten, wenn sie ihrerseits deutend an das Leben herantreten, ihrem Schöpfer unendlich überlegen bleiben. Tolstoi nun hat sich nicht einmal auf der Höhe seines Künstlertums darauf beschränkt, lediglich Nachgestalter des Lebens, Dichter zu sein: „Krieg und Frieden“ enthält neben einer unvergleichlichen Romandichtung auch noch das Lehrbuch einer wenig überzeugenden und wenig originellen Geschichtsphilosophie, in „Anna Karenina“ finden wir neben der Dichtung auch eine, in vielem sehr bemerkenswerte Anleitung zur landwirtschaftlichen Organisation. Nun hat man freilich bis zu Tolstois Prophetentum seine Predigten in seinen Romanen Predigten sein lassen: gegenüber den überragenden Vorzügen des Dichters traten die Mittelmässigkeiten und selbst die Unarten des Denkers völlig zurück. Letztere offenbarten ihre Tendenz, in Charakterfehler auszuarten erst dann, als der bekehrte Tolstoi mit rein moralistischen Schriften auf den Plan trat. Da erst führte seine Anmassung, aus den Handlungen der Menschen auf ihre Beweggründe schliessen zu können und als solche meist Schlechtigkeiten anzunehmen, zu jenen wahrhaft grossartigen Verleumdungen ganzer Gattungen von Menschen, die uns Tolstois publizistisches Wirken so unleidlich machen und auch keine richtige Freude mehr aufkommen lassen über das hohe sittliche Pathos in ihm und das zweifellos Aufrichtige seines idealen Strebens. Hier, in den Erlebnissen aus Tolstois Knabenzeit, sind wir an der Wurzel aller dieser Uebelstände.

Indes zeigt Tolstoi ganz unstreitig und ebenfalls bereits als Knabe auch eine ausgesprochene Beanlagung zum Moralisten: das gleichzeitige Vorhandensein dieser sonst einander aus-

schliessenden Veranlagungen, der dichterischen und der pädagogischen, macht eben Tolstois geistige Eigenart aus. Ein untrüglicher sittlicher Scharfblick war ihm wohl angeboren. Nehmen wir dazu die feine Selbstbeobachtung und die ständige Selbstdeutung des überempfindlichen und dabei noch schüchternen Knaben, der sich, ohne es zu wollen, mit allen Menschen verglich, die ihm begegneten, so begreifen wir, dass sich früh schon in Tolstoi ein ausgesprochener Sinn entwickeln musste dafür, wie ein Mensch in einem gegebenen Augenblick seines Lebens sich benehmen sollte. Tatsächlich kritisiert Tolstoi bereits als Knabe sich selber mit einer Unbefangenheit, die nicht selten schon in Selbstverleumdung ausartet. (Ein asketischer Hang, den Tolstoi nie zu verleugnen vermochte, und der ihm späterhin verhängnisvoll wurde insofern, als der nachmalige Prophet Tolstoi offenbar die Berechtigung, Andersgesinnte in ihren Beweggründen zu verdächtigen, herleitet aus dem Bewusstsein, sich auch selber nicht geschont zu haben, was freilich nicht nur jeder Logik widerspricht und jeder Menschenliebe ins Gesicht schlägt: es kann dies auch — unbewusst — zum Vorwand werden für die Betätigung unüberwundenen Menschenhasses.)

Ganz unnachsichtig geht bereits der Knabe Tolstoi allen den kleinen Verstellungen und Heucheleien auf den Grund, die, so scheint es uns wenigstens, unausbleiblich sind überall da, wo man einen bestimmten Eindruck hervorrufen will bei irgendwem. Bis dahin hat der Knabe Tolstoi unbedingt recht. Allein — und das vermag kein Knabe einzusehen: die allermeisten unserer kleinen Unaufrichtigkeiten geschehen lediglich aus Rücksicht auf die Empfindlichkeit, auf die Leidensfähigkeit dessen, vor dem wir unaufrichtig sind. Und vielleicht sind wir niemals wahrer, niemals näher unserem eigenen Ich, und das heisst niemals aufrichtiger, als wenn wir, ohne jeden Ge-

danken an die eigene Person und lediglich, um die Leidensfähigkeit dessen zu schonen, zu dem wir sprechen, die Wirklichkeit für ihn umformen, sie so hinstellen, wie wir sie haben möchten, damit eben dieser Mensch nicht zu leiden habe unter ihr. Das vermag ein Knabe, mag er noch so genial sein, nicht einzusehen: es fehlt ihm die Leidenserfahrung, ohne die auch angeborene Güte blind bleibt. Hinzu kommt, dass dieser Tolstois früher, untrüglicher Blick für alles Unechte, Unaufrichtige zweifellos im Zusammenhange steht mit seiner rein künstlerischen Veranlagung. Solche erschöpft sich vielleicht überhaupt in der Fähigkeit, das Aufrichtige vom Verstellten zu unterscheiden, einen erlebten Eindruck restlos aufrichtig wiederzugeben. Natürlich blieb auch dieser Zusammenhang damals Tolstoi verschlossen. Er erlebte lediglich die Verstellung anderer als solche, und das verführte bereits den Siebzehnjährigen dazu, überall nach Unechtem, Unaufrichtigem zu suchen, und wo er solches gefunden zu haben glaubte, die Ursache davon ohne weiteres in Selbstsucht anzusprechen: in der naheliegendsten, keinerlei tiefere Ueberlegung erfordernden Annahme. Es ist dies eine Ungehörigkeit, die bei dem späteren Propheten Tolstoi geradezu zur Manie wird, und ihn zu jedes Mass überschreitenden Ungerechtigkeiten verleitet demgegenüber, in dem er einen Gegner seiner Lehren vermutet. Dass überhaupt der psychologische Scharfsinn Tolstois — und darin gleicht er durchaus seinem Antipoden Karl Marx — sich vor allem den Nachtseiten der menschlichen Natur gegenüber bewies, kann nicht oft genug betont werden. Und das mag eben in dieser übergrossen moralischen Verletzlichkeit des Knaben seine Wurzel haben, die ihrerseits wiederum in einer abnormen persönlichen Empfindlichkeit verankert zu liegen scheint. Um es kurz zusammenzufassen: der Knabe Tolstoi begriff nicht, dass die Menschen vielfach unaufrichtig zu anderen sind, nur um ihresgleichen zu schonen. Der Knabe Tolstoi begriff das

nicht, weil er das Leben nicht kannte. Weil er aber die Rücksicht nicht erkannte in der Unaufrichtigkeit der Menschen, und die Unaufrichtigkeit selber doch nicht zu übersehen vermochte, musste sie ihm als blosse Folge der Selbstsucht erscheinen: geistige Frühreife verführt fast immer zu Ungerechtigkeiten den Menschen gegenüber, denn die Erfahrung hinkt ihr nach und kommt auch den Begabtesten nicht zugeflogen.

Dieses Vorauseilen des Verstandes vor der Erfahrung, dieses erstaunliche Begreifen von Zusammenhängen bei noch völligem Unverständnis für das Notwendige in ihrem Gewordensein, macht sich auch geltend in dem Erlebnis des Knaben Tolstoi, das er selber seinen Ehrgeiz nennt (im Russischen wörtlich „Selbstliebe"), etwas summarisch, definiert als die Ueberzeugung, besser und klüger zu sein als alle anderen, und worin er bald eine Tugend, bald ein Laster ansprechen zu müssen glaubt. Tatsächlich ist sein Ehrgeiz bald das eine, bald das andere gewesen: bald nackte Eitelkeit, bald aufrichtiges Streben nach moralischer Vollkommenheit (beides miteinander gemischt in einem Masse, dass der kindliche Verstand ratlos davorstehen musste. In dieser tieferregten Knabenseele griffen eben Tausende und Abertausende feinste Fäden ineinander, immer neue Reize der Aussenwelt, immer neue Antworten der Seele leitend, endlos durcheinanderlaufend; jeder einzelne gewiss seines Weges, alle zusammen das helle unbestimmte Lebensgefühl des Knaben bildend!). Schon als Knaben sehen wir somit Tolstoi leiden unter seinem Genie, das dem Menschen nur um den Preis schwerer Leiden wird: fast stets als einziger Ausweg aus der Verzweiflung. Tolstois durch nie ruhende Selbstbeobachtung und Selbstdeutung weit über seine Jahre geschärfter Geist war eben um einige Pferdelängen seiner Lebenserfahrung, vornehmlich nach der Gefühlsseite hin, vorausgeeilt. Das musste dann den Uebergewissenhaften zu endlosen Gewissensqualen hinführen: früh schon gab sich Tol-

stoi Gebote für sein persönliches Verhalten in rein logischer Ableitung aus Willensrichtungen, die er zwar aufrichtig erlebt, aber falsch gedeutet, vor allem masslos verallgemeinert hatte (der Urfehler allen ungeübten Denkens) ; solche Gebote nun, die niemals der ganzen Fülle des Lebens gerecht werden, müssen den, der sie sich gibt, mit Naturnotwendigkeit zu offenen Widersprüchen führen zu seiner natürlichen Empfindung. Und so kommt es denn zu Gewissenskämpfen, die darum aussichtslos bleiben, weil es sich hier letzten Endes gar nicht um tatsächliche Gebote des Gewissens handelt, das heisst um erlebtes absolutes Sollen, vielmehr um Gebote, die man sich selber gab im Missverstehen, in falscher Auslegung von jedesmal unter ganz bestimmten Verhältnissen erlebten Geboten. Aus solchen Gewissenswirren ist Tolstoi niemals völlig herausgekommen. Wir werden immer wieder darauf hinweisen müssen, dass der Vorzug, den Tolstoi in Gewissensdingen seiner logischen Entscheidung einräumte gegenüber einfachen Gefühlserlebnissen (deutlicher gesagt Tolstois unseliger Hang, die unfassbare Fülle des Lebens durchaus einzwängen zu wollen in das Prokrustesbett einiger weniger absolut genommener Willensrichtungen), späterhin Tolstois Lehrgebäude jene furchtbare Enge geben musste, die Tolstoi selber nie aus Zweifeln herauskommen liess und ihn (die sozialen Opfer hätte er mühelos gebracht, wenn er Gewissensruhe von ihnen hätte erwarten können) bis kurz vor seinem Tode in jener falschen Lage verharren liess, die seinem Wirken das Beste an Ueberzeugungskraft nahm.

Aus diesen beiden erlebten Gewissheiten des Knaben Tolstoi: in den Seelen anderer Menschen lesen zu können und durchaus zu wissen, wie die Menschen handeln sollten, erklären sich denn auch — wir brauchen nicht einmal dabei an die ursprüngliche Heftigkeit und Lebhaftigkeit des Knaben zu denken — jene masslosen, sich oft zu ganz gefährlichen Aus-

brüchen steigernden Wutanfälle, von denen bereits der Knabe Tolstoi überall da befallen wird, wo ihm tatsächliches oder vermeintliches Unrecht geschah. So sind seine bereits erwähnten Wutanfälle gegenüber dem französischen Lehrer St. Jerôme wahrhaft schreckenerregend und reissen ihn zu Brutalitäten hin, die sonst durchaus seinem Wesen widersprechen, und die er nachher bis zu Selbstmordgedanken bereut. Auch diese Anlage zur Wut hat Tolstoi nie ganz verloren. Er hat sie, die Wut, sogar eine Zeitlang bei sich geliebt, „weil sie alle seine körperlichen und sittlichen Kräfte anspanne". Sie nahm aber oft bedenkliche Formen an, wir erinnern nur daran, dass der bereits Dreiunddreissigjährige seine so geliebte Lehrtätigkeit in Jasnaja Poljana aufgab, ja, dass er damals für immer nach dem ihm unsympathischen England auswandern wollte aus Wut darüber, dass eine polizeiliche Hausdurchsuchung in seiner Abwesenheit in Jasnaja Poljana stattgefunden hatte. In seinen Briefen über diesen Vorfall geht Tolstoi so weit, zu erklären, er hätte, wenn er dabei gewesen wäre, „den schmutzigen Oberst niedergeschossen, der es gewagt habe, in seinen Tagebüchern und Briefen herumzuwühlen". Es muss hier freilich zu Tolstois Entlastung betont werden, dass diese sich schon im Knaben offenbarenden masslosen Wutanfälle stets von vornherein, wenn wir so sagen dürfen, „unpersönlich" gefärbt waren. Tolstoi hat sich, bei seiner angeborenen Neigung zur Verallgemeinerung seiner persönlichen Erlebnisse (er erlebte sie bereits als solche, die alle Menschen erleben könnten, und hierin besteht wohl auch das Wesentliche in jeder Anlage zum Moralisten) und bei seinem früh erlebten Berufensein eine Art sittlichen Wächtertums über die Menschheit auszuüben, nie so sehr darüber aufgeregt, dass ihm selber unrecht geschah, als vielmehr darüber, dass ein solches Unrecht, wie er es eben erfahren hatte, überhaupt geschehen konnte, dass es mithin auch allen anderen Menschen geschehen könnte, wenn es nicht gleich bei

ihm ein für allemal die endgültige Abfertigung erfahren würde. Tolstoi hat sein Schicksal nie von dem der ganzen Menschheit getrennt. Das macht seine unvergleichliche Grösse aus als Künstler und als Verkünder von Menschheitswünschen. Es lag darin aber auch die grosse Gefahr für ihn, unmerklich hingeführt zu werden zum Hass gegen den einzelnen Menschen, und schliesslich auch dazu, in persönlichen Gegnern die Feinde der ganzen Menschheit anzusprechen. Und dieser Versuchung ist Tolstoi mehr wie einmal erlegen. Bis ganz zuletzt hat er seine in Worten gepredigte allgemeine Menschenliebe durch die Tat immer wieder widerlegt. Lieblosigkeiten und Gehässigkeiten vermeintlichen Gegnern gegenüber finden sich bis in seine letzten Schriften hinein und machen sein kritisches Schrifttum fast ungeniessbar für uns: es riecht da förmlich nach Inquisition. Vielleicht hat Tolstoi auch deswegen, aus instinktivem Selbstrechtfertigungsstreben, sich bis ganz zuletzt geweigert, das Bestimmtwerden der Menschen durch Geburt, Erziehung und Umgebung, und das heisst die Unschuld des Menschen vor den Menschen, grundsätzlich anzuerkennen (in Nebensätzen erkennt er es freilich wiederholt an, wie überhaupt sehr vieles von dem, was seine Hauptsätze völlig widerlegen müsste). Tolstois System behauptet die absolute, überall tatsächliche Verantwortung des Menschen, und damit ist, wenigstens in formaler Hinsicht, Tolstois bis ganz zuletzt lieblose Polemik gerechtfertigt.

Sehr beachtenswert scheint es mir auch in diesem selben Zusammenhange, wenn der Knabe Tolstoi erzählt, er sei ausserordentlich empfindlich gewesen gegenüber jeglicher Art von Spott. Solcher habe ihn augenblicklich, ohne jeden Uebergang, von höchster Höhe herabsteigen lassen bis zur Selbstverachtung. Diese frühe Erkenntnis einer übergrossen Empfindlichkeit und Empfänglichkeit für Beeinflussung durch andere macht vielleicht mehr als alles andere Tolstoi so masslos aus-

fallend gegen alle tatsächlichen oder vermeintlichen Gegner derjenigen seiner Anschauungen, die er nötig hatte zum Leben. Als ehemaliger Offizier mochte dabei Tolstoi den Angriff für die beste Verteidigung halten. Diese Neigung hat Tolstoi nie völlig verloren, und das hat ihn zeitlebens ferne gehalten jener grossen fraglosen Menschenliebe, der er aufrichtig und mit schmerzlichem Eifer sein ganzes Leben lang nachstrebte, und für die er so ergreifende Worte fand. Diese grosse fraglose Menschenliebe hat auch keinen Platz gefunden in seinem Lehrgebäude. Der Weltenzusammenhang, den Tolstoi lehrt, kann nur Hass erwecken: denn alles Uebel ist da ausschliesslich die Folge menschlicher Bosheit (was ein unseliger Irrtum ist), und es bedeutet einen schweren Selbstbetrug vonseiten Tolstois, wenn er bis an sein Lebensende geglaubt hat, er sei nach einer solchen Weltenerklärung überhaupt noch berechtigt, Menschenliebe zu lehren.

Dass aber überhaupt der spätere Prophetenweg Tolstois keineswegs ein Umschwenken aus Uebersättigung in Weltentsagung darstellt, vielmehr durchaus in der ursprünglichen Richtung seiner Seele liegt (es ist nie ein Leben folgerichtiger durchgeführt worden), beweist schon der zwölfjährige Knabe Tolstoi in dem Bekenntnis, das er von seinem Ideal ablegt:

„Das Wesen meiner sittlichen Richtung bestand in begeisterter Vergötterung des Ideales der Tugend und in der Ueberzeugung von des Menschen Bestimmtsein, sich ständig zu vervollkommnen. Die Menschheit zu bessern, alle Laster und alles Menschenunglück zu beseitigen, erschien mir damals als eine leicht ausführbare Sache. Sehr leicht und einfach schien es mir auch, mich selber zu bessern, alle Tugenden mir anzueignen und glücklich zu sein!"

Dieser frohe Glaube an die Leichtigkeit der Selbstvervollkommnung und an die Möglichkeit eines Heiles für alle ist

Tolstoi sein Leben lang treu geblieben und hat ihn alle Zweifelanfälle immer wieder überwinden lassen.

Uebrigens fällt von diesem Selbstbekenntnis des Knaben aus auch ein ganz neues Licht auf seinen Ehrgeiz, ein Licht, das klärt und verklärt: Tolstois Ehrgeiz ist ganz augenscheinlich zu einem grossen Teile wenigstens begründet in seinem früh auftretenden, angeborenen Idealismus. Der Knabe Tolstoi träumte davon, einst völlig neue Wahrheiten zu finden, die zu einem endgültigen Heile der Menschen führen müssten. Vielleicht träumt jeder Knabe einmal davon, derart besessen von solchen Träumen, wie sich der Knabe Tolstoi erweist, ist aber bloss das werdende Genie. In der sicheren Erwartung nun dieser seiner allen Menschen geltenden Heilsmission und auch Achtung vor ihr glaubte der Knabe Tolstoi eine Ausnahmestellung einnehmen zu müssen unter den Menschen (diese Ehrfurcht vor sich selber als vor dem Träger einstigen Heiles für alle ist Tolstoi immer treu geblieben, für seine Person dagegen war er stets bescheiden), und deshalb war er schüchtern, verschämt und linkisch, und deshalb vor allem wohl konnte er den Gedanken nicht loswerden an den Eindruck, den er bei allen denen hervorrief, die seinen Weg kreuzten.

Das rein soziale Empfinden tritt in dem Knaben Tolstoi, wenn wir wenigstens an gewisse unmittelbare Eindrücke aus seiner Kinderzeit denken, etwas zurück gegenüber der Fülle neuer Erlebnisse, die ihm aufgingen an sich und um sich herum. Und das versteht sich ganz von selber: wenn dem noch nicht fertigen Menschen neue Bedürfnisse zum Bewusstsein kommen in sich selber, so vergisst er zunächst die noch unbefriedigten Bedürfnisse anderer, mit denen er früher Mitleid empfunden hatte. Auch nimmt der Knabe die Dinge nicht mehr so unmittelbar hin wie das Kind. Er sieht bereits vieles durch die Augen der Erwachsenen. So fand auch der Knabe Tolstoi dieselbe Leibeigenschaft, die einst seine Kindesseele vor

quälende Rätsel gestellt hatte, gar nicht mehr besonders auffallend. Sie war ihm sogar nicht völlig unwillkommen, bot sie ihm doch Gelegenheit, persönlichen Grossmut zu beweisen. Bezeichnend dafür ist jene Szene im „Knabenalter", wo sich der Erzählende in das Dienstmädchen Mascha verliebt, deren Liebe dem Leibeigenen Petruscha gilt, dem Petruscha, der zum Trinker wird, und den keine Prügel bessern, weil man ihm seine Mascha nicht zur Frau geben will. Das Herrensöhnchen träumt nun davon, wie er die Liebenden vereinen werde, trotzdem er selber Mascha liebt, und sie seine Leibeigene ist. Und der Knabe weidet sich in Gedanken an dem Eindruck seiner Grossmut auf die Beglückten. Nur einen tieferen Eindruck vonseiten der Leibeigenen erwähnt Tolstoi aus seiner Knabenzeit: ein in der Stadt verwöhnter, zum Frant erzogener junger Leibeigener erfährt, dass sein Vater erkrankt ist. Er erhält die Erlaubnis, zu ihm zurückzukehren, und ohne ein Wort zu sagen, legt er seine seidene Weste und Uhrkette von sich, zieht Fusslappen und Strohsandalen an und wird ein stiller, tüchtiger und unermüdlicher Landarbeiter. Die Natürlichkeit, mit der hier das Opfer gebracht wird, — und sie ist durchaus bezeichnend für das russische Volk — blieb in der Erinnerung des bereits über seine Leibeigenen hinüber mit den Tugendschicksalen der ganzen Menschheit beschäftigten Knaben.

Ueber sein Verhältnis zur Religion in diesem Abschnitte seines Lebens berichtet Tolstoi selber in der „Beichte" wie folgt:

„Ich war getauft und erzogen im orthodoxen, christlichen Glauben. Man lehrte ihn mich von Kindheit an und die ganze Zeit meines Knaben- und Jünglingsalters hinduch ... Nach einzelnen Erinnerungen zu urteilen, habe ich niemals ernsthaft geglaubt, und hatte ich vielmehr nur Vertrauen zu dem, was vor mir die „Grossen" bekannten. Aber auch dies Vertrauen war sehr schwankend.

Ich erinnere mich, — ich war elf Jahre alt — dass ein längst

verstorbener Knabe, Wolodi M., der im Gymnasium lernte, uns eines Sonntags besuchte und als letzte Neuigkeit eine Entdeckung mitteilte, die im Gymnasium gemacht worden war. Diese Entdeckung bestand darin, dass es keinen Gott gebe, und dass alles, was man uns lehrt, nur ausgedacht sei (das war im Jahre 1838). Ich entsinne mich, dass meine älteren Brüder sich für diese Neuigkeit interessierten, auch mich zur Besprechung herbeiriefen, und wir alle, so erinnere ich mich wohl, erörterten lebhaft diese Nachricht und nahmen sie hin als etwas sehr Unterhaltendes, das zudem durchaus möglich sei."

Wir werden auf die „Beichte" immer wieder zurückkommen müssen als auf eines der wichtigsten Dokumente in Hinsicht auf Tolstois Innenleben. Wir dürfen dabei aber niemals vergessen, dass Tolstoi die „Beichte", die Erzählung seiner Bekehrung, erst im einundfünfzigsten Lebensjahre schrieb, in jener furchtbaren seelischen und wohl auch körperlichen Erschütterung, die ihn Monate lang mit dem Selbstmord spielen liess. Damals sah Tolstoi auf sein ganzes bisheriges Leben vom Standpunkte krankhafter Reue aus hin, und er musste so auf es hinblicken, damit ihm das Leben, dem er nunmehr entgegenschritt, als etwas ganz Neues erscheinen konnte. Und so musste ihm dieses Leben erscheinen, damit die Hoffnung auf es ihm die Kraft zu geben vermöchte, jene furchtbare Schwermut zu überwinden, gegen die er damals ankämpfte mit der ganzen Kraft seines Lebenswillens und aus dem dunklen Bewusstsein einer noch nicht vollendeten Mission unter den Menschen. Das alles muss man vor Augen haben, wenn man die „Beichte" liest: es ist viel unbewusste Selbstverleumdung in ihr, und sie geht aus Tolstois Bedürfnis hervor, sein vergangenes Leben zu verleumden. Entgegen den oben angeführten Aussagen erkennen wir in mehreren Szenen des „Knabenalters" — und das ist auch eigentlich selbstverständlich bei einem so lebhaften und empfindlichen Kinde — zum mindesten bei religiösen Feiern

eine tiefe, ehrliche Ergriffenheit des Knaben Tolstoi. Dass dabei dessen Religiosität vor allem Gefühlssache war, und kaum irgendwelche Reflexion sich einmischte in sie, spricht meines Erachtens nur für ihre Echtheit. Der fünfzigjährige bekehrte Tolstoi verlor eben den Massstab für den Knabengeist (wie denn überhaupt religiösen Fanatikern die Neigung eignet, da, wo es sich um Dinge ihres Glaubens handelt, alle Menschen für fertige Menschen zu behandeln, keinen Unterschied zu machen zwischen Kind und Erwachsenem).

Noch ist hinzuweisen auf das Geistesleben des Knaben Tolstoi, und das hat Tolstoi selber im „Knabenalter" in so unvergleichlicher Weise getan, dass uns nichts weiter übrig bleibt, als die wichtigsten Stellen einfach anzuführen. Wir erkennen dabei mit Leichtigkeit den späteren Tolstoi in dem, was hier der Dreiundzwanzigjährige über den Vierzehn- bis Sechzehnjährigen schreibt. Tolstoi gibt zunächst zu, dass der Gegenstand seiner Knabengedanken weder seinem Alter, noch seiner ganzen persönlichen Lage entsprochen habe. Vornehmlich habe er schon als Knabe nachgegrübelt über die Bestimmung des Menschen, über das zukünftige Leben und über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Gedanken seien ihm mit solcher Klarheit und erschütternder Kraft zum Bewusstsein gekommen, dass er sich unwillkürlich bestrebt habe, sie auf sein Leben anzuwenden, wobei er sich dann vorstellte, er als erster entdecke so grosse und nützliche Wahrheiten:

„Einst kam mir der Gedanke, das Glück hänge nicht von äusseren Ursachen ab, vielmehr von unserem Verhalten zu diesen Ursachen. Demnach könnte der Mensch, der gewöhnt ist, Leiden zu ertragen, gar nicht unglücklich sein. Und um mich an Mühseligkeiten zu gewöhnen, hielt ich wohl fünf Minuten lang die Lexica von Tatischtscheff mit ausgestreckten Armen in beiden Händen, oder ich ging in die Vorkammer und schlug mir dort mit einer Kordel so heftig auf den entblössten Rücken,

dass mir unwillkürlich die Tränen in die Augen traten ... Ein anderes Mal fiel mir ein, der Tod erwarte mich jede Stunde, ja jede Minute, und ich entschied, indem ich mich wunderte, dass die Menschen das bis jetzt noch gar nicht begriffen haben, dass der Mensch nicht anders glücklich sein kann, als wenn er die Gegenwart nutzt und nicht an die Zukunft denkt. Und unter dem Einfluss dieser Gedanken gab ich drei Tage das Lernen auf und beschäftigte mich ausschliesslich damit, dass ich, auf dem Bette liegend, mich ergötzte an der Lektüre irgendeines Romanes oder am Genusse von Honigkuchen, die ich mir für meine letzten Groschen gekauft hatte. Ein anderes Mal — ich stand gerade vor der schwarzen Schultafel und zeichnete mit Kreide verschiedene Figuren auf — ward ich plötzlich von dem Gedanken betroffen: „Weshalb ist die Symmetrie dem Auge angenehm? Was bedeutet überhaupt Symmetrie?" „Das ist ein angeborenes Gefühl," antwortete ich mir selber. „Worauf ist es aber begründet? Ist denn etwa überall im Leben Symmetrie?" „Im Gegenteil: das ist zum Beispiel das Leben," — und ich zeichnete auf der Tafel eine ovale Figur. — „Nach dem Leben geht die Seele in die Ewigkeit über" — und ich zog einen Strich von der einen Seite der ovalen Figur bis ganz zum Rande der Tafel hin. — „Weshalb ist aber nun auf der anderen Seite nicht auch eine solche Linie? Ja, und in der Tat, was für eine Ewigkeit kann das sein, die nur von einer Seite ausgeht? Wir haben augenscheinlich schon vor diesem Leben gelebt, wenn wir auch die Erinnerung daran verloren haben!" Diese Ueberlegung kam mir ausserordentlich neu und klar vor ... Für keine von allen philosophischen Richtungen begeisterte ich mich dabei so wie für den Skeptizismus, der mich eine Zeitlang in einen Zustand versetzte, der an Wahnsinn grenzte: ich bildete mir ein, ausser mir sei niemand und nichts auf der ganzen Welt vorhanden, die Dinge seien nicht Dinge, vielmehr nur Bilder solcher, die mir

dann erschienen, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf sie richtete, wenn ich aber nur aufhörte, an sie zu denken, so verschwänden diese Bilder sogleich wieder. Mit einem Wort: ich war mit Schelling der Ueberzeugung, dass nicht die Dinge vorhanden sind, vielmehr nur unsere Beziehungen zu ihnen. Es gab Augenblicke, wo ich unter dem Eindruck dieser permanenten Vorstellungen zu einer solchen Stufe von Narrheit gelangte, dass ich mich manchmal blitzschnell nach der anderen Seite umsah, in der Hoffnung, das Nichtsein, die Leere da zu überrumpeln, wo ich nicht war ... Mein schwacher Verstand vermochte nicht, das zu durchdringen, was nicht zu durchdringen ist. In der überschweren Anstrengung verlor ich aber, eine nach der anderen, die Ueberzeugungen, die ich um meines Lebensglückes willen niemals auch nur zu berühren hätte wagen sollen ... Aus dieser ganzen schweren moralischen Arbeit gewann ich nichts als eine gewisse Gewandtheit im Denken, die in mir die Willenskraft schwächte, sowie die Gewohnheit zu ständiger Moralanalyse, durch welche die Frische des Gefühls vernichtet ward und auch die Klarheit des Urteils.

Meine Neigung zu abstrakter Ueberlegung hatte zudem in solch unnatürlichem Masse in mir die Bewusstheit entwickelt, dass ich oft, wenn ich begann, über die einfachste Sache nachzudenken, in einen ausgangslosen Kreis der Analyse meiner Gedanken verfiel. Ich dachte dann schon nicht mehr an die Frage, die mich beschäftigt hatte, ich dachte nur noch daran, woran ich jetzt gerade dachte. Wenn ich mich frug: „Woran denke ich jetzt?“ „Ich denke, woran ich denke!“ „Aber jetzt, woran denke ich jetzt?“ „Ich denke, dass ich denke, woran ich denke, und so weiter.“ — Der Verstand machte gleichsam eine Umgehung um die Vernunft ... Indessen schmeichelten die philosophischen Entdeckungen, die ich machte, ausserordentlich meiner Selbstliebe. Ich stellte mich mir selber oft vor als einen grossen Mann, der zum Heile der gan-

zen Menschheit neue Entdeckungen macht, und in dem stolzen Gefühl meiner Würde blickte ich dann auf die anderen Sterblichen hin. Aber seltsam: wenn ich mit diesen Sterblichen zusammentraf, war ich schüchtern vor einem jeden in ihnen, und je höher ich mich in meiner eigenen Schätzung stellte, um so unfähiger ward ich, vor anderen das Bewusstsein meiner eigenen Würde zum Ausdruck zu bringen, ja ich vermochte gar nicht einmal, mir abzugewöhnen, rot zu werden bei den einfachsten Worten und bei den natürlichsten Bewegungen!"

Wir sehen mithin in dem sechzehnjährigen Tolstoi bereits zwei Hauptrichtungen seines Wesens in voller Entwicklung: Liebe zur Reflexion und unwiderstehlichen Hang zur Selbstpeinigung. Wir erkennen hier des weiteren bei noch ausgesprochenen, rein geistigen Interessen, bei einem instinktiven Suchen nach der Wahrheit um ihrer selber willen, oder, was vielleicht dasselbe bedeutet, um den Genuss, den das Suchen nach ihr bereitet, dass die Ergebnisse des Denkens bereits bei Tolstoi stets mit einer unwillkürlichen Rückbeziehung auf die eigene Person erlebt werden, die dann den Denker wider Willen und vorschnell ablenkt von seinen Gedanken. Kann sich der Knabe auch noch beim Denken vergessen, so kommt er sich selber sofort wieder zum Bewusstsein, sich selber mit allen seinen Wünschen und Eitelkeiten und seinem ewigen sich mit anderen Vergleichenmüssen, sobald er ein einigermassen abschliessendes Denkergebnis in Händen hält. Dieser Mensch, den Gott zum Künstler schuf, konnte eben niemals loskommen von sich selber. Und er wäre darum ein rettungsloser Egoist geworden, wenn ihm nicht Gott ein Ich gegeben hätte, das immer und überall unauflöslich sich verbunden fühlte mit dem Schicksal der ganzen Menschheit. Und gerade darum vermochte vielleicht diese überreiche Seele nicht herauszutreten aus sich selber, weil sie sich so unlöslich verknüpft wusste mit der ganzen Menschheit, an der sie teilnehmend hing. Wohl war Tolstoi

von früh auf auch rein persönlich überempfindlich: wie hätte er sonst auch teilnehmen können an denen, deren Hilferufe alle anderen überhören? Und ferner! So oft Tolstoi sich persönlich verletzt fühlte, glaubte er die angegriffen, an denen seine Seele hing. Und wenn er schüchtern war und sich schämte jeder linkischen Bewegung, so geschah dies doch vor allem deshalb, weil er sein Ich beladen wusste mit dem Geschick der ganzen Menschheit. So fürchtete er, sie nicht achten zu lassen, wenn er selber im Auftreten es ermangeln liess an Selbstbewusstsein und an Selbstbeherrschung.

Viertes Kapitel

Tolstois Jünglingsjahre

Die nächsten fünf Jahre verlebten Tolstois in Kasan, mit Ausnahme wiederum des Sommers, den sie regelmässig in Begleitung von Pelagea Iljinischna in Jasnaja Poljana zuzubringen pflegten. Tolstois ältester Bruder Nikolai trat von der Moskauer Universität in die Kasaner über, und zwar in die mathematische Fakultät, deren Kurs er 1844 mit dem Titel eines „wirklichen Studenten" beendigte. Die beiden folgenden Brüder, Sergej und Dimitri, traten im Frühjahr 1843 ebenfalls in die mathematische Fakultät der Kasaner Universität ein und beendigten den Kurs als „wirkliche Studenten" im Jahre 1847. Tolstoi selber hatte, so scheint es, die diplomatische Karriere in Aussicht genommen, wenigstens bereitete er sich in den Jahren 1842—1844 zum Eintritt in die Fakultät der orientalischen Sprachen vor, und zwar mit grossem Eifer. Hatte ihm bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr, nach eigenem Geständnis, das Lernen wenig Freude bereitet, so war ihm jetzt die Aussicht, freier Student zu werden, ein mächtiger Ansporn.

Er selber meint zwar (in seiner bekannten Art, auch bei sich zunächst nach selbstsüchtigen Motiven zu suchen), es habe ihm vor allem Spass gemacht, mit der Kreide an die Schultafel mathematische Formeln aufzuschreiben, die niemand im Hause verstanden habe ausser ihm, — das sei ihm interessant vorgekommen. Das Aufnahmeexamen für die orientalische Fakultät war indes durchaus kein leichtes. Es ward Vorbereitung verlangt in der arabischen und in der türkisch-tartarischen Sprache. Wiewohl nun Tolstoi bei der Aufnahmeprüfung im Frühjahr 1844 gerade in den orientalischen Sprachen (sowie auch in Französisch, Deutsch und Englisch) mit „sehr gut" bestand, fiel er doch durch, weil er in Latein ein „wenig befriedigend" und in allgemeiner und in russischer Geschichte, in Statistik und in Geographie „nicht befriedigend" erhielt. In diesen letzten Fächern unterwarf sich Tolstoi noch im Herbste desselben Jahres erfolgreich einer Nachprüfung und ward nunmehr zur Universität zugelassen. Zunächst gab er sich den Jugendfreuden hin. Und es muss gleich hier betont werden, dass die Behauptung, Tolstoi habe jemals ein wüstes Leben geführt, ins Reich der Fabel gehört. Tolstois ganzes Wesen war von Hause aus auf ein ernstes Leben gerichtet, und wenn er sich später in seiner „Beichte" die schlimmsten Sünden vorwirft, so kennen wir bereits seinen Hang zur Selbstverleumdung, der damals noch mächtig bestärkt war durch das Bedürfnis nach einem völlig neuen Leben. Zudem liegt Tolstois ganzes Leben so offen vor uns, dass uns gar kein anderes Urteil erlaubt ist, als dass Tolstoi in seiner Jugend hier und da einmal so gelebt hat, wie die jungen Leute seines Kreises ständig lebten, um das dann jedesmal unmittelbar danach so zu bereuen, wie das keinem von seinen Kameraden jemals einfiel.

Als Tolstois Universitätsgenosse N. P. Sagoschin fünfzig Jahre später (1894) über Tolstois Universitätsjahre schrieb

und dabei die Aeusserung tat, der Student Tolstoi habe seiner Umgebung gegenüber einen instinktiven Protest empfinden müssen, schrieb Tolstoi an den Rand: „Ich fühlte durchaus keinen Protest, ich liebte es sehr, mich in der damals sehr guten Kasaner Gesellschaft zu vergnügen!" Und als dann weiterhin noch derselbe Sagoschin sich erstaunen zu müssen glaubte darüber, dass Tolstoi die moralische Kraft besessen habe, den Versuchungen seiner Kasaner Umgebung Widerstand zu leisten, bemerkt auch dazu Tolstoi: „Ich bin ganz im Gegenteil dem Schicksal äusserst dankbar dafür, dass ich meine erste Jugend in einer Umgebung zubrachte, wo es möglich war, als junger Mensch jung zu sein, ohne Fragen zu berühren, denen man noch nicht gewachsen ist, und wo man ein zwar müssiges und üppiges, aber keineswegs verworfenes Leben führte!"

In der Wintersaison 1844—1845 sah man den jungen Tolstoi auf den Bällen des Gouverneurs, des Adelsmarschalls und der vornehmen Mädcheninstitute. Maskeraden, Schauspiele, lebende Bilder, Konzerte und Ausflüge wechselten in ununterbrochener Reihenfolge. Ueberall war der junge Graf als Enkel des einstigen Gouverneurs gerne aufgenommen und als eine gute Partie sehr geschätzt. Dabei war aber Tolstoi nach den übereinstimmenden Aussagen von Zeitgenossen und Kameraden durchaus nicht das, was man einen Courmacher oder Süssholzraspler nennt, wie seine Standesgenossen, die „Studentenaristokraten". Vielmehr soll er stets eine gewisse Eckigkeit und Verlegenheit an den Tag gelegt haben, gleich „als ob er sich unwohl fühlte in der Rolle, zu der ihn seine Geburt zwang".

Bei solchen Zerstreuungen ist es nicht gerade verwunderlich, dass das übliche Halbjahrsexamen ungenügend ausfiel. Das hinderte indes Tolstoi keineswegs, seinen bisherigen Lebenswandel fortzuführen; zur Fastenzeit trat er sogar mit seinem Bruder Sergej mit grossem Erfolge in einer Wohltätigkeitsvorstellung auf (in einem Zeitungsbericht lesen wir darüber:

„Ausserordentlich naiv war auch der ‚Bräutigam' Graf L. N. Tolstoi"). Beim Uebergangsexamen im Frühjahr (1845) fiel dann Tolstoi durch und hätte nun ein zweites Jahr auf dem ersten Kurs bleiben müssen. Das aber ging gegen seine Eigenliebe. Er zog es vor, sich in eine andere Fakultät überführen zu lassen, und zwar in die juristische. Nunmehr, in seinem zweiten Studienjahr, zeigte Tolstoi grösseren Fleiss. Er selber bemerkt darüber: „Zu Ende dieses Jahres begann ich zum ersten Male mich ernstlich zu beschäftigen und fand sogar einiges Vergnügen daran. Ausser den Fächern der Fakultät, von denen Rechtsenzyklopädie und Strafrecht mich interessierten (der deutsche Professor Vogel führte Besprechungen ein, darunter eine, die mich sehr interessierte: über die Todesstrafe), gab mir der Professor des bürgerlichen Rechtes, Meer, eine Arbeit: ‚ich solle Montesquieus ‚Der Geist der Gesetze' vergleichen mit der ‚Instruktion' der Kaiserin Katharina II., — und diese Arbeit beschäftigte mich sehr."

Tolstoi bestand denn auch im Mai 1846 das Uebergangsexamen in den zweiten Kurs mit „befriedigend" (sehr gut: Logik, Psychologie und Betragen; gut: Rechtsenzyklopädie, Geschichte des römischen Rechtes und lateinische Sprache; befriedigend: allgemeine und russische Geschichte, Rhetorik und Deutsch). In diesem zweiten Jahre seiner Studentenzeit ward übrigens auch Tolstoi „wegen Nichtbesuches der Vorlesungen über Geschichte" (wir werden später sehen, wie sehr seine Abneigung gegen dieses Fach in seiner ganzen Weltanschauung begründet lag) auf vierundzwanzig Stunden in den Karzer gesetzt. Sein damaliger Leidensgenosse, ein gewisser Nasareff, hat einige sehr charakteristische Mitteilungen über die Gespräche gemacht, die er damals mit Tolstoi führte. Als Nasareff Lermontoffs „Dämon" hervorholte, äusserte sich Tolstoi mit grosser Ironie über Verse im allgemeinen. Beim Anblick von Karamsins „Neuester Geschichte", die Nasareff

ebenfalls mitgebracht hatte, meinte Tolstoi, Geschichte sei der allerlangweiligste Lehrgegenstand und eigentlich ein völlig nutzloser. „Die Geschichte ist nichts anderes, als eine Sammlung von Fabeln und zwecklosen Kleinigkeiten, überschüttet mit einer Masse von nutzlosen Ziffern und Eigennamen!" Von der Geschichte kam dann Tolstoi auf die Universität zu sprechen, „den Tempel der Wissenschaft", wie er sie höhnisch nannte. Zunächst verspottete er, und vielfach mit grossem Witz, seine sämtlichen Professoren, dann fuhr er fort: „Und trotzdem sind wir beide im rechte zu erwarten, dass wir aus diesem ‚Tempel' als nützliche, wissende Menschen hervorgehen. Aber was bringen wir tatsächlich aus der Universität mit? Denken Sie darüber nach, und antworten Sie mir auf Ehre und Gewissen! Was bringen wir aus diesem ‚Heiligtum' mit, wenn wir nach Hause aufs Land zurückkehren? Wozu werden wir tauglich sein, wem werden wir nützen?" frug er immer und immer wieder.

Diese Auslassungen des Achtzehnjährigen sind äusserst bemerkenswert in Hinsicht auf Tolstois spätere Stellung zur Wissenschaft. Wie sehr wir dabei die geistige Selbständigkeit des Jünglings anerkennen, und wie sehr uns andererseits seine verblüffende Ehrfurchtslosigkeit abstösst, dürfen wir doch nicht vergessen, dass Tolstoi von einer russischen Universität unter der Regierung Nikolais I. sprach, das heisst von einer polizeilich überwachten Bildungsanstalt in einem despotisch regierten Lande zur Zeit der schlimmsten Reaktion. Dabei sprach Tolstoi noch von einem Fach (die Geschichte), das als Wissenschaft an sich unmöglich unter einem despotischen Regimente, zu jener Zeit, wie wir aus gleichzeitigen Quellen wissen, in geradezu komischer Weise ad usum delphini zurechtgestutzt war. Wir werden wohl kaum fehlgehen in der Annahme, dass an Tolstois späterer, von ihm selber immer wieder betonter Wissenschaftsverachtung die Kasaner Uni-

versität der vierziger Jahre wenigstens zu einem grossen Teile die Schuld trägt. Tolstoi hat da eben gar nicht tatsächliche Wissenschaft kennen gelernt, vielmehr nichts als polizeilich beschnittene Wissensbrocken. In diesem Zusammenhang ist aber auch noch zu bemerken, dass Tolstoi sich selber zu bilden anfängt in den fünfziger Jahren: zu der Zeit, als jener unselige naturwissenschaftliche Dogmatismus herrschte, der aus tüchtigen Naturwissenschaftlern miserable Weltenerklärer machte (Vogt, Büchner, Moleschott). Ihre Weltanschauungen nahm nun Tolstoi kritiklos für das Ergebnis der Naturwissenschaft hin, während es sich hier tatsächlich um Metaphysik schlechtester Art handelt, die nur von Naturwissenschaftlern gepredigt wurde. Tolstoi, der den „exakten" Aberglauben nie völlig überwand (alles, was er überhaupt an wissenschaftlicher Methode besitzt, stammt daher), ist diesen Irrtum nie losgeworden. Er hat niemals begriffen, dass metaphysischer Materialismus nicht das Ergebnis der exakten Naturwissenschaft, vielmehr allenfalls ihre Methode ist. Später, als er sich bereits bekehrt hatte, las er wissenschaftliche Bücher (sofern er solche las) von vornherein nur in der Absicht, sie zu widerlegen. Seine Methode, das heisst sein Mangel an jeglicher Methode, ist dabei bis zuletzt derselbe geblieben. So viel im voraus zum Kapitel von Tolstois Verachtung der Wissenschaft.

Wir dürfen hier wohl auch die Frage aufwerfen, ob Tolstois Verwerfen allen historischen Denkens (wir wissen dabei nicht, ob er hier aus der Not eine Tugend macht, oder ob er umgekehrt das unhistorische Denken braucht, um Gefühlsbeunruhigungen gleichsam kosmische Beruhigung versprechen zu können) nicht auch zum Teil wenigstens von jener falschen Auffassung der Geschichte herrührt, die ihm auf der Kasaner Universität beigebracht worden war, und die er selber wohl trefflich charakterisiert hat in dem, was er oben sehr naiv als das

Wesen der wissenschaftlichen Geschichte bezeichnet. Es ist im Anfang bereits darauf hingewiesen worden, dass ein Quell des russischen Nihilismus wohl darin zu suchen ist, dass den Russen die westeuropäische Wissenschaft immer nur im polizeilich zugeschnittenen Gewande verabreicht wurde, und dass die Russen von jeher in solcher Karikatur einer Wissenschaft das eigentliche Wesen der Wissenschaft erblickten. Den hohen Mut aber, der sich offenbart in einem Suchen nach Wahrheit auf jede Gefahr hin, hat kein russischer Wissenschaftsverächter je begriffen, und auch Tolstoi ist dies sein Leben lang verschlossen geblieben. Sein Wahrheitssuchen galt immer nur der Beruhigung seines Gewissens. So ist er als Denker im achtzehnten Jahrhundert, dem unhistorischen Jahrhundert, stehengeblieben und hat in Jean Jacques Rousseau für immer seinen Lehrer gefunden. Fraglich ist es aber, ob diese Verehrung für Rousseau so kritiklos geblieben wäre bei Tolstoi, wenn er das Glück gehabt hätte, mit wirklicher Wissenschaft in Berührung zu kommen und Europas Geist zu begreifen. Und der geht einem nicht auf, wenn man einige Wochen lang deutsche Volksschulen und deutsche Universitäten besucht, dort aufs freundlichste aufgenommen wird, um sich nachher in Schmähungen über beides zu ergehen. Tolstoi hat aber, wie so viele seiner Landsleute, Europas Wissenschaft wohl vor allem darum so gehasst, weil Verstümmelungen von ihr — in denen er ihr eigentliches Wesen ansprach — ihm unter Polizeiaufsicht auf Schule und Universität verabreicht wurden, und das Auswendiglernen der zusammenhanglosen Fragmente westeuropäischer Bildung im Examen über seine Zukunft entschied. Tolstoi wäre wohl kaum jemals Wissenschaftler geworden. Bei seiner sittlichen Empfindlichkeit und den nicht zu übersehenden Schäden des russischen Lebens mussten in ihm die praktisch-ethischen Bedürfnisse überwiegen. Tolstoi wäre aber wohl, wenn über seiner Studentenzeit ein glücklicherer Stern ge-

schwebt hätte, der Wissenschaft wenigstens nicht mit solcher Ehrfurchtslosigkeit begegnet, die ihn so blossstellt, und uns von vornherein mit Misstrauen erfüllt. Indessen spricht es für Tolstois wissenschaftliches Gewissen, dass er auf der russischen Universität der damaligen Zeit nicht bleiben wollte. Wenn er sich auch noch einmal zum Uebergangsexamen meldete und glatt durchfiel, so war das offenbar nur Formalität, Beruhigung seines Gewissens: denn er hatte sich überhaupt nicht vorbereitet. Im April 1847 reichte dann Tolstoi „wegen zerrütteter Gesundheit und häuslicher Umstände halber“ sein Entlassungsgesuch ein und erhielt ein im ganzen ehrenvolles Abgangszeugnis von der Universität ausgestellt.

Als in den neunziger Jahren Tolstois deutscher Biograph Löwenfeld den Greis frug, warum er bei seinem stets unersättlichen Wissensdurst damals die Universität verlassen habe, antwortete Tolstoi wie folgt:

„Darin bestand vielleicht gerade die Hauptursache meines Austritts aus der Universität. Mich interessierte mässig, was unsere Lehrer in Kasan lehrten. Erst beschäftigte ich mich ein Jahr lang mit orientalischen Sprachen, machte aber sehr geringe Fortschritte. Ich gab mich allem mit Feuereifer hin, las eine grosse Menge Bücher, aber alles in ein und derselben Richtung. Wenn mich irgendeine Frage interessierte, so wich ich von ihr nicht nach rechts noch nach links, und bemühte mich, alles kennen zu lernen, was irgendwie ein Licht werfen konnte eben auf diese eine Frage. So war es mit mir auch in Kasan.“

An anderer Stelle äussert sich Tolstoi noch folgendermassen über seinen Austritt aus der Universität:

„Die Ursachen meines Abganges von der Universität waren zweifache: Erstens, dass mein Bruder den Kurs beendigt hatte und abreiste. Zweitens, wie seltsam es auch erscheinen mag, die Arbeit über Kaiserin Katharinas ‚Instruktion‘ und den

‚Geist der Gesetze' (ich besitze sie heute noch) eröffnete mir ein neues Gebiet selbständiger Geistesarbeit, während die Universität mit ihren Forderungen eine solche Arbeit nicht nur nicht förderte, ihr vielmehr nur im Wege stand."

Diese bereits erwähnte Arbeit über die „Instruktion" der Kaiserin Katharina hat demnach Tolstoi, mehr als alles andere, zur Ueberzeugung gebracht, dass für ihn auf einer russischen Universität der damaligen Zeit kein Raum sei. Tolstoi fand nämlich (und das ist für einen achtzehnjährigen Studenten der damaligen Zeit wahrhaft erstaunlich), dass in der „Instruktion" zwei Grundsätze vorliegen: die revolutionären Ideen des damaligen Europas (sie sind ausnahmslos Montesquieu entnommen) und der Despotismus und die Ruhmsucht der Kaiserin Katharina. Letzteres Prinzip gewinnt die Oberhand. Tolstoi kommt zu dem Schluss, die „Instruktion" der Kaiserin Katharina habe mehr Ruhm ihrer Verfasserin eingetragen, als Nutzen geschaffen für Russland. Natürlich wäre die Veröffentlichung eines solchen Ergebnisses unmöglich gewesen in der damaligen Zeit.

Werfen wir nunmehr noch einen flüchtigen Blick auf das Seelenleben Tolstois während der eben beschriebenen Epoche, das heisst von seinem sechzehnten bis zu seinem neunzehnten Lebensjahre. Tolstoi selber hat uns ausführlich darüber berichtet im „Jünglingsalter". Den Uebergang vom Knaben zum Jüngling kennzeichnet er dort wie folgt:

„Das Wesen meiner damaligen Weltanschauung bestand in der Ueberzeugung, dass die Bestimmung des Menschen im Streben nach sittlicher Vervollkommnung beruht, und dass diese Vervollkommnung leicht möglich und ewig ist. Indessen hatte ich mich bis zu dieser Zeit nur an der Entdeckung neuer Gedanken ergötzt, die aus diesen Grundüberzeugungen herausflossen, und auch an dem Aufstellen glänzender Pläne einer sittlich tätigen Zukunft. Mein Leben ging aber dabei seinen

unveränderten, kleinlichen, verwöhnten und müssigen Gang. Diese Tugendgedanken . . . gefielen vorderhand nur meinem Verstande, nicht meinem Gefühle. Es kam aber eine Zeit, da stiegen diese Gedanken mir mit so frischer Kraft einer sittlichen Entdeckung in den Kopf, dass ich erschrak, wenn ich daran dachte, wieviel Zeit ich verloren hatte. Und alsogleich, noch im selben Augenblicke, wollte ich dann diese Gedanken auf das Leben anwenden, in dem festen Entschluss, ihnen schon niemals mehr untreu zu werden. Von dieser Zeit an rechne ich den Beginn meines Jünglingsalters."

Seine äussere Persönlichkeit während dieser Lebensepoche beschreibt Tolstoi so:

„Mein Aeusseres, davon hatte ich mich überzeugt, war nicht nur nicht hübsch, ich konnte mich sogar nicht einmal trösten mit den in ähnlichen Fällen üblichen Tröstungen. Ich konnte nicht sagen, dass ich ein ausdrucksvolles, kluges oder edles Gesicht mein eigen nenne . . . Es war nichts Ausdrucksvolles darin, die allergewöhnlichsten, groben und hässlichen Züge. Die Augen waren klein, grau und besonders dann, wenn ich mich im Spiegel betrachtete, eher dumm als klug. Männliches war noch weniger an mir. Ungeachtet dessen, dass ich nicht klein von Wuchs und sehr kräftig für meine Jahre war, waren alle Züge meines Gesichtes weich, verschwommen und unbestimmt. Ja, nicht einmal irgend etwas Vornehmes hatte ich an mir. Im Gegenteil! Mein Gesicht war das eines gewöhnlichen Bauern, und besonders grosse Füsse und Hände hatte ich, und das schien mir in damaliger Zeit etwas, worüber man sich schämen müsse!"

Sicherlich kann man dies Selbstporträt kaum als geschmeichelt bezeichnen. Dabei passt manches noch durchaus auf den späteren Tolstoi, nur dass dessen durchgeistigter Ausdruck den tatsächlich einfachen Bauernzügen eine unvergleichliche, von innenher stammende Schönheit verlieh. Ich habe den Greis

1893 (oder 1894) im Moskauer Volkstheater im Bauernpelz sitzen gesehen, und, ohne ihn erst erkannt zu haben, den Eindruck einer überlegenen Geistigkeit empfangen, — und davon muss immer etwas in Tolstois Zügen gelegen haben. Erfahren wir doch, dass er sein Leben lang, in welchem Kreise er auch auftreten mochte, wie selbstverständlich sogleich die erste Stelle einnahm.

Ebenso aufrichtig wie dieses Selbstporträt dürfte wohl auch die folgende, für das Jünglingsalter an sich typische Schilderung von Tolstois damaligem Seeleninventar sein:

„In diesem Zeitabschnitt, den ich für den Ausgang meines Knabenalters und den Beginn meiner Jünglingszeit halte, bildeten vier Gefühle die Grundlage meiner Träume: die Liebe zu ‚ihr', zu dem vorgestellten Weibe, von dem ich immer in ein und demselben Sinne träumte, und der ich jede Minute irgendwo begegnen zu müssen glaubte . . . Das zweite Gefühl war die Liebe zur Liebe. Ich wünschte, dass alle mich kennen und lieben sollten, ich wünschte, dass, wenn ich meinen Namen nenne, alle von dieser Nachricht betroffen, mich umringen und mir für irgend etwas danken sollten. Das dritte Gefühl war die Hoffnung auf ein aussergewöhnliches, irgendwie meiner Eigenliebe schmeichelndes Glück, — eine so starke und feste Hoffnung, dass sie zur Verrücktheit ward. — Ich war so tief davon überzeugt, dass ich sehr bald infolge irgendeines aussergewöhnlichen Ereignisses plötzlich zum allerreichsten und allerberühmtesten Menschen auf der Erde werde, dass ich mich unaufhörlich in unruhiger Erwartung befand von irgend etwas zauberhaft Glückhaftem. Das vierte und Hauptgefühl war die Abneigung vor mir selber und die Reue, aber eine bis zu einem solchen Grade mit Hoffnung auf Glück übergossene Reue, dass sie nichts Trauriges mehr an sich hatte. Mir schien es so leicht und natürlich, mich von allem Vergangenen loszureissen, alles in mir umzuformen und alles zu ver-

gessen, was gewesen war, und mein Leben in allen seinen Beziehungen vollkommen von neuem zu beginnen, dass das Vergangene nicht auf mir lastete, dass es kein Hemmnis für mich war. Ich ergötzte mich sogar an meinem Widerwillen vor meiner Vergangenheit und bestrebte mich, sie düsterer zu schauen, als sie tatsächlich war: je schwärzer der Kreis der Erinnerungen an das Vergangene war, um so reiner und heller hob sich aus ihm ab der helle, reine Punkt der Gegenwart und von ihm aus ergossen sich nach allen Seiten hin die Regenbogenfarben der Zukunft. Diese Stimme der Reue und eines leidenschaftlichen Verlangens nach Vollkommenheit war mein hauptsächliches Erlebnis in jener Epoche meiner Entwicklung, und es schuf eine neue Grundlage für meinen Blick auf mich selber, auf die Menschen und auf die Gotteswelt."

Die Stimme der Reue und des leidenschaftlichen Verlangens nach Selbstvervollkommnung, die schon der Jüngling Tolstoi als den Hauptbeweggrund seiner Seele anerkennt, sie ist es sein ganzes Leben hindurch geblieben, ungeschwächt und durch nichts aufgehalten. Sonst bemerkt der Jüngling in sich die gleichen Eigenschaften, die er als Knabe an sich wahrgenommen hatte, nur dass sie alle eine grössere Entschiedenheit zeigten, vielfach sogar aus Fehlern zu Tugenden wurden, so zum Beispiel, wenn des Knaben übergrosse Eigenliebe sich so weit in andere zu versetzen vermag, dass er sich schämt für sie, wenn sie unvornehm handeln, dass er errötet für sie, wenn sie vor ihm lügen, und dass es völlig unmöglich für ihn ist, mit Menschen umzugehen, denen er es nicht sagen darf, wenn sie seiner Meinung nach unrecht tun. Tolstois moralisches Empfinden ist dabei bereits so überfein geworden, und immer noch so unlösbar verknüpft geblieben mit seiner Eigenliebe, dass, wenn er verletzt wird, vor allem dadurch, dass ihm selber unrecht geschieht, ihm plötzlich alles das gar nichts mehr gilt, was vordem sein ganzes Streben erfüllte. Immer noch ist Tolstoi

misstrauisch aus Eigenliebe, und dann sehr leicht geneigt, schlechte Beweggründe anzunehmen bei denen, durch die er, meistens ohne deren Schuld, sich irgendwelcher vermeintlichen oder wirklichen Schwäche bewusst wird. Freilich ist der Jüngling Tolstoi noch leicht bereit, sein Unrecht einzusehen und dann bis zur Selbstzerknirschung Reue zu empfinden. Tolstoi fühlt sich mit einem Worte unfrei vor solchen Menschen, die ihm viel schlechter erscheinen als er sich selber (weil er sich für sie schämt), vor solchen, die ihm viel besser vorkamen, als er sich selber, weil er sich vor ihnen schämte und geneigt war, anzunehmen, sie wollten ihn demütigen, und vor allem vor solchen, die er nicht aufmerksam machen durfte auf das, was er für sie notwendig erachtete. Ueberhaupt wahrheitsliebend bis zum Fanatismus ertappt sich der werdende Dichter öfters dabei, wie er ohne jeden Grund lange Geschichten erzählt, an denen kein Wort wahr ist. Tolstoi erkennt hier nicht das Uebermass einer dichterisch beschwingten Phantasie, er glaubt vielmehr Unaufrichtigkeit sich vorwerfen zu müssen und leidet darunter. Dabei zeigt ihm aber bereits jetzt sein überreicher Geist auch gleich wieder den Ausweg aus jedem Zwiespalt mit sich selber: nie ohne Erfolg appelliert der Jüngling an seine Ideale und beruhigt hieraus alle seine Seelenkämpfe. Und wie ihn das Unglück anderer leicht zu Tränen zu rühren vermag, so besitzt er auch in hervorragendem Masse die Gabe, sich selber zu rühren. Er sieht das aber nachträglich immer ein und lacht sich dann einfach aus. Denn es ist bereits sehr viel Bewusstes in diesem Jüngling. Bei alledem ist seine Seele ebenso gesund wie sein Körper. Er kannte die grundlose Heiterkeit glücklicher Jugend, er kannte das stille, selige Schweifen der Gedanken, und er kannte auch die Mondscheinschwärmerei und die Sehnsucht der jungen Seele nach Gott:

„Der Mond aber stand höher und höher und heller und hel-

ler am Himmel, der üppige Glanz des Teiches, der gleichmässig zunahm wie ein Klang, ward klarer und klarer. Schwärzer und schwärzer wurden die Schatten, durchsichtiger und durchsichtiger das Licht . . . Auf alles dies sah und hörte ich hin und sagte mir, dass ‚sie' mit entblössten Armen und feurigen Umarmungen noch längst, längst nicht alles Glück bedeute, dass auch die Liebe zu ihr längst, längst noch nicht alles Heil in sich schliesst. Und je länger ich schaute nach dem hohen vollen Mond, um so höher und höher erschien mir die wahrhaftige Schönheit und das Heil, und um so reiner und reiner und näher und näher ihm, dem Urquell alles Schönen und Heilspendenden. Und Tränen einer seligen, unbefriedigten, tief erregenden Freude stiegen mir in die Augen. Und immer war ich allein . . .

Und immer schien es mir, als ob die geheimnisvolle, hoheitsvolle Natur zu sich hingezogen habe den hellen Kreis des Mondes, der nun irgendwie stille stand an einem hohen unbestimmten Orte des blassblauen Himmels. Und immer schien es mir, als ob die geheimnisvolle, hoheitsvolle Natur die ganze, nicht zu erfassende Weite mit sich erfüllte — und ich, ein nichtiger Wurm, schon angekränkelt von allen kleinlichen, ärmlichen Menschenleidenschaften, aber mit dem ganzen unfassbaren, mächtigen Drang der Liebe —, mir erschien es immer in diesem Augenblicke, als ob die Natur und der Mond und ich nur ein und dasselbe wären."

Der Jüngling Tolstoi nimmt indes durchaus auch teil an den Vorurteilen seiner Klasse und seines Alters. Schon in dieser Zeit beginnt er ein Doppelleben zu führen, worin freilich nichts Unnormales liegt für einen jungen Menschen, der eben ins Leben eintritt.

Die Neuheit des Lebens da draussen, die Ehrfurcht vor denen, die dies Leben führen, lässt es nicht dazu kommen, dass man der inneren Stimme allein recht gibt. Man missachtet sie

aber auch nicht. So lebt Tolstoi vor Freunden und Bekannten ein Leben voller Lebensfreude und Lebensmut, und dabei gleichzeitig für sich selber ein Leben, das ganz Gewissensprüfung ist und lauterstes Streben nach Selbstvervollkommnung. Es mag dabei in den politischen Verhältnissen des Zeitalters gelegen haben, dass solches Doppelleben sich auch auf das geistige Ausleben erstreckte. Nicht bloss bei Tolstoi, bei dem ein Freund damals eine philosophische Abhandlung fand, die er durchaus nicht als Tolstois Werk anerkennen wollte. Alle geistig selbständigen Männer dieser Zeit waren damals gezwungen, ihr Geistesleben im verborgenen zu führen. Lermontoff fand dafür dichterischen Ausdruck:

„Trau', jugendlicher Schwärmer, dir selber nicht zu sehr,
Flieh' die Begeisterung wie schlimm' Erkranken,
Sie ist ein Irrlichtleuchten des kranken Geists, nicht mehr,
Der Zorn gefesselter Gedanken." (Bodenstedt.)

Lermontoff selber hat sein Geistesleben so gut zu verbergen verstanden, dass, als er kaum achtundzwanzigjährig im Duell gefallen war, keiner seiner Freunde ahnte, welche geistige Macht mit ihm dahingeschwunden war. Sie hielten ihn für einen lustigen Kameraden, für weiter nichts. Das alles vermag auch des Studenten Tolstois Doppelleben zu erklären. Vielleicht aber war solches Doppelleben für ihn viel natürlicher als für viele andere, weil von Hause aus zwei scharf gesonderte Seelen in ihm lebten. Er selber schildert wohl die eigene Doppelnatur in jenem Fürsten Nechludoff im „Jünglingsalter" (unter welchem Namen Tolstoi bekanntlich den ernsteren Teil seines Wesens zu selbständigem Leben zu gestalten pflegte), von dem es dort heisst: „In ihm waren zwei verschiedene Menschen. Einer davon, den ich leidenschaftlich liebte, war gut, freundlich, sanft, heiter und dieser liebenswürdigen Eigenschaften bewusst. Wenn er sich in dieser Seelenverfassung befand, so

schien sein ganzes Aeussere, der Klang seiner Stimme und alle seine Bewegungen zu sagen: ‚Ich bin sanft und tugendhaft, ich freue mich daran, dass ich sanft und tugendhaft bin, und ihr alle könnt das sehen!‘ Der andere Mensch in ihm, den ich jetzt erst zu verstehen begann, und vor dessen Hoheit ich mich beugte, war ein kalter Mensch: streng zu sich selber und zu anderen, stolz, religiös bis zum Fanatismus und bis zur Pedanterie moralisch.“

Wie nun bereits betont, gab sich Tolstoi nicht nur den Freuden des Studentenlebens hin, er übernahm auch durchaus die Vorurteile seiner Standesgenossen, der „Studentenaristokraten“, und wie das in seiner ehrlichen Natur lag, die nichts Halbes kannte, ging er auch hier bis zum Aeussersten. Bezeichnend aber für die seltene geistige Selbständigkeit Tolstois ist die schonungslose Kritik, die er selber, kaum acht Jahre später, in seinem „Jünglingsalter“ an den Vorurteilen seiner Studentenzeit übt. Es klingt fast nach der „Beichte“ des Fünfzigjährigen, wenn in einem besonderen Kapitel des „Jünglingsalters“ der Achtundzwanzigjährige so über sein Streben nach dem „comme il faut“ spricht, „das in seinem Leben einer der allerverderblichsten und verlogensten Begriffe gewesen sei, die ihm durch Erziehung und Gesellschaft eingeimpft worden seien“:

„Meine beliebteste und zumeist angewandte Einteilung der Menschen zu der Zeit, von der ich schreibe, war die Einteilung in Leute comme il faut und in Leute comme il ne faut pas. Die letzteren teilte ich wiederum in Leute, die im eigentlichen Sinne nicht comme il faut sind, und in das einfache Volk. Die Leute comme il faut achtete ich und hielt sie für würdig, mit mir die gleichen Beziehungen zu unterhalten. Die Leute nicht comme il faut, — ich stellte mich so an, als ob ich sie verachtete, in Wirklichkeit aber hasste ich sie und hegte ihnen gegenüber das Gefühl, als ob sie mich persönlich be-

leidigt hätten. Die Leute schliesslich, die ‚das Volk' ausmachen, waren für mich überhaupt nicht vorhanden, ich verachtete sie vollkommen. Mein comme il faut bestand vor allem und hauptsächlich in einer tadellosen französischen Aussprache. Ein Mensch, der das Französische schlecht aussprach, erregte in mir sogleich das Gefühl des Hasses: ‚Weshalb willst du sprechen wie wir, wenn du es nicht verstehst?' frug ich ihn in Gedanken mit giftigem Spott. Die zweite Bedingung des comme il faut waren lange, gereinigte Nägel. Die dritte Bedingung war die Kunst sich zu verbeugen und zu tanzen, die vierte und sehr wichtige war Gleichgültigkeit zu allem und jedem, und ständiger Ausdruck einer vornehmen, erheuchelten Langeweile. Ausserdem hatte ich noch allgemeine Kennzeichen, nach denen ich, auch ohne mit einem Menschen zu sprechen, entschied, zu welchem Range von Leuten er gehörte ... Das Verhältnis der Schuhe zu den Hosen entschied zum Beispiel in meinen Augen allsogleich die gesellschaftliche Stellung des Menschen ... Seltsam ist es dabei, dass gerade mir, der ich ausgesprochene Unfähigkeit zum comme il faut besass, dieser Begriff derart eingeimpft war, oder vielleicht ist er mir gerade deshalb so tief eingeprägt gewesen, weil es mir grosse Mühe bereitete, das comme il faut zu erreichen. Es ist mir furchtbar, daran zu denken, wieviel unschätzbare, beste Zeit in meinem sechzehnten Lebensjahre ich darauf verwendete, diese Eigenschaft zu erwerben."

In derselben Novelle „Jünglingszeit" erzählt auch Tolstoi, wie er, der verwöhnte Aristokrat, sich in Gesellschaft armer Studenten zum Examen vorbereitete, wie er denen durchaus nicht mit seiner Equipage imponierte, wie sie im Gegenteil nur zurückhaltender wurden, je mehr er seine bevorzugte Lage herauskehrte, und wie schliesslich e r sie beneidete. (Eine Schilderung übrigens, die bereits ein so tiefes soziales Verständnis erkennen lässt, dass man sich nur wundert, dass die soziale Um-

kehr Tolstois so spät erfolgte.) Tolstoi gibt auch bei dieser Gelegenheit eine ganz wundervolle Schilderung jenes kecken, lebensfrohen, übergewandten russischen Studententyps, der sich nur so kurze Zeit erhalten sollte. (Es ist dabei wohlfeil zu sagen, der Student habe sich nicht um Politik zu kümmern. Auch braucht man gar nicht einmal die wüsten Ausschreitungen des russischen Studenten in Abrede zu stellen. In einem Lande aber, wo die Not des Volkes zum Himmel schreit, und niemand sie sehen will ausser der Jugend, wer will da den Studenten verbieten, die Freuden ihres Alters zu verachten und politischem Märtyrertum zuzustreben?)

Mit der Gymnasialzeit verglichen, bedeutet die Studentenzeit wohl im allgemeinen zunächst eine Zeit des Stillstandes, ja der Entwürdigung, wenigstens der Banalisierung. Dabei muss es aber vielleicht weit eher als ein Zeichen einer dürftigen, als einer reichen Natur gelten, wenn eine asketische Lebensführung bereits beim Studenten einsetzt. Dem tritt ja das Leben so neu und vielgestaltig entgegen, dass er sich nicht auf einmal — selbständig — mit allem abzufinden vermag; und wenn es ihm dabei widerstrebt, das abzuurteilen, was er noch gar nicht kennt, so wird er wohl zunächst einmal (wenigstens bis zu einem gewissen Grade) das mitmachen, worin die älteren Kameraden das Beispiel geben. So tat auch der Student Tolstoi. Nun ist es aber in stammesgeschichtlicher Hinsicht interessant, dass Tolstois nur um ein Jahr älterer Bruder Dimitri, der immer ein stiller, ernster und fleissiger Knabe gewesen war, und den Tolstoi bis dahin nicht besonders bemerkt hatte („weil", so meint er, „meine Liebe zu ihm zu natürlich war"), auf der Universität plötzlich anfing, ein Mönchsleben zu führen, pedantisch streng die Vorschriften der Religion befolgte, nur noch in der Gefängniskirche zur Beichte ging, dort ungeachtet strengen Verbotes den Gefangenen Dienste leistete, seinen persönlichen Umgang nur unter den ärmsten Studenten

suchte, und mit einem unglücklichen jungen Mädchen, einem körperlich abstossenden Pflegling des Tolstoischen Hauses, freundschaftlich verkehrte. Wir werden auf das Schicksal des unglücklichen Dimitri noch zurückkommen müssen. Hier ist nur zu vermerken, dass auf den Studenten Tolstoi dieses Beispiel seines Bruders so wenig Eindruck machte, dass er, wie auch die anderen Brüder, Dimitri für einen Sonderling hielt, ihn seiner Uneleganz wegen ein wenig verachtete, trotzdem gerade dieser Bruder ihm letzten Endes hätte näherstehen sollen als die anderen. Indes scheint das doch begreiflich: Tolstois lebhafte Phantasie, sein überreicher Geist, hatte sich zunächst mit so unendlich viel Neuem abzufinden, dass er sich in der Zwischenzeit vom äusseren Leben tragen liess, ohne freilich jemals völlig die Zügel zu verlieren. Aus dem Zusammenprall dieser leidenschaftlichen, wissensdurstigen und unendlich eindrucksfähigen Seele, die da eben erst ihre Kräfte zu begreifen begann, und vor der nun diese wunderbare Welt in Rätselfülle auftauchte, aus diesem Zusammenprall musste zunächst der Dichter hervorgehen, der alle diese Dinge in sich spiegeln zu lassen sich gezwungen fühlte, und den es rastlos trieb, die Welt nachzugestalten, um ihrer Herr zu werden. Als Tolstoi dann ein halbes Leben lang sich abgerungen hatte mit dieser Welt, als er ihrer Herr zu sein glaubte, weil er sie nachgeschaffen hatte aus dem letzten Wünschen seiner Seele heraus in vielem von dem Köstlichsten, was diese Welt birgt, da erst kam der Asket zum Vorschein in ihm, der Bruder seines Bruders Dimitri, der in ihm geschlummert hatte von klein auf: da wollte er dann diese Welt biegen nach seinen Massen. Es war aber noch immer zu früh, und wird für jeden Sterblichen immer zu früh sein. Immer noch hatte Tolstoi nur ein Stück der Welt in Händen, das Stück von ihr, das er gemeistert hatte zum unsterblichen Kunstwerk, und er verkleinerte nun das Leben und verleumdete es in seiner für jedes Ein-

zelwesen Erklärung und Verzeihung bergenden Fülle, als er, ein Meister bereits, das Leben zu messen begann ausschliesslich nach den Bedürfnissen seines Gewissens!

Es mag in diesem Zusammenhang nun auch nicht weiter auffallen, dass das soziale Empfinden Tolstois sich in seinem Jünglingsalter kaum bemerklich macht. Er behauptet sogar, damals das Volk verachtet zu haben, was freilich nicht ganz wörtlich zu nehmen ist, wie alles, was dieser geborene Selbstpeiniger gegen die eigene Person vorzubringen weiss. Die Fülle neuer Eindrücke von der Welt da draussen und neuer Erfahrungen an sich selber drängte indes naturgemäss die Erkenntnis gesellschaftlicher Ungerechtigkeiten noch einmal in den Hintergrund. Wir werden dabei gleich sehen, dass dies nur auf sehr kurze Zeit geschah.

Von seinem religiösen Leben als Jüngling erzählt Tolstoi selber im „Jünglingsalter" so Ergreifendes, dass es uns unmöglich erscheint, die nachstehende, in der Beichte (1879) hiervon gegebene Schilderung allzu wörtlich zu nehmen. Immerhin darf sie auch nicht übergangen werden:

„Da ich bereits im fünfzehnten Jahre philosophische Werke zu lesen begann, war mein Abfall von der Kirche sehr früh ein bewusster. Mit sechzehn Jahren hörte ich auf zu beten und aus eigenem Antriebe in die Kirche zu gehen und zu beichten. Ich glaubte nicht mehr alles das, was mir von Kindheit auf gelehrt ward, aber ich glaubte an irgend etwas. Woran ich glaubte, hätte ich nicht zu sagen vermocht. Ich glaubte auch an Gott, oder besser gesagt, ich leugnete nicht Gott. Welchen Gott aber, das hätte ich nicht zu sagen vermocht. Ich verneinte auch nicht Christus und seine Lehre, worin aber seine Lehre bestand, das hätte ich nicht zu sagen vermocht. Wenn ich mich jetzt an diese Zeit erinnere, so sehe ich klar, dass mein Glaube — das, was ausser tierischen Instinkten mein Leben leitete, mein einziger, wahrhafter Glaube in dieser Zeit — der Glaube

an Selbstvervollkommnung war. Worin aber die Selbstvervollkommnung bestand, und was ihr Ziel war, hätte ich nicht zu sagen vermocht!"

Das mag hingehen, nur unterschätzt Tolstoi hier wie stets, so will es mir scheinen, den unbewussten religiösen Trieb in sich. Es ist dies eine Unart, die er, meiner Ansicht nach, aus dem unseligen dogmatischen Positivismus seiner Bildungszeit, der fünfziger Jahre, übernahm und nie losgeworden ist. Ich meine die Neigung Tolstois, nur diejenigen unserer Erlebnisse anzuerkennen bei sich und anderen, die er in klare Worte zu fassen vermag. Ihm gilt hier von jeher die Bewusstheit als Kriterium des Wirklichseins. So kommt Tolstoi dazu, in allen Trieben, die er nicht in klare Worte zu fassen vermag, nur tierische Instinkte anzusprechen, und unter Vernunft nie etwas anderes zu verstehen als logische Selbstsucht. Wir werden weiter unten sehen, wie sehr Tolstoi diesen Irrtum brauchte, oder besser gesagt, da wir uns ja nicht anmassen in seiner Seele lesen zu können, welchen Gebrauch Tolstoi von diesem Irrtum machte. Jedenfalls hält dieser Irrtum ihn ferne der Erkenntnis, die allein Klarheit in alle seine Wirren zu bringen vermocht hätte: der Erkenntnis von der Bedingtheit alles Lebendigen, der er oft so nahe war, wie zum Beispiel folgende ergreifende Auslassung in der „Beichte" beweist, die sich unmittelbar an das eben Angeführte anschliesst und ebenfalls Bezug nimmt auf Tolstois Seelenleben während der eben besprochenen Periode seines Lebens.

„Von ganzer Seele wünschte ich gut zu sein; ich war aber jung, ich hatte Leidenschaften, ich war allein, vollkommen allein, als ich das Gute suchte. Jedesmal, wenn ich das auszusprechen mich anschickte, was mein allerherzlichstes Verlangen ausmachte, dass ich nämlich wünschte, selbstlos gut zu sein, begegnete ich der Verachtung und dem Spott; wenn ich mich aber hässlichen Leidenschaften hingab, so lobte man mich

und half mir dabei. Ehrgeiz, Machtliebe, Habsucht, Wollust, Stolz, Zorn, Rachsucht, alles das ward geehrt. Wenn ich mich diesen Leidenschaften hingab, ward ich den Erwachsenen ähnlich und fühlte, dass man mit mir zufrieden war ..."

Wie nahe war damals Tolstoi der erlösenden Wahrheit: der Erkenntnis von dem Bedingtwerden eines jeden Menschenkindes! Wollte er sie vielleicht nur deshalb nicht, um für sich selber keine Entschuldigung zu haben? Verhüllte ihm sein angeborener Hang zur Selbstpeinigung zugleich mit dem, was ihm selber Entschuldigung zu geben vermocht hätte, auch das, was uns allein gerecht sein lässt vor allen Menschen?

Die Tagebuchblätter dieser Periode geben Zeugnis davon, wie rastlos damals bereits Tolstoi an sich selber arbeitete. Immer neue Fehler glaubt er dabei zu entdecken, und er gibt sich eine ganze Reihe lapidarer Vorschriften, die stets pedantisch geordnet und numeriert auftreten, in der Art folgender: „Zwinge deinen Verstand, ständig zu arbeiten mit der ganzen, ihm zur Verfügung stehenden Kraft" (ich denke, das hat Tolstoi wirklich getan sein Leben lang). „Lies und denke immer laut" (hierdurch soll wohl das Abschweifen der Gedanken verhindert werden, dem ein lebhafter Geist besonders leicht unterliegt). „Geniere dich nicht, den Leuten, die dich in der Arbeit stören, dies zu sagen. Erst gib es ihnen zart zu verstehen, wenn sie es nicht begreifen, so entschuldige dich und sage es ihnen ins Gesicht." (Dieser Vorsatz beweist die strenge Zeiteinteilung, die sich der Jüngling vorgenommen hatte, was übrigens in Russland besonders geboten ist, weil man da „nicht pedantisch wie die Deutschen", vielmehr in „breiter Natürlichkeit" den Mitmenschen allzuoft ohne jede unmittelbar einzusehende Veranlassung das Kostbarste nimmt, was er besitzt: seine Lebenszeit, seinen freien Bewusstseinsraum.) Neben bis ins einzelne gehenden Aufstellungen alles dessen, was der Jüngling lernen will, und in welcher Reihenfolge er da-

bei vorzugehen beabsichtigt, findet sich dann noch folgende vielsagende Bemerkung in seinem Tagebuche:

„Eine Veränderung in deiner Lebensführung soll vor sich gehen: es ist aber nicht nötig, dass diese Veränderung das Ergebnis äusserer Umstände sein muss, sie soll vielmehr das Werk deiner Seele sein!" (Dies lässt auf — unausbleibliche — Enttäuschungen schliessen an der Wirksamkeit rein mechanischer Lebensregeln, wie sie sich der Jüngling erteilte in Unkenntnis der ewig wechselnden, niemals gleichartigen Bedingungen, unter denen die Willensentscheidungen an den Menschen herantreten.) Vielleicht kennzeichnend für den späteren Autor der „Kreutzersonate" (der übrigens als Dichter sonst einer der machtvollsten Verherrlicher des weiblichen Geschlechtes war: Seine Natascha, seine Kitty und zahllose ihrer jüngeren Schwestern werden vermutlich leben, solange man zu lesen versteht) ist folgender Tagebucheintrag: „Blick' auf die Gesellschaft der Frauen hin wie auf eine unvermeidliche Unannehmlichkeit im Gesellschaftsleben, und halte dich ihr ferne, soweit das nur möglich ist. In der Tat: von wem lernen wir denn Sinneslust, Verzärtelung, Leichtsinn in allem, und eine Menge anderer Laster, wenn nicht von den Frauen? Wer ist daran schuld, dass wir unsere angeborenen Gefühle verlieren: Kühnheit, Festigkeit, Besonnenheit, Gerechtigkeit und andere, wenn nicht die Frauen? Die Frau ist empfänglicher als der Mann, deshalb waren in den Zeiten der Tugend die Frauen besser als wir, im jetzigen, verworfenen, lasterhaften Zeitalter sind sie schlechter!"

Diese naiven Worte lassen vielleicht vor allem auf persönliche Verwundungen schliessen, wohl vornehmlich auf solche der Eitelkeit, die der überempfindliche und dabei schüchterne Jüngling im Kreise lebhafter Frauen erfahren haben mag.

Es hat sich übrigens aus dem achtzehnten Lebensjahr Tolstois auch eine vollständige philosophische Abhandlung erhal-

ten (dieselbe, die ein Freund von Tolstoi durchaus nicht für dessen Werk halten wollte). Tolstoi gibt darin folgende Definition der Philosophie: „Der Mensch strebt, das heisst der Mensch ist tätig. Worauf ist seine Tätigkeit gerichtet? Auf welche Weise kann man diese Tätigkeit zu einer freien gestalten? Hierin ist das Ziel der Philosophie beschlossen in ihrer wahrhaftigen Bedeutung. Mit anderen Worten: Philosophie ist die Wissenschaft vom Leben!" Skizzen finden sich noch aus dieser Zeit über folgende Gegenstände: „Vom Urteil über das zukünftige Leben", „Definition von Zeit, Raum und Zahl", „Die Methode" und anderes ... Auch schrieb Tolstoi damals Kommentare zu Rousseaus „Discours", die sehr bemerkenswert sein sollen, mir aber leider unzugänglich blieben.

Alles in allem genommen, erkennen wir in dem neunzehnjährigen Tolstoi bereits scharf und klar ausgeprägt die Richtungslinien, denen er in seinem ganzen späteren sittlichen und geistigen Leben treu bleiben sollte. Es fehlt bloss noch die Erfahrung, die Nachprüfung der erlebten Massstäbe an der Wirklichkeit, an der Fülle des Lebens.

Wir möchten die Schilderung von Tolstois Jugendzeit nicht verlassen, ohne wenigstens einen flüchtigen Blick zu werfen auf die Kulturverhältnisse des damaligen Russland. Durch sie wurde — das unterliegt für uns keinerlei Zweifel, und wir haben das bereits hinsichtlich Tolstois Verhalten zur Leibeigenschaft angedeutet — Tolstois geistiger Werdegang, und damit seine ganze spätere Lebensführung und Lebensauffassung in hohem Masse mitbestimmt. Zunächst sei einmal festgestellt, und das bedarf wohl kaum des Beweises, dass das damalige Russland überhaupt keine irgendwie auf die Allgemeinheit gerichtete Tätigkeit bot, die einem einigermassen selbständigen Geiste auszuüben möglich gewesen wäre. Und gerade Tolstoi zog es von vornherein seinem ganzen Wesen nach zu einer Wirksamkeit für viele, für alle. Dass aber Tolstoi selber da-

mals den politischen Druck gar nicht zu bemerken schien (nicht einmal als Student, wo doch dem jungen Russen die politische Bedrückung in ihrer ärgerlichsten Form entgegentritt: als geistige Bevormundung), dass Tolstoi tatsächlich bis in sein reifes Mannesalter hinein sich in politischer Hinsicht durchaus gleichgültig verhielt, das mag wohl vor allem darin seinen Grund haben, dass Tolstoi als Mitglied der privilegierten Klasse, und dazu noch von reicher Abkunft, eine ganze Menge Freiheiten genoss, die der Masse der russischen Untertanen durchaus versagt blieben. Hinzu kommt, dass die Einrichtung der Leibeigenschaft und die Blüte der damals allein herrschenden Landwirtschaft — von einer Industrie war in dem damaligen Russland so gut wie gar nicht die Rede — dem einigermassen tüchtigen Landwirte ein derartiges materielles Wohlleben und eine solche persönliche Verwöhnung gestatteten, wie wir es uns heute kaum noch vorzustellen vermögen. Es ist dabei nur menschlich und eigentlich selbstverständlich, dass der, dem es materiell so gut geht, dass ihm kaum irgendwelche Wünsche bleiben, nur unter ganz besonderen Umständen einen Anstoss finden kann dazu, nachzudenken über die Zustände seines Vaterlandes, unter denen andere zu leiden haben. Hinzu kommt ferner, dass dem Mitglied des Hochadels der Staat, der seine Vorrechte schützt, und an dessen Leitung seine Familie von jeher beteiligt war, eine unantastbare Sache sein muss. Der Hochadelige unter einem despotischen Regiment, namentlich sofern er noch Grossgrundbesitzer ist, identifiziert sich unwillkürlich mit dem Staate. Das versteht sich eigentlich ganz von selber. Wir haben das auch bei uns erlebt. Wehe aber dem Staate, wenn er die Vorrechte des grossagrarischen Hochadels anzutasten wagt! Dann werden die hochadeligen Stützen des Staates zu bedenklichen Umstürzlern! Auch das haben wir erlebt, und auch hierin bleibt Tolstoi eigentlich sein Leben lang Grossagrarier: die Neigung, in dem Staate das natürlich-

ste Mittel zur Erreichung persönlicher Zwecke anzusprechen, — handele es sich dabei nun um wirtschaftliche Vorteile oder um Befriedigung von Gewissensbedürfnissen — ist bei Tolstoi stets die gleiche geblieben. Seine Stellung zum Staate war und blieb die eines hochadeligen Grossagrariers. Tolstoi ist, und darüber dürfen wir uns weder wundern, noch dürfen wir es verschweigen, Stockkonservativer gewesen, bis er zum radikalen Bodensozialisten und zum fraglosen Anarchisten ward. Der Staat war für Tolstoi solange eine unantastbare Sache, bis er in ihm die Ursache allen Uebels ansprach. Das erklärt in vielem den späteren Sozialpropheten. Das politische Freiheitsstreben aber innerhalb der gegebenen Ordnung, der Liberalismus also, ist Tolstoi zeitlebens nicht nur unverständlich geblieben, ihm vielmehr bis ganz zuletzt ein Gegenstand der Verdächtigung, des Hasses und des Spottes gewesen (woran freilich auch ererbt übernommenes Klasseninteresse unbewusst seinen Anteil haben mochte: Der Hochagrarier ist einfach wütend darüber, dass diese unvornehmen Liberalen, diese Leute, die er ihrer Uneleganz wegen sonst einfach übersieht, dass sie es wagen, die Vorrechte seines Standes anzugreifen, die Vorrechte, die sich so mühelos in klingende Münze umsetzen lassen!). Sobald aber Tolstoi, der bekehrte Tolstoi, der Fünfzigjährige, nur erst eingesehen hatte, dass die materielle Bevorzugung, die ihm als Grossagrarier die geltende Staatsordnung gewährte, ungerecht ist, dass sie nur auf Kosten des armen Volkes sich verwirklichen kann, da warf er auch gleich den ganzen Staat beiseite. Tolstoi war aber ursprünglich nur sehr schwer dazu zu haben, den Staat, der die Vorrechte seines Standes schützte, irgendwie schuldig zu finden, und dies bringt ihn denn in seltsame Verlegenheiten. Fast tragikomisch berührt es uns ja, wenn der spätere Schulmeister von Jasnaja Poljana an den Mängeln der russischen Volksschule die armen Schulmeister allein schuldig spricht und sie masslos schilt und ver-

dächtigt, statt die Schuld hier vor allem in den sozialen Nöten des Volkes zu suchen und schliesslich, und nicht zum wenigsten in der Ausbeutung, die das arme Volk erleidet, auch durch das Agrariertum, dem der Schulmeister von Jasnaja Poljana selber angehörte. Der Staat war eben von Hause aus ihm nur Mittel, er war nur für ihn da. Tolstoi vermochte es niemals zu fassen, dass andere Menschen, die selber ihr ganzes Leben lang um ihre elementarsten Rechte zu kämpfen hatten, trotz aller Ungerechtigkeiten, die sie von seiten des Staates erleiden, doch weder dessen reale Wohltaten übersehen, noch seine Notwendigkeit verkennen, vielmehr an eine allmähliche Besserung der Verhältnisse innerhalb der geltenden Staatsordnung glauben können. Vielleicht sträubt sich gegen solchen Standpunkt dem Staate gegenüber auch der Künstler in Tolstoi. Die ewigen Kompromisse, zu denen jede politische Tätigkeit verurteilt ist — schliesslich kommt alles doch nur darauf hinaus, das Mittel zu finden zwischen entgegengesetzten Willensrichtungen —, waren und blieben Tolstois Künstlerseele zuwider. Er wollte von jeher alles oder nichts. So übersah auch Tolstoi im russischen Liberalismus die selten hohe Idealität und die beispiellosen persönlichen Opfer, um einzig und allein auf die hier wie überall unausbleiblichen menschlichen Kleinlichkeiten höhnisch hinzuweisen und in ihnen das eigentliche Wesen der ganzen Bewegung anzusprechen, was ebenso unintelligent wie ungerecht ist. Tolstoi hat aber zeitlebens den Liberalismus gehasst. Für jenen rührenden, unerschütterlichen Glauben der russischen Liberalen an bessere Zeiten und ihr dankbares Aufatmen bei jeder kleinsten Einlenkung von seiten des despotischen Regimentes hat er nur bittersten Spott. (So in der Vorrede zu den „Dekabristen".) Das alles lag bereits im Studenten Tolstoi: der verhöhnte die Wissenschaft als solche, weil er nicht zugeben wollte, dass das, was ihm als Wissenschaft geboten wurde, infolge polizeilicher Zensur doch nur die Karikatur ei-

ner Wissenschaft darstellte. Der Abkömmling von Hochagrariern und hohen Staatsbeamten konnte eben nicht den Staat an irgendeinem Uebel schuldig finden. Das geht so weit, dass noch der Dreiunddreissigjährige sich zu der seltsamen Behauptung verstieg, die Aufhebung der Leibeigenschaft sei ausschliesslich das Werk der Regierung, weder der Gesellschaft, noch den freiheitlichen Dichtern käme dabei irgendein Verdienst zu! Aus der Abneigung des Aristokraten und Künstlers Tolstoi gegen jedes Kompromisswerk stammt denn wohl auch zum Teil wenigstens sein späterer Radikalismus, sein Nichtrechnenwollen mit der Notwendigkeit, eine Willenseinheit im Volke zu erzielen, und damit seine unselige Neigung für das Wesentliche in den Einrichtungen des Staates ihren Missbrauch und ihre Karikatur anzusprechen, um dann hieraus mit Mephisto zu schliessen, es sei besser, dass der Staat überhaupt nicht bestehe (wobei Tolstoi freilich sich die Augen zuhalten muss gegenüber den sehr realen Verdiensten auch des schlechtesten Staates, was ihm wiederum nur gelingt durch Annahme eines von Hause aus guten Menschen). Tolstois Aristokratismus, sein Hineingeborenwerden in soziale Wunschlosigkeit ist meiner Ansicht nach auch eine der Ursachen seiner von jeher unhistorischen Denkungsweise. Indes verlangt die Gerechtigkeit hierfür auch noch eine andere Wurzel aufzuzeigen, und das ist der von früh auf Tolstoi eigene geniale seelische Tiefblick. Tolstoi sieht tatsächlich von Hause aus — und wir wollen hierbei gar nicht untersuchen, wieweit da instinktiver Selbstrechtfertigungstrieb des „Seelenbesitzers" mit im Spiele war — stets tiefer als die naturgemäss zunächst nur an der Oberfläche wirkenden politischen und sozialen Massnahmen dringen können: Tolstoi sieht stets den ganzen Menschen vor sich als Gegenstand der politischen Einwirkung, den Menschen mit seinen tiefsten Bedürfnissen, mit Seelenbedürfnissen, die der Staat an sich ausserstande ist, zu befriedigen. Tolstoi

hatte, wenn er an den Menschen dachte, fast ausschliesslich diejenigen seiner Bedürfnisse vor Augen, bei deren Befriedigung der Mensch immer und überall nur auf die freiwillige Rücksicht des Mitmenschen angewiesen ist. Das mag letzten Endes vielleicht darin liegen, dass Tolstoi, sein Leben lang jeder elementaren Lebensnot überhoben, selber nur solche Bedürfnisse empfand, die auch dem bevorzugtesten Sterblichen nur freiwillig befriedigt werden können durch seine Mitmenschen. Tolstoi übersieht dabei aber, dass man doch erst die äusseren Schranken politischer und sozialer Natur beseitigen muss, damit der Mensch, der um Befriedigung seiner elementarsten Bedürfnisse zu ringen hat, überhaupt zum Bewusstsein kommen kann der Rücksichten, die er auf seinesgleichen üben möchte, und damit ihm auch Zeit und Kraft gewährt wird, diese Rücksichten tatsächlich zu üben. Dass man erst gesellschaftliche Fesseln beseitigen muss, um die Seele des Menschen freizugeben, dass diese aber an sich niemals Gegenstand politischer Einwirkung sein kann, dieser Gedanke ist leider Tolstoi unzugänglich geblieben. So hat er denn auch nach eigenem Geständnis die Aufhebung der Leibeigenschaft ohne irgendwelche Begeisterung erlebt. Er träumte bereits von einer ganz anderen Freiheit des Menschen. Wir sind vorausgeeilt. Wir suchten aber nur aus dem späteren Sozialpropheten den Jüngling Tolstoi zu begreifen, um einigermassen das Rätsel zu lösen, dass dieser hochentwickelte und überempfindliche junge Mann als Student nie und nirgends seinem Verdruss, nicht einmal seiner Verwunderung Ausdruck verliehen hat über den furchtbaren politischen Druck, der damals auf Russland lastete, und die freiesten russischen Männer gerade damals in Tod und Verbannung trieb. Das völlige Unverständnis des Studenten Tolstoi für die politischen, sozialen und geistigen Nöte seiner Zeit ist zweifellos, — und wir haben dafür keine andere Erklärung, als dass der Abkömmling hochadeliger

Grossgrundbesitzer und höchster Staatsbeamten die Schuld an den Uebeln, die wohl auch er nicht zu übersehen vermochte, erst überall anderswo suchen musste als beim Staate, in dem er ein Stück von sich selber erlebte: so taugt in Tolstois Augen die europäische Wissenschaft darum nichts, weil er nicht einsehen will, dass die russische Wissenschaft polizeilich entmannt war. Ferner: die Pädagogen aller Länder sind niedrige Egoisten, weil der russische Staat nicht schuld sein kann an dem Elend der russischen Volksschule! Wir erkennen somit hier in Tolstois Aristokratismus eines der grossen Hemmnisse, die vor seinem Riesengeiste lagern, und ihn ablenken von der Wahrheit und von der Gerechtigkeit. Uebersehen wir aber dabei nicht, dass Tolstoi erst neunzehn Jahre alt war, als er die Universität verliess, und dass, wie wir gleich sehen werden, das soziale Elend seiner Leibeigenen unmittelbar darauf mit so elementarer Gewalt vor seine Seele trat, dass er von nun an ihr furchtbares Schicksal als einen ganz persönlichen Vorwurf überhaupt nie mehr vergessen konnte, und ihm demgegenüber die politischen Mittel des Liberalismus kleinlich erscheinen mussten. Tolstoi wollte andere soziale Gesinnungen, und er wollte nicht daran glauben, dass politische Reformen, wenn sie auch niemals Gesinnungen schaffen, vielmehr nur aus schon vorhandenen hervorgehen können, doch auch wiederum schlummernde Gesinnungen zu wecken imstande sind, und ihnen dann die Hemmnisse forträumen in unserer Seele. Tolstoi wollte nicht einsehen, dass wir unvollkommenen Sterblichen keine anderen Mittel haben zu einem Wirken im grossen für den Nächsten als eben die politischen, weil wir ja alle verschiedenen Wesens sind, und uns darum jede Massnahme für alle, die nicht auch von allen in freiwilliger Uebereinkunft entschieden wurde (und dabei natürlich zum Mittelmässigen verstümmelt werden muss), als das schlimmste aller Uebel erscheinen muss: als persönliche Vergewaltigung. Tolstoi blickt

aber auf die Menschen, wenn er ihnen Gutes will, vom Standpunkt des ehemaligen Seelenbesitzers aus, der am besten zu wissen meinte, was seinen Leibeigenen frommt.

Werfen wir noch, bevor wir den Studenten Tolstoi endgültig verlassen, einen kurzen Blick auf den politischen Werdegang des damaligen Russland:

Der europäische Gedanke — und er zielt von vornherein auf Freiheit der Persönlichkeit: Freiheit des Gedankens und Freiheit des Gewissens — findet in Russland erst unter Katharina II. Eingang, die mit den französischen Enzyklopädisten geistvolle Briefe wechselte, für die Rechte der Menschen „schwärmte" — und die Leibeigenschaft in Kleinrussland überhaupt erst einführte. Sie schickte zwar eine Anzahl junger Russen zur wissenschaftlichen Ausbildung nach Westeuropa, als aber einer von diesen, der unglückliche Raditscheff, es damit ernst nahm, ward er durch Bestrafungen und Einschüchterungen zum Selbstmord getrieben. Katharinas Sohn, Paul I., war bekanntlich verrückt, aber nicht so verrückt, um nicht in jedem Eindringen europäischen Geistes in Russland Gefahr zu wittern für sein despotisches Regiment, — soll er doch seinen Sohn und Nachfolger Alexander I., als der bereits verheiratet war, noch einmal geohrfeigt haben, als er ihn bei der Lektüre Rousseaus überraschte. Als dann Paul I. mit Wissen seines Sohnes ermordet war, atmete die russische Gesellschaft auf. Alexander I., der „Engel in Menschengestalt", verhiess alle Freiheiten, — sogar das Freimaurertum blühte unter ihm in Russland. Wie Josef II., von dem Friedrich der Grosse meinte, er tue immer den zweiten Schritt vor dem ersten, wollte auch Alexander alles auf einmal machen: täglich entstanden neue Kommissionen zum Ausarbeiten aller möglichen Gesetze. Dabei zeigte es sich aber bereits, dass es Alexander nicht gar so ernst war mit seinem Liberalismus, als Napoleon in Russland einbrach. Es erfolgte damals ein mäch-

tiger Aufschwung des nationalen Geistes. Auch ward dem Volke — und das scheint nicht einmal nötig gewesen zu sein — damals ausser der Aufhebung der Leibeigenschaft auch noch wie in Westeuropa eine Verfassung versprochen, — und das russische Volk wurde dabei betrogen, ganz ebenso wie die westeuropäischen Völker, nachdem sie im Kriege ihre Schuldigkeit getan hatten. Als Alexander I. nach Beendigung der Napoleonischen Kriege vom Wiener Kongress nach Russland zurückkehrte, war ihm seine europäische Rolle derart zu Kopf gestiegen, dass er sich nur noch mit ihr befasste und Russlands Schicksal dem beschränkten, brutalen Arakschejeff übertrug (der, ein ehemaliger Helfershelfer Kaiser Pauls, es nur einem Irrtum von seiten der Verschworenen verdankte, dass er am Leben geblieben war). Es brach damals in Russland eine traurige Aera jeglicher Art von Reaktion an: der Kaiser selber war seinem Volke unzugänglich — in mystischen Betrachtungen versunken und in asketischen Uebungen befangen aus Reue darüber, dass er einst den Mördern seines Vaters die Hand gedrückt hatte. Gegen Ende seines Lebens erlebte er noch den Schmerz, eine gegen seine Person gerichtete Offiziersverschwörung zu entdecken. Als dann Alexander I. starb, brach der berühmte Dezemberaufstand los, jene eigenartige revolutionäre Erhebung, die halb unter der Aegide der französischen Enzyklopädisten und der französischen Revolution, halb unter dem Einflusse eines echt russischen Mystizismus stand. Der Aufstand musste in dieser Form misslingen: es fehlten alle Vorbedingungen zu ihm im Schosse der russischen Gesellschaft. Die Aufrichtigkeit und Idealität der Dekabristen steht dabei ausser allem Zweifel. Ueber ihren vornehmen Irrtum zu richten, steht nicht uns an. Auf die Dekabristen folgte die trübste, heilloseste Reaktionszeit. Nikolaus I., als Mensch achtbar, macht als Russlands Herrscher den Geist eines brutalen, beschränkten Unteroffiziers zum ausschlaggebenden für das

Geschick seines Vaterlandes. Natürlich fehlte es nicht an Gegenbewegungen. Der Zar rüstete aber nicht ab; die Strafen wurden vielmehr immer barbarischer. Gerade in dem Jahr, als Tolstoi die Universität verliess, hat bekanntlich Dostojewski unter dem Galgen gestanden, um erst, nachdem er alle Todesängste ausgekostet hatte, durch einen Kurier des Zaren zur Zwangsarbeit in Sibirien „begnadigt" zu werden. Und das alles deswegen, weil er einer harmlosen, vorwiegend literarischen Gesellschaft angehört hatte, deren Mitglieder sich des grossen Verbrechens schuldig gemacht hatten, sich durchaus theoretisch für den Sozialismus zu begeistern. Nun ist es freilich nicht leicht zu entscheiden, ob in der letzten Regierungszeit Nikolaus I. der politische Druck im Zu- oder Abnehmen begriffen war. Mir will es so scheinen: äusserlich hatte der politische Druck nicht nachgelassen, nur hatte die russische Volksseele in ihrem elementaren Drange, sich zu äussern und selber ihre Geschicke zu lenken, endlich Wege gefunden, die der politischen Bevormundung unzugänglich waren. Zunächst machte sich ein starker Hang zu religiösem Mystizismus geltend, eine Bewegung, die anfangs von der Kirche freudig begrüsst, diese weit hinter sich liess, und deren Anhänger aus dem Bewusstsein einer Gemeinschaft mit Gott die Furcht vor den Menschen verlernten und bald schon deutlich den Willen zu erkennen gaben, auch die Geschicke dieser Welt nach den Geboten Gottes zu ordnen.

Von hier aus setzt dann jene Selbstbesinnung des russischen Volkes ein, die zum Teil in die Oeffentlichkeit trat im Panslavismus. Eine von Hause aus durchaus sittliche Bewegung (wir werden auf sie noch eingehend zu sprechen kommen, da Tolstoi mächtig von ihr beeinflusst ward), erschien sie zunächst als Stütze des Staates, um dann freilich ihre eigenen Wege zu gehen. Alles in allem genommen finden wir bereits in den letzten Regierungsjahren Nikolaus I. ein mächtig

brodelndes Geistesleben in Russland, das sich aber an die äussere Form des Despotismus derart angepasst hatte, dass es der plumpen Polizeizensur kaum noch Handhabung bietet zu Gegenmassregeln, und das, nicht mehr gebunden von ihr, im stillen mit ganzer Kraft arbeitet an der Einigung aller geistigen und sittlichen Kräfte der Nation. Tolstoi wird später in den Strudel der gesellschaftlichen Bewegung hineingerissen. Vorderhand aber gibt es für ihn nur erst ein aristokratisches Russland.

III. Buch

Tolstois Lehrjahre

Erstes Kapitel

Die Zeit des Suchens

I

Nachdem Tolstoi der Universität endgültig den Rücken gekehrt hatte, beginnt für ihn das Tasten und Suchen des seine Verpflichtungen ahnenden Genies nach seiner eigentlichen Berufung. Dieses Suchen ist dabei hier ein wesentlich anderes, als wir es bei westeuropäischen Geistern wahrnehmen. Denken wir zum Beispiel an Goethe: der sucht, ungehemmt durch polizeiliche Denkverbote und frei von den Qualen einer sozialen Schuld, nach dem, was seiner Seele volle Freiheit gewähren könnte, und das in der frohen Gewissheit, in tiefster Seele den Gott in sich zu bergen, ihn finden zu müssen in sich; dabei aber gefasst auf jedes kosmische Abenteuer. Als Tolstoi zu denken begann, trat die Schuld seines Standes vor ihn hin, und er sah in ihr sein ganz persönliches Verschulden. Und er suchte dann sein Leben lang nach dem, was seinem früh an der Wurzel erkrankten Gewissen Beruhigung zu gewähren vermocht hätte.

Alle die verschiedenen Geistesgebiete, in die Tolstoi hineinblickte, sollten ihm lediglich dazu dienen, seinem Gewissen Heilung zu gewähren. Tolstoi gibt sich einem jeden Wissenszweig auch immer nur soweit hin, als er ihm zu diesem Ziele

dienlich erscheint. Er lässt jede Wissenschaft fahren, sobald er in ihr nichts zu finden glaubt zur Heilung seines Gewissens. Und davon ist er sehr rasch überzeugt, viel zu rasch, von Hause aus mit Misstrauen erfüllt gegen jede westeuropäische Wissenschaft. So hat denn Tolstoi in sehr viele Geistesgebiete hineingeschaut, aber — und das muss gleich im Anfang mit aller Entschiedenheit festgestellt werden — Tolstoi hat kein einziges Wissensgebiet jemals auch nur soweit durchdrungen, dass er einen Begriff erhalten hätte von dem, was die Methode der Wissenschaft ausmacht. Tolstoi kam aber auch nie auf den Gedanken, nach so etwas wie wissenschaftlicher Methode zu suchen, ja, auch nur deren Notwendigkeit anzuerkennen, weil er eben nie das Streben nach Wahrheit um ihrer selber willen zu begreifen vermochte, und ihm zeitlebens jegliches Verständnis abging für den hohen geistigen Mut, der dem Menschen eigen sein muss, wenn er sich, sein kosmisches Schicksal wagend, Furcht und Hoffnung für die eigene Person weit von sich werfend, der Unendlichkeit gegenüberstellt allein mit seinen Gedanken!

Für den Dichter genügt ein solcher Dilettantismus, und das ist der einzig richtige Ausdruck für Tolstois Verhältnis zur Wissenschaft. Der Dichter braucht die Wissenschaft nicht, er steht über ihr und ist ihr im Grunde seines Herzens feindlich gesinnt: denn sie gibt notgedrungen — und wie sollte auch der Mensch jenseits der unmittelbaren Eingebung das Unfassbare in Worte fassen können — nur ein Gedankenskelett statt des blühenden Lebens, das der Dichter wachzuzaubern vermag.

Freilich sollte sich der Dichter hüten, seinerseits das Leben, das er dichterisch nachgestaltend zum zweiten Male ins Dasein rief, nun auch gedanklich ausschöpfen zu wollen; er sollte wissen, dass das, was er im Kunstwerk gibt, immer viel mehr enthält, als irgendein Mensch rein gedanklich zu deuten vermag. Vergisst das der Dichter, wird er selber zum Schulmei-

ster, so wird er der peinlichsten einer, ein geborener Geistesdespot. Das ward Tolstoi, als er zu lehren begann. Ueberhaupt rächte sich damals sein früher Dilettantismus bitter. Er hinderte ihn daran, gründlich von neuem mit der Wissenschaft anzufangen und versperrte ihm ein für allemal den Weg zur Forschung. Tolstoi kommt als Lehrer aus Widersprüchen nicht heraus und begeht noch in seinen letzten Schriften geradezu peinliche Denkschnitzer. Dabei sein Leben lang von einem allseitigen Tätigkeitsdrang erfüllt, der durchaus nicht den Vergleich mit Goethe zu scheuen hat, vermag Tolstoi niemals in Tätigkeit als solcher einen Wert zu erblicken: er musste über ihr seine Schuld vergessen oder durch sie sich von ihr befreien können. Hier haben wir einen der Schlüssel für Tolstois scheinbar so widerspruchsvolle Persönlichkeit in Händen. Rein geistige Bedürfnisse hat er — wenn wir vielleicht von seiner Jünglingszeit absehen — nie gekannt: unfähig dabei und nicht gewillt, sein Schicksal von dem der ganzen Menschheit zu trennen — nicht einmal das Vaterland sollte ihn der Menschheit fernhalten —, wusste Tolstoi, dass er Gewissensruhe nur dann erleben werde, wenn solche für alle Menschen möglich sein würde. Das aber musste er glauben, und es musste leicht möglich sein. Sein Verstand hatte ihm das zu beweisen. Diesem übermächtigen Drange seiner Seelenbedürfnisse vermochte auch nicht Tolstois angeborene aussergewöhnliche geistige Ehrlichkeit standzuhalten. Tolstois Mangel an methodischem Denken wird ihm hier zur Rettung. Sein geistiges Gewissen erwacht nur da, wo er sich angegriffen glaubt — und zeigt hier einen unbezwinglichen Hang dazu, ins Paradoxe auszuarten. Und so endigt denn Tolstois Geistesleben schliesslich darin, dass er einem engen moralischen Systeme zuliebe dem freien Gedanken entsagte, der ihm ständig die jeder Einordnung spottende Fülle des Lebens und die unvermeidliche Bedingtheit alles Lebendigen vor Augen geführt hätte. Weil aber

Tolstoi dem freien Gedanken entsagte, darum vermochte er nicht mehr herauszukommen aus den Ungerechtigkeiten zu den Mitmenschen. Denn die erste Bedingung der Tugend, so sagt Pascal, ist, dass wir klar denken.

2

Das war das geistige Schicksal dieses gewaltigen Mannes, dessen Suchen nach seiner eigentlichen Berufung wir jetzt betrachten wollen.

Zunächst siedelt Tolstoi nach Jasnaja Poljana über, und zwar von vornherein wohl nur in der Absicht, das ihm als Erbteil zugefallene Gut in zeitgemässer Weise zu bewirtschaften. Dabei entging es aber seinem scharfen Verstande keineswegs, dass die Grundlage hierzu vernünftige, freundschaftliche Beziehungen zu den Leibeigenen bilden. Tolstoi sah sich darum ihr Leben etwas näher an — auf der Universität war, wie wir wissen, das „Volk" für ihn nicht vorhanden gewesen —, und sah einem namenlosen Elend ins Auge und einem in seinen Folgen gar nicht auszudenkenden gesellschaftlichen Verbrechen, das hier vor ihm lag greifbar als seine ganz persönliche Schuld. Für den Innenmenschen in Tolstoi wäre dabei diese Erkenntnis ein restloser Glücksfall gewesen, wenn Tolstoi es nicht verschmäht hätte — und er konnte wohl nicht anders seinem ganzen sittlichen Temperamente nach —, für seine persönliche Schuld Milderungsgründe zu finden in dem Umstande, dass sie eben auch Gesellschaftsschuld darstellte, das heisst, dass er in sie hineingeboren und hineinerzogen worden war. Weil aber Tolstoi dies nicht einsehen wollte, musste ihm die eigene Schuld nicht nur überwältigend gross erscheinen, sie musste ihm auch völlig unverständlich vorkommen: allzusehr im Gegensatze stehend zu seinem ganzen bewussten Wesen zu seinem reinsten und höchsten Streben. Tolstoi gelangte wohl

so — durch diese furchtbare Schulderkenntnis, die er mit niemandem zu teilen vermochte — zu jenem unseligen Misstrauen der eigenen Empfindung gegenüber, da, wo sie sich im Gegensatz stehend offenbart zu für ihn ein für allemal feststehenden Grundsätzen. Tolstoi ward so Selbstpeiniger und damit auch Menschenverkenner. Das Tragische liegt hier darin, dass dieser Mensch, der überall da, wo er sich seinem Instinkte überlässt, sicher ist wie ein Gott und schlechthin Vollendetes leistet, dass dieser Mensch jegliches Zutrauen zu seinem Instinkte plötzlich verliert (im Angesichte einer Schuld, die ihm rätselhaft erscheinen musste, weil er das Unbewusste an ihrem Zustandekommen nicht anzuerkennen vermochte — und das wohl mehr aus seelischen wie aus geistigen Widerständen). Es bleibt diesem Menschen nur noch das Zutrauen zu seinem Denken, und letzteres ist natürlich der schwächere Teil bei einem so überreichen Instinktmenschen. (Und um so schwächer offenbart sich das Denken in dem Gewissensruhe erstrebenden Tolstoi, als sein Instinkt hier nicht einmal mehr zugelassen ward zur Mitentscheidung.) So kam diese grosse Seele in den Kerker der engen Doktrin. Eine furchtbare Tragik!

Tolstoi hat dieses soziale Erlebnis in seiner nur fünf Jahre später geschriebenen Novelle „Der Morgen eines Gutsbesitzers" in ergreifender Weise gestaltet. Wir entnehmen auch dieser Novelle den folgenden Brief, den dort der Fürst Nechludoff (unter welchem Namen — wie erwähnt — Tolstoi sein ernsteres Ich zu personifizieren pflegte — ähnlich wie Schumann im Florestan) an seine Tante schrieb, und der wohl von Tolstoi selber damals an seine geliebte Tante Jergolsky gerichtet worden ist:

„Liebe Tante! Ich habe einen Entschluss gefasst, von dem das Schicksal meines ganzen Lebens abhängen muss: ich verlasse die Universität, um mich dem Leben auf dem Lande zu widmen, weil ich fühle, dass ich dafür geboren bin. Um Got-

tes willen, liebe Tante, lachen Sie nicht über mich! Sie werden sagen, ich sei noch zu jung. Vielleicht ist das richtig, ich bin noch ein Kind; das aber hindert mich nicht daran, meine Berufung zu erfühlen, zu wünschen das Gute zu tun und das Gute zu lieben. Wie ich Ihnen bereits schrieb, fand ich meine Angelegenheiten in unbeschreiblicher Verwirrung. Als ich sie dann in Ordnung bringen wollte, und mich in sie vertiefte, entdeckte ich, dass die Hauptschuld hier in der über alle Massen erbärmlichen und ärmlichen Lage der Bauern liegt; und das ist ein solches Uebel, dass man es nur mit Mühe und Geduld zu beseitigen vermag. Wenn Sie nur zwei meiner Bauern sehen könnten — David und Iwan — und das Leben, das sie führen mit ihren Familien, ich bin sicher, dass allein schon der Anblick dieser beiden Unglücklichen Sie mehr überzeugen würde als alles das, was ich Ihnen sagen kann, um meinen Entschluss begreiflich zu machen. Ist es denn nicht meine geheiligte und unabweisbare Pflicht, mich um das Schicksal dieser siebenhundert Menschen zu kümmern, für die ich einst Gott Rechenschaft geben muss? Ist es denn nicht Sünde, sie zu verlassen und sie so der Willkür der rohen Aeltesten und Verwalter anheim zu geben, — um meinerseits dem Vergnügen nachzujagen oder der Befriedigung meines Ehrgeizes zu leben? Und weshalb sollte ich denn auf einem anderen Gebiete die Veranlassung suchen, nützlich zu sein und das Gute zu tun, wenn sich mir hier eine so vornehme, glänzende und nächstliegende Verpflichtung eröffnet? Ich fühle mich fähig, ein guter Landwirt zu sein: um aber das zu sein, was ich unter diesem Worte verstehe, dazu bedarf es weder des Kandidatendiplomes, noch des Dienstranges, den Sie für mich wünschen. Liebes Tantchen, machen Sie keine ehrgeizigen Pläne für mich! Gewöhnen Sie sich an den Gedanken, dass ich einen ganz besonderen Weg eingeschlagen habe, der aber schön ist und, ich fühle es, mich zum Glücke führen wird. Ich habe viel und viel

nachgedacht über meine zukünftige Pflicht, ich habe mir Regeln zum Handeln aufgeschrieben und, wenn mir Gott nur Leben und Kräfte schenkt, werde ich Erfolg haben in meiner Unternehmung!"

Wir erkennen — wiederum aus der Novelle —, wie der Versuch misslang. Er musste misslingen: Tolstoi war viel zu tief eingedrungen in die Nöte seiner Leibeigenen, als dass er noch jenen „strengen und kalten Gutsherrn" hätte spielen können, den zu sein seine Tante ihn ermahnte, und der wohl in jenen trüben Zeiten allein wirtschaftliche Erfolge zu erzielen vermocht hätte. Dabei war aber auch Tolstoi von viel zu grosser geistiger Ehrlichkeit, als dass er sich in der Rolle eines Wohltäters hätte gefallen können denen gegenüber, als deren grössten Schuldner er sich einmal erkannt hatte. Die einzige ehrliche Lösung aber, die hier möglich war: das Opfer, das Tolstoi fünfzig Jahre später denselben Nechludoff in der „Auferstehung" bringen lässt — das heisst die Verteilung allen Landes an die, die es auch jetzt bearbeiteten, aber nur zum Vorteil ihres Gutsherrn —, zu diesem Opfer konnte sich damals Tolstoi noch nicht entschliessen. Es will mir dabei durchaus nicht ausgeschlossen erscheinen, dass Tolstoi, wenn ihm dieser Gedanke damals gekommen wäre, ihn auch damals schon ausgeführt hätte. Dieser Gedanke konnte ihm aber wohl kaum kommen, weil dieser Gedanke allen denen, die Tolstoi am meisten liebte und achtete, als heller Wahnsinn erschienen wäre, und weil die Verwirklichung dieses Gedankens einen offenen Tadel bedeutet hätte für sie alle, deren Liebe und Achtung Tolstoi damals nicht hätte entbehren können, und die ihrerseits nicht im Traume daran dachten, ihren Bauern die Freiheit zu geben.

Tolstoi musste sich damals sagen, dass er sein ganzes Leben hindurch ausschliesslich erhalten worden war durch die unbezahlte geraubte Arbeit seiner Leibeigenen und auf Kosten zahl-

loser leibeigener Kinder, die in frühester Jugend im Elend verkamen. Tolstoi musste sich sagen, dass er diesem namenlosen Elende seiner Leibeigenen auch seine Bildung verdankte (und er hat sie vielleicht aus diesem Grunde früh schon für völlig wertlos erklärt, um sie freilich überall zu Rate zu ziehen, wo ihn das Leben vor Rätsel stellte). Diese eigentliche wirtschaftliche Grundlage seiner Erziehung und Bildung aber nachträglich durch die Tat als auf Unrecht beruhend anzuerkennen, daran hinderte Tolstoi wohl vielmehr die Ehrfurcht vor seinen Eltern und den Beschützern seiner Jugend, die er so schuldig gesprochen hätte, als der Hang zu einem Wohlleben, das, wie er jetzt erkennen musste, nur möglich war unter Knechtung und Ausbeutung seiner Bauern. Natürlich lockte Tolstoi damals auch noch das Leben an sich. Und vielleicht in viel höherem Grade deshalb, weil sein grosser Verstand eine Ueberfülle ungelöster Rätsel wahrnahm in dem Leben, das da vor ihm lag (und er sich dieser Rätsel Lösung zutraute), als weil Tolstoi an den Lüsten des Lebens gehangen hätte, was durchaus fraglich erscheint. (In dieser Beziehung hat sich Tolstoi selber von jeher verleumdet.)

Immerhin erscheint von nun an — wir werden das im einzelnen nachweisen können und müssen — Tolstois gesamte Lebensführung einheitlich aufgebaut auf dem ihm bewussten Hintergrunde einer übergrossen gesellschaftlichen Schuld, an der er sich persönlich mitschuldig wusste, und zwar schuldiger als alle anderen, weil die ihre Schuld gar nicht ahnten, er sie aber gar nicht nicht zu sehen vermocht hätte. Zunächst ist Tolstoi völlig ratlos und sucht in starken Eindrücken ferne vom Lande, vielleicht nicht einmal so sehr seine Schuld zu vergessen, als vielmehr zu einer tieferen Erkenntnis des Lebens zu gelangen, die ihm dann vielleicht doch noch eine andere Lösung der ihn quälenden Probleme ermöglichen würde. Denn immer noch will er nicht lassen von der Hoffnung: sie, die

ihn lieben und die ihm Vorbild sind, sie müssen irgend etwas wissen, was er nicht weiss. Sie können nicht einfach brutale Sklavenhalter sein. Mit der ganzen Kraft seines ungebrochenen Lebenswillens klammert sich Tolstoi an die Achtung vor der Gesellschaft, der er angehört, und vor dem Staate, der die Rechte dieser Gesellschaft schützt. Eine nie verleugnete persönliche Bescheidenheit kommt ihm zu Hilfe. (Sie scheint damals sogar noch sehr nahe gewesen zu sein dem, was Tolstoi später so abging: der eigentlichen Bescheidenheit, der geistigen Demut.)

Tolstoi begibt sich an die Zentralstätte des russischen Staats- und Gesellschaftslebens. Wir sehen ihn bereits im Herbste wieder in Petersburg, wo er sich zu Beginn des folgenden Jahres (1848) zum Examen eines Kandidaten der Rechte (die juristische Schlussprüfung) meldet. Sehr ernst ist es ihm damit freilich kaum gewesen. Erst eine Woche vorher hat er überhaupt angefangen, sich vorzubereiten. Trotzdem bestand er im bürgerlichen Recht und im Strafrecht, ging dann aber gar nicht weiter hin, weil, wie er später sagte, „der Frühling kam, und die Herrlichkeit des Landlebens ihn wieder aufs Gut zog!“ Indes — wir erfahren das aus einem Briefe an seinen Bruder Sergej —, Tolstoi hatte damals durchaus die Absicht, für immer in Petersburg zu bleiben, ja, in den Staatsdienst einzutreten, „da er sich überzeugt habe, dass man nicht leben könne nur von Träumen, Spekulationen und Philosophie“. Dieser Entschluss, unter dem Nikolaischen System Beamter zu werden, musste denn doch sehr in Erstaunen setzen bei einem Tolstoi, wenn nicht, wie es mir scheinen will, das der Strohhalm war, an den sich der Verzweifelnde klammerte. Tolstoi wollte offenbar glauben, dass er selber im Unrecht sei, dass die Leibeigenschaft doch nicht nur eine durch nichts zu rechtfertigende brutale Gewalttat bedeutet. Er hoffte wohl, hier, beim Staate, die Bestätigung dieser Annahme zu finden,

er wollte wenigstens in den offenbaren Leistungen des Staates einen Halt für sich selber suchen . . . Indes sollte es anders kommen. Das Leben der Hauptstadt zog den lebhaften jungen Mann um so mehr an, als er vieles zu vergessen hatte, und vor allem eine Erkenntnis, der gegenüber jede Jugendlust frivol erscheinen musste. Bereits im Mai (1848) bittet Tolstoi seinen Bruder Sergej, ihm 3500 Rubel zu senden, da er ohne Geld und rundherum verschuldet sei. Er schreibt da von seiner Absicht — in Hinsicht auf den Feldzug in Oesterreich —, ins Garde-Kavallerie-Regiment als Junker einzutreten. So hoffe er noch zu einem anständigen Menschen zu werden. Tolstoi ist überhaupt voller Reue und bittet den Bruder, ihm nicht zu zürnen, der habe zwar durchaus recht, wenn er ihn den „allernichtigsten Burschen" genannt habe. Er fühle aber selber seine Nichtigkeit.

Bald wird indes auch dieser Plan fallen gelassen: Tolstoi will, so schreibt er dem Bruder, nur dann Soldat werden, wenn er im Examen durchfalle, und das Vaterland in Gefahr sei. Dabei geht er aber gar nicht einmal zur Schlussprüfung, kehrt vielmehr noch im Frühling nach Jasnaja Poljana zurück — in Gesellschaft eines verbummelten deutschen Musikers — und gibt sich leidenschaftlich der Musik hin. Diesen armen Musikanten hat Tolstoi bekanntlich später verherrlicht in seiner Novelle „Albert", das hohe Lied auf die unzerstörbare Harmlosigkeit und die ewige Unschuld des Künstlers. Die Musik ist übrigens immer Tolstois Leidenschaft geblieben, ohne dass er sonderlich begabt gewesen zu sein scheint für sie. (Tschaikowsky war in den siebziger Jahren peinlich davon berührt, als Tolstoi ihm nachweisen wollte, Beethoven sei kein Genie gewesen, und er, Tschaikowsky, findet diese Neigung, grosse Männer herabzusetzen, sonst nur beschränkten Menschen eigen.) Nachher hat dann Tolstoi die Musik als die verführerischste aller Künste besonders verfolgt, sie aber persönlich im-

mer gern gehabt. Musiker gehörten bis an sein Lebensende zu seinen nächsten Freunden.

Die folgenden Jahre nun bis zu seiner Abreise nach dem Kaukasus (1851) bringt Tolstoi abwechselnd in Moskau und in Jasnaja Poljana zu, augenscheinlich sich selber suchend und vielleicht mehr, als er selber ahnte, leidend unter den Nöten der Zeit. Es will mir wenigstens durchaus so erscheinen, zu beweisen wird das freilich nie sein, es spricht aber sehr vieles dafür, als ob, wie einst den Hamlet die Kunde von der Ermordung seines Vaters, so Tolstoi der Einblick in das eigentliche Wesen der Leibeigenschaft um das seelische Gleichgewicht gebracht habe, und er so alle Lust an den gewohnten Uebungen verlor: bald ist er ernsten Selbstbetrachtungen, ja sogar Selbstpeinigungen hingegeben, bald verbringt er seine Zeit mit Kartenspiel, Jagd, Gastmählern, Zigeunern. Kartenspiel und Jagd sind dabei seine Hauptleidenschaften (deren feinster Psychologe er auch später ward, weil es ihm immer schien, als ob sich hier eine ganz besondere Gelegenheit biete, den eigentlichen Menschen unter der gesellschaftlichen Maske zu erschauen). Uebrigens macht es sich Tolstoi damals zu Beginn seiner Leidenschaft fürs Kartenspiel zur strengen Regel, nur mit Reichen zu spielen, damit der Verlust den Spieler nicht erniedrige, noch ihn ruinieren könne. Wir sehen hier: auch die Leidenschaft, ja, das Laster vermag nie völlig die Stimme des Gewissens zu übertönen bei diesem begnadeten Menschen.

Tolstoi nennt diese drei Jahre in seinem Tagebuch „direktionslos zugebracht". Sicherlich sehr mit Unrecht: wissen wir doch, dass er gerade in dieser Zeit ein besonders reiches Innenleben führte, und dass die Ausbrüche unbändiger Lebenslust — die indes nie zur Gemeinheit führten — ausnahmslos jedesmal nach mehrmonatlicher völliger Einsamkeit gleichsam eruptiv hervorbrachen, und demnach wohl als die natürliche Reaktion anzusehen sind eines jugendlichen Körpers und einer

jungen Seele auf ein unaufhörliches Sichabringen mit Fragen, denen der jugendliche Geist schon seiner mangelnden Erfahrung wegen noch gar nicht gewachsen sein konnte. Tiefer Weltschmerz wechselt ab mit bacchantischer Stimmung. Auch macht sich bereits — das tritt überall da ein, wo der Verstand allzusehr der Lebenserfahrung vorauseilte, oder vielleicht mehr noch da, wo die Seele bereut, der Verstand aber zu stolz ist, das zuzugeben — ein bedenklicher Hang zu gefährlichen Paradoxen bemerkbar. So wenn Tolstoi in seinem Tagebuche bemerkt, Leute, die er sittlich unter sich stehend betrachte, verübten Schlechtigkeiten besser als er, und Tolstoi sich dann einredet, nur deshalb seien ihm die Schlechtigkeiten zuwider geworden, nur deshalb habe er sie aufgegeben. Auch Anfälle grosser Selbstzerknirschung bleiben nicht aus, wenn auch Tolstoi nie jene Hoffnung verlässt, sich selber wiederzufinden, die so bezeichnend für ihn ist und vielleicht ebenso schliessen lässt auf einen unbändigen Lebenstrieb wie auf ein frühes Ahnen einer geistigen Berufung. So schreibt Tolstoi damals in sein Tagebuch: „Ich lebe völlig viehisch, wenn auch nicht ganz ohne Direktion; fast alle meine Beschäftigungen habe ich aufgegeben, und bin an Geist sehr gefallen!"

Fast komisch berührt es uns, dass Tolstoi, als er sich im Jahre 1850 in Geldverlegenheiten befand, allen Ernstes daran dachte, die Tulaer Poststation zu übernehmen. (Damals verkaufte er übrigens auch um 5000 Rubel sein Elternhaus, das abgebrochen und 20 Werst entfernt aufgestellt wurde, wo es heute noch steht. Das jetzige Haus in Jasnaja Poljana enthält bloss noch die Flügel des ehemaligen Baues.)

Ueber die Gründe seiner moralischen und wirtschaftlichen Misserfolge äusserte sich Tolstoi damals in seinem Tagebuche wie folgt: „Das sind die Ursachen vieler meiner Fehler: 1. Unentschlossenheit, das heisst Mangel an Energie; 2. Gewohnheit, mich selber zu betrügen; 3. Hastigkeit; 4. falsche Scham;

5. schlechte Laune; 6. Unklarheit; 7. Nachäffung anderer; 8. Unbeständigkeit; 9. Unüberlegtheit." Wir sehen, dass hier ausser den sieben Todsünden wohl kaum etwas fehlt, was eine Seele der Verdammung aussetzen müsste. Aber wir kennen bereits die Neigung dieses geborenen Selbstpeinigers, in sich selber alles Verdammenswerte zu finden, — um so ein Recht zu haben, auch bei anderen ganze Säcke davon zu vermuten.

Den Winter 1850/51 verbringt Tolstoi dann in Moskau. Aus seinem Briefe an die geliebte Tante erfahren wir, dass er zwar eine elegante Wohnung inne hatte und sehr feines Fuhrwerk hielt, dabei aber aufs allereinfachste lebte: „Ich begnüge mich völlig mit Kohlsuppe und Grütze und warte nur noch auf das Eingemachte und auf die hausgemachten Liköre, um ganz wie auf dem Lande zu leben." Auch geht Tolstoi wenig aus und spielt kaum noch, alles in allem genommen findet er: „dieser Winter sei der angenehmste und vernünftigste, den er bisher verlebte." Er habe sich amüsiert, sei in Gesellschaft gegangen, habe angenehme Erinnerungen gesammelt und seine Finanzen nicht zerrüttet — freilich auch nicht geordnet. Uebrigens fallen gerade in diese Zeit Tolstois erste literarische Versuche. Schon 1850 hatte er eine kleine verloren gegangene Novelle aus dem Zigeunerleben geschrieben. Den Plan zu einer anderen Arbeit, einer Nachahmung von Sternes „Sentimentaler Reise", führte er nicht aus. Ueber das Erwachen seiner literarischen Neigungen erzählt Tolstoi selber:

„Einst sass ich in Gedanken verloren am Fenster und blickte auf alles, was auf der Strasse vor sich ging: da geht ein Polizeiwächter! Was ist das für ein Mensch? Wie ist sein Leben? Und da fährt eine Equipage vorüber! Wer sitzt in ihr? Wohin fährt er? Woran denkt er? Und wer lebt in diesem Hause? Wie ist das Innenleben aller dieser Leute? Wie interessant wäre es, das alles zu beschreiben! Was für ein unterhaltendes Buch könnte man daraus machen!"

Nach einer vorübergehenden Rückkehr aufs Gut finden wir Tolstoi im März 1851 wiederum in Moskau, und zwar, wie wir aus seinem Tagebuche ersehen, zu dem dreifachen Zwecke: zu spielen, zu heiraten und eine Stellung zu finden. Tolstoi hat indes keines dieser Ziele erreicht: das Spiel war ihm widerlich geworden und erschien ihm verächtlich. Zum Heiraten fehlte ihm jede der drei, seiner damaligen Meinung nach hier einzig in Betracht kommenden Veranlassungen: Liebe, Vernunft und Schulden. Und endlich eine Stelle konnte er deshalb nicht finden, weil er keines der dazu nötigen Papiere mitgebracht hatte.

Die Ankunft seines im Kaukasus dienenden Bruders Nikolai brachte in Tolstois Schicksal endlich die langgesuchte entscheidende Wendung. Zunächst weilt Nikolai nur vorübergehend in Moskau, und Tolstoi ist darüber so erfreut, dass er alle seine Gewohnheiten, ja, alle seine Verpflichtungen aufgibt und viel mit dem Bruder in Gesellschaft geht. Nach Nikolais Abreise zieht sich dann Tolstoi völlig von allem zurück. Es kommen starke religiöse Anwandlungen über ihn: er beichtet und nimmt in grosser Ergriffenheit das Abendmahl; ja, er verfasst sogar eine Predigt, die freilich niemals gehalten wurde.

Anfangs April kehrt dann Tolstoi auf kurze Zeit nach Jasnaja Poljana zurück, um am 20. desselben Monats von dort aus mit seinem Bruder Nikolai die Reise nach dem Kaukasus anzutreten. Es sei nachgetragen, dass um diese Zeit ganz augenscheinlich ein solcher Drang in Tolstoi war, seine Lage irgendwie zu verändern, dass er jede Gelegenheit dazu an den Haaren ergriff: so ist er einst, als sein späterer Schwager Valerian Petrowitsch Tolstoi in Geschäften nach Sibirien abreiste, ohne weiteres in dessen Reisewagen hineingesprungen und schliesslich bloss deshalb umgekehrt, weil er Hut und Mantel vergessen hatte.

Zweites Kapitel

Im Kaukasus

I

Es seien einige Worte vorausgesandt über die damaligen Verhältnisse im Kaukasus. Nachdem die Ausdehnung des Moskauer Zartums zur Unterwerfung von Kasan und Astrachan geführt hatte, kam es bereits zu Zusammenstössen mit den Bergvölkern, die die Nordabhänge des Kaukasus bewohnten. Zu ihrer Bekämpfung wurde im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts am linken Ufer des Terek und am rechten Ufer des Kuban eine ganze Reihe von Kosakenniederlassungen errichtet. Um diese Zeit war zudem noch das am Südabhange des Kaukasus gelegene, bisher unabhängige grusinische Kaiserreich unter Russlands Botmässigkeit gefallen. Von den Kosakenstationen am Terek und Kuban aus drangen nunmehr die Russen allmählich in die Vorberge ein. Und zwar befolgten sie dabei die eigentümliche Taktik, dass sie von Zeit zu Zeit unter grösserem militärischen Aufgebot über die Bergvölker herfielen, die Weiden vernichteten, die Herden vertrieben, die Hütten verbrannten und so viel als möglich Gefangene mitschleppten. Wenn sich die Russen dann wieder zurückzogen, wurden sie von den Bergvölkern verfolgt und aus dem Hinterhalte sehr nachdrücklich beschossen. Bisweilen fielen aber auch die Bergvölker von sich aus über die russischen Ansiedelungen her, richteten grausame Blutbäder an und schleppten Männer und Frauen zu sich in die Berge. Hierbei zeichneten sich ganz besonders die Tschetschenzen aus, die in den waldigen Schluchten am rechten Ufer des Terek wohnten. Diese Kämpfe, denen erst Fürst Barjatinski durch die völlige Unterwerfung des Kaukasus im Jahre

1856/57 ein Ende bereitete, sind dadurch so berühmt geworden, dass mehrere grosse Dichter an ihnen teilnahmen. Nicht zufällig: die Versetzung in das kaukasische Heer war eine Art Bestrafung für politisch verdächtige Personen. Schon mehrere der Dekabristen waren nach Abbüssung zehn- und zwanzigjähriger Zwangsarbeit als gemeine Soldaten ins Feld gegen die Kaukasier geschickt worden, wo man sie in die vordersten Reihen stellte, und die meisten von ihnen auch bald umkamen. Der grösste Verherrlicher des Kaukasus, Lermontoff, war bekanntlich wegen seines kecken Gedichtes auf den Tod Puschkins nach dem Kaukasus geschickt und nur drei Jahre vor Tolstois Ankunft dort im Duell erschossen worden. Es scheint dabei, als ob man sich mit der Unterwerfung der Bergvölker nicht allzusehr beeilte: hatte man doch so nicht nur in den langen Friedensjahren Gelegenheit, kriegerische Erfahrungen zu sammeln, es bot sich auch hier die Möglichkeit, politisch unliebsame Persönlichkeiten, die man nicht geradezu gerichtlich belangen konnte, auf eine für sie nicht demütigende Weise endgültig loszuwerden. Der Kaukasus war aber auch wiederum ein Glück für Russlands unter dem schmachvollen Druck des Despotismus schmachtende Dichter: hier begegneten sie den einfachen Sitten freier Naturvölker, und dazu in einer der grossartigsten Gegenden der Welt, und das musste ihr dichterisches Schaffen mächtig entflammen. Tolstoi hat zudem auch noch hier die Seele des im Kriege stehenden Soldaten begriffen und in unsterblichen Dichtungen ihre Erregungen und Erhebungen uns nachzuerleben gezwungen. Wir nennen die Novellen „Der Vormarsch", „Die Kosaken", „Die Niederlegung des Waldes", „Eine Begegnung im Felde".

Die Reise der beiden Brüder führte sie auf dem Landweg über Moskau und Kasan nach Saratoff. Die Brüder vertrugen

sich ausgezeichnet. Tolstoi schreibt seiner Tante von Moskau aus: „Nikolai findet, dass ich ein sehr angenehmer Reisegefährte wäre, wenn nur nicht meine Reinlichkeit wäre. Er ärgert sich darüber, dass ich, wie er sagt, zwölfmal am Tage die Wäsche wechsele. Ich halte ihn ebenfalls für einen trefflichen Reisegefährten, wenn nicht seine Unsauberkeit wäre. Ich weiss nicht, wer recht hat!“ Diese Bemerkung scheint mir deshalb mitteilenswert, weil Tolstoi später, in seinem sozialen Bekehrungseifer, bekanntlich die Reinlichkeit für etwas erklärt, das die Reichen erfunden haben, um sich die Armen vom Halse zu halten und sie verachten zu können. Tolstoi selbst war übrigens sein Leben lang von peinlicher Sauberkeit. Sein feiner Geruchsinn hat ihn auch namenlos leiden lassen überall da, wo er in soziale Tiefen hinunterstieg, was ihm jeder Westeuropäer, der dort weilte, durchaus nachzufühlen vermag.

In Kasan verliebte sich Tolstoi in ein junges Mädchen der Gesellschaft, die er dann lange nicht vergessen konnte. Wie gewöhnlich war er aber zu schüchtern und zu unentschlossen, um sich zu erklären.

Tolstoi war übrigens die ganze Reise hindurch sehr ausgelassen und liess sich offenbar vor seinem Bruder ausserordentlich gehen. Er selber erzählt — viel später: nach dem Tode s e i n e s g e l i e b t e n B r u d e r s und zu dessen Charakteristik —, es sei damals in Kasan ein Herr an ihnen vorübergefahren, der keine Handschuhe anhatte. „Dieser Herr ist ganz augenscheinlich ein Dreck,“ habe er da zu seinem Bruder gesagt. „Weshalb?“ frug dieser. „Er hat keine Handschuhe an.“ „Weshalb ist er darum ein Dreck?“ frug mit seinem kaum merklichen, freundlichen, klugen, ironischen Lächeln Nikolai. Tolstoi hat diese Lektion nie vergessen.

In Saratoff mieteten die Brüder ein Ruderboot und fuhren, bald segelnd, bald rudernd, bald sich von der Strömung trei-

ben lassend, in drei Wochen nach Astrachan. (Die gewöhnliche, kürzere Route nach dem Kaukasus — heute der Eisenbahnweg — führte zu Land über Woronesch in das Gebiet der Donskischen Kosaken.) Diese Wolgareise hat Tolstoi sehr behagt: „sie sei sehr poetisch und voll von Reizen gewesen, nicht bloss wegen der Lieblichkeit und Nähe der Ufer, vielmehr auch wegen der Art des Reisens selber."

Von Astrachan ging es dann mit Postpferden über den Kislar zur Station Starogladowsk, wo Nikolai diente, und Tolstoi einstweilen sich als Privatperson niederliess. Zunächst war er enttäuscht: die Station lag in der Ebene und bot keinerlei Aussicht. Zudem war die Unterkunft natürlich sehr mangelhaft, Tolstoi entbehrte die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten und fand auch, wie er seiner Tante schrieb, dass die Offiziere ohne Erziehung seien, „wenn auch sehr tapfer und von grosser Liebe zu Nikolai." Im Anfang habe vieles in dieser Gesellschaft sein Missfallen erregt, bald aber habe er ein Auftreten angenommen, das in gleicher Weise Stolz wie Familiarität ausschliesse, worin er übrigens nur seinen Bruder Nikolai sich zum Vorbilde zu nehmen gebraucht habe. Das alles änderte sich, als Nikolai kurze Zeit darauf in das befestigte Lager Stary-Jurd abkommandiert wurde, das zum Schutz der an den eben erst entdeckten heissen Quellen von „Garjätscho-Wodsk" (wörtlich „Heisswasser") Heilung suchenden Kranken errichtet war. Auf dem Wege dahin sah Tolstoi zum ersten Male die Bergriesen des Kaukasus. Er hat diesen Eindruck in den „Kosaken" wiedergegeben:

„Der Morgen war völlig wolkenlos. Plötzlich sah er (Olenin, unter welchem Namen Tolstoi bekanntlich in den „Kosaken" sich selber schilderte) zwanzig Schritte vor sich, so schien es ihm wenigstens im ersten Augenblick, reine weisse Massen mit ihren zarten Umrissen und die wunderlich haarscharfen Grenzlinien ihrer Gipfel und des fernen Himmels. Und als er

die ganze Weite begriffen hatte zwischen sich, den Bergen und dem Himmel, das ganze Ungeheure der Bergwelt, und als ihm die Unendlichkeit ihrer Schönheit zum Bewusstsein kam, da erschrak er: er fürchtete, das alles möchte nur eine Wahnvorstellung sein, ein Traum. Er schüttelte sich, um zu erwachen, — aber die Berge standen immer noch da. „Was ist denn das?“ frug er den Fuhrmann. „Das sind doch die Berge,“ antwortete der gleichmütig. Bei der raschen Bewegung des Dreigespanns auf dem ebenen Wege schien es, die Berge liefen am Horizonte dahin, leuchtend in der aufgehenden Sonne mit ihren hellrosafarbenen Spitzen. Anfangs beunruhigten nur die Berge Olenin, später erst erfüllten sie ihn mit Freude. Als er sich dann aber mehr und mehr hineinsah in diese nicht aus anderen schwarzen Bergen, vielmehr unmittelbar aus der Ebene herauswachsende und gleichsam davonfliehende Kette von Schneegipfeln, da begann er allmählich einzudringen in diese Schönheit, da erfühlte er die Berge. Von diesem Augenblicke an nahm alles, was er nur erblickte, alles, was er dachte, alles, was er fühlte, für ihn den neuen, strengen, erhabenen Charakter der Berge an.

Alle Moskauer Erinnerungen, alle Scham und Reue, alle banalen Vorstellungen vom Kaukasus, sie alle entschwanden und kehrten nicht wieder. „Jetzt hat es angefangen!“ sagte ihm eine geheimnisvolle, feierliche Stimme . . . und der Weg und der in der Ferne eben sichtbare Streifen des Terek und die Kosakenlager und das Volk, das alles erschien ihm jetzt schon nicht mehr wie ein Spass. Er blickt nach dem Himmel — und denkt an die Berge. Er blickt auf sich, auf den Burschen Wanjuscha — und wiederum die Berge! Da reiten zwei Kosaken vorüber, ihre Gewehre baumeln gleichmässig hin und her auf ihren Rücken, und ihre Pferde mischen ihre braunen und grauen Beine — aber die Berge! Jenseits des Terek steigt Rauch empor aus einem Dorfe — aber die Berge! Die Sonne

geht auf und glänzt auf dem durch das Ried hindurchschimmernden Terek — aber die Berge! Aus der Kosakenstation fährt ein Karren, Frauen gehen nebenher, schöne Frauen, junge — aber die Berge! „Die Abreken lauern in der Steppe, ich aber fahre dahin und fürchte sie nicht, ich habe ein Gewehr, ich bin stark, ich bin jung — aber die Berge!"

Die Station Stary-Jurd war wundervoll gelegen. „Ein ungeheures Felsengebirge, ein Fels über den anderen getürmt. Einzelne Felsen haben sich losgelöst und bilden gleichsam Grotten, andere Felsen wiederum erscheinen hängend in gewaltiger Höhe. Alle sind sie durchbrochen von Strömen heissen Wassers, die tosend herabstürzen und namentlich am Morgen den Gipfel des Berges in weissen Dampf hüllen. Das Wasser ist so heiss, dass man darin in drei Minuten ein Ei hart kochen kann."

Des angehenden Dichters Wohlgefallen erregen die trotz ihrer „ärmlichen Kleidung so anmutigen Frauen, deren orientalische Gewänder und bewegte Gruppen in so schönem Einklang stehen zu der Landschaft". Uebrigens nahm Tolstoi dort auch heisse Bäder, um sich von einem Rheumatismus zu befreien, den er sich bei seiner dreiwöchentlichen Wolgafahrt zugezogen hatte. Hier in Stary-Jurd ging dem Dichter zuerst die Schönheit auf im freien Leben der Kosaken. Auch weckte die grossartige Landschaft die besten der schlummernden Geister in seiner Seele: mächtig lodert sein religiöses Empfinden empor. Am 11. Juni 1851 schreibt er in sein Tagebuch:

„Gestern lag ich schlaflos, fast die ganze Nacht über. Nachdem ich in meinem Tagebuche geschrieben hatte, begann ich zu Gott zu beten. Die Süsse des Gefühls, das ich beim Beten empfand, wiederzugeben, ist mir unmöglich. Ich sprach die Gebete, die ich gewöhnlich verrichte: „Vater unser", „Mutter Gottes", „Heilige Dreifaltigkeit", „Pforte des Mitleids", „Anruf an den Schutzengel", — und dann verweilte ich

noch im Gebete. Wenn man unter Gebet Bitte oder Dank versteht, so betete ich nicht. Ich wünschte etwas Allerhöchstes und Schönes; was aber — das vermag ich nicht in Worte zu fassen, wenn ich mir auch klar bewusst war, was ich wünschte. Ich sehnte mich zusammenzufliessen mit dem alles umfassenden Wesen, ich bat „Es“, mir meine Verbrechen zu vergeben, oder nein, ich bat nicht darum, denn ich fühlte, dass, wenn „Es“ mir diesen seligen Augenblick schenkte, „Es“ mir bereits verziehen hat. Ich bat, — und währenddessen fühlte ich, dass ich nichts zu erbitten habe, und dass ich nicht zu bitten vermag, und es auch nicht verstehe. Ich dankte „Ihm“, aber nicht mit Worten, nicht mit Gedanken. Ich vereinigte in dem einen Fühlen alles: Gebet und Dank. Jedes Furchtgefühl war spurlos dahin. Nicht ein einzelnes der Gefühle des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe hätte ich zu scheiden vermocht aus dem einen mich erfüllenden Gefühle. Und dieses eine Gefühl, das ich gestern erlebte, — das ist die Liebe zu Gott, eine hohe Liebe, die in sich alles Schöne vereinigt und alles Hässliche von sich weist. Wie furchtbar war es mir, hinzublicken auf die ganze kleinliche, lasterhafte Seite des Lebens. Ich vermochte mir nicht mehr vorzustellen, wie das alles mich hatte verführen können. Wie aus sündlosem Herzen bat ich Gott, er möge mich aufnehmen in seinen Schoss! Ich fühlte nicht mein Leben, — ich war . . . o nein, die leibliche, kleinliche Seite nahm wieder das Ihrige, und es verging keine Stunde, da vernahm ich fast mit Bewusstsein die Stimme des Lasters, der Selbstliebe, die leere Seite des Lebens. Ich wusste, woher diese Stimme stammt, ich wusste, dass sie meine Seligkeit vernichte, ich kämpfte und gab ihr nach. Ich schlief ein, träumte von Ruhm und von Frauen, — aber ich bin nicht schuldig. Ich konnte nicht — ewige Seligkeit ist hier unmöglich, Leiden sind unumgänglich. Wozu? Ich weiss es nicht. Und wie wage ich es zu sagen, ich

weiss es nicht? Wie wage ich zu glauben, es sei möglich, die Wege der Vorsehung zu wissen? Sie ist ja die Quelle der Vernunft, und die Vernunft wollte sie erreichen können?

Der Verstand verliert sich in diesen Abgründen der Allwissenheit, aber das Gefühl fürchtet, sie zu beleidigen. Gott danke ich für diese Augenblicke von Seligkeit, die mir meine Nichtigkeit und meine Hoheit vor Augen führten. Ich will beten, aber ich verstehe es nicht. Ich will begreifen, aber ich wage es nicht. Ich übergebe mich deinem Willen! Weshalb habe ich das alles geschrieben? Wie flach, wie matt, wie sinnlos äusserten sich meine Gedanken und waren doch so hoch!"

Uebermächtig wogte es in dieser jungen Brust, die noch ungeborene Gedankenwelten nie zur Ruhe kommen liessen. Weltschmerzliche Stimmung gewinnt bisweilen die Oberhand, immer aber jener für Tolstoi so kennzeichnende, nie völlig hoffnungslose, nie Erlösungsgewissheit verleugnende Weltschmerz. Und der tritt jetzt, wo der junge Geist noch so stolz ist auf seine, wie es ihm scheinen will, unbezwingliche Macht, oft umschleiert auf von bedenklichen Geistreichigkeiten, und offenbart bereits einen gefährlichen Hang, die eigene Person zu verleumden.

Am 2. Juli 1851 schreibt Tolstoi in sein Tagebuch: „Soeben denke ich, indem ich mich aller unangenehmen Augenblicke entsinne, die, wenn ich traurig bin, mir allein in den Kopf schleichen ...: Nein! Zu wenig Freude gibt es auf Erden, allzu fähig ist der Mensch, sich das Glück vorzustellen, und allzu häufig, um nichts und wieder nichts schlägt uns das Schicksal, und schmerzlich, allzu schmerzlich fasst es uns an unsere zarten Saiten, als dass wir das Leben noch zu lieben vermöchten. Und dann: es ist etwas ganz besonders Süsses und Erhabenes in der Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben — und ich weide mich an diesem Gefühl. Wie kraftvoll komme ich mir vor, allein allem gegenüber in der festen Ueberzeu-

gung, dass man hier nichts zu erwarten hat ausser dem Tod. — Und im selben Augenblicke denke ich auch schon mit Entzücken daran, dass ich einen Sattel bestellt habe, auf dem ich im Tscherkessenrock reiten werde, und wie ich den Kosakinnen nachstellen und in Verzweiflung sein werde, dass mein linker Schnurrbart etwas höher steht als der rechte; — und ich rücke ihn dann zwei Stunden lang vor dem Spiegel zurecht!"

Im August (1851) ist Tolstoi dann wieder in Starogladowsk, aber als ein völlig anderer. Jetzt hat er den Geist der kriegerischen, in homerischer Einfachheit lebenden Kosaken zu begreifen gelernt. Hier fand er, was er vor allem gesucht hatte: ein Volk, das sich auslebt jenseits aller gesellschaftlichen Schuld, ein Volk, in dem es keine Knechte gibt, das aber Freiheit und Leben deshalb verdient, weil es sie täglich erkämpfen muss. Tolstoi sucht die Gesellschaft dieser freien Menschen auf. Er will lernen von ihnen, vor allem vielleicht möchte er von ihnen lernen, einfach zu leben, ohne jeden inneren Zwang zu jenem selbstzersetzenden Nachdenken, das ihn selber immer wieder um die besten Augenblicke betrügt, das die Vollkraft seines Entschlusses lähmt und ihm niemals auszuruhen vergönnt bei einer reinen, einfachen, natürlichen Empfindung. Sicherlich leidet Tolstoi dabei auch noch unter der Last der unnatürlichen Gesellschaftszustände, deren Erinnerung er mit sich bringt in diese Ursprünglichkeit. (Seine soziale Schuld verlässt ihn keinen Augenblick: immer hört er das ferne Stöhnen seiner Leibeigenen.) Es ist aber doch wohl vor allem Tolstois faustische Anlage, die ihm keine Ruhe gewährt:

„Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der unaufhaltsam in die Ferne dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Des Lebens Freuden überspringt."

Wenn wir in den „Kosaken", wo Tolstoi bekanntlich sich

selber als Olenin geschildert hat, lesen, wie dieser junge Mensch immer wieder in dürre Reflexion verfällt, wie er leben möchte und zu leben sich sehnt, und doch nie aufzuhören vermag, nachzudenken über das Leben und über die Liebe, so scheint sein ganzes Leben dort in den Stossseufzer auszuklingen:

„Könnt' ich Magie von meinem Weg entfernen,
Die alten Zaubersprüche ganz verlernen,
Ständ' ich vor dir, Natur, als Mensch allein,
Dann wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein!"

Tolstoi vermochte aber nicht, die Magie von seinem Wege zu entfernen, hier als ein Jüngling unter den freien Kosaken ebensowenig wie zwanzig Jahre später als reifer Mann unter den Nomaden der Steppe, wo er gleichfalls homerisch-einfache Zustände antraf. Niemals, sein ganzes Leben lang, verlernte Tolstoi die alten Zaubersprüche, und schliesslich rief er sie selber herbei und beugte sich ihnen und entfernte sich mehr und mehr von der Natur.

Dazu hatte ihn ja Gott geschaffen, dass er anderen die Widersprüche in ihrer Seele zu lösen verhelfe. Sein eigenes Leben musste darum voller Widersprüche bleiben, ein Opfer sein ohne Ende. Er selber musste dem Leben dieser wunderbaren Welt erstorben sein, um das Leben nachschaffen zu können für die, die es wirklich leben, und um es die dann begreifen zu lehren, — und nur der ewig Harrende, der nie Fertige vermag dem Ringenden ein Helfer zu sein. Die Jugend will aber nicht an die Notwendigkeit des Opfers glauben. Tolstoi sträubt sich mit Händen und Füssen dagegen. Aber wenn ihm so auch niemals ein einfaches, freies, natürliches Leben beschieden war, wie er es die freien Kosaken um sich herum führen sah, und wenn auch sein ganzes Leben ein zerrissenes gewesen ist und oft jeglicher Freude entbehrte, so hat Tolstoi doch ein tiefes, grosses, mächtiges, vielbewegtes Leben gelebt und Spuren da-

von zurückgelassen für alle Zeiten. Und darum hat ihn auch in allen Kämpfen und bei allen heimlichen Niederlagen nie der Glaube verlassen an sein Ideal. Niemals vergeblich hat er es angerufen. Und wenn er nur seiner bewusst ward, dann flohen die Gespenster. In den „Kosaken", die er schrieb, um sich nachträglich klar zu werden über seine Kaukasierzeit, verleiht er dem allen ergreifenden Ausdruck:

„Weshalb bin ich glücklich, und wozu lebte ich früher," sagte sich Olenin, umgeben vom Grün des kaukasischen Urwaldes. „Welche Ansprüche stellte ich nicht an mich, was sann ich nicht alles aus? Und nichts tat ich mir an, ausser Schande und Kummer! Und jetzt! Hier brauche ich gar nichts mehr, um glücklich zu sein." Und plötzlich war es ihm, als gehe eine neue Welt vor ihm auf. „Siehst du, da ist das Glück!" sprach er zu sich selber . . . „Das Glück liegt darin, für die anderen zu leben. Und das ist auch klar. In den Menschen ward das Bedürfnis nach Glück gelegt. Es ist demnach wohl gesetzlich. Wenn man es aber in selbstsüchtiger Weise befriedigen will, das heisst, indem man für sich selber Reichtum, Ruhm, angenehmes Leben, Liebe sucht, kann es dahin kommen, dass die Umstände sich so gestalten, dass es unmöglich sein wird, dies Verlangen zu befriedigen. Folglich sind diese Wünsche ungesetzlich; ungesetzlich ist aber nicht das Bedürfnis nach Glück. Welche Wünsche können aber immer befriedigt werden, unabhängig von äusseren Umständen, welche? Die Liebe, die Aufopferung . . ." Und es kam eine solche Freude über ihn, und er geriet in solche Erregung, als er diese, wie es ihm schien, völlig neue Wahrheit fand, dass er aufsprang und in Ungeduld suchte, für wen er sich am schnellsten aufopfern könne, wem er Gutes erweisen, wen er lieben solle . . . „Siehst du, du brauchst ja gar nichts für dich," dachte er immer wieder, „weshalb denn nicht für andere leben . . ."

Diese erste kaukasische Zeit hat selbst der spätere Asket Tolstoi anerkannt, ja sie eine seiner glücklichsten Zeiten genannt. In seinem religiösen Leben habe er damals auf einer Höhe gestanden, die er dann nie mehr erreicht habe. Das ist zum Teil wohl auch in den ganz besonderen Umständen seines damaligen Lebens begründet: sie waren wie geschaffen dazu, ihn zu veranlassen, sich in sich selber zu vertiefen. Und Tolstoi brauchte dabei bloss — wir wissen das bereits aus den Geständnissen des Knaben — einigermassen geschützt zu sein vor Verwundungen durch die Aussenwelt, um lauterste Religiosität, lebhaftestes Gottesbedürfnis in sich zu erleben. Und wenn er dann nachging dem Rufe seines Gottes, so musste der ihn geleiten bis zur Pforte des Paradieses. Tolstoi hat ihm aber nie so weit nachzugehen vermocht, dem Rufe seines Gottes. Auch im Gebet vernahm ja Tolstoi die Leidensrufe seiner Mitmenschen, sah er Arme hilfeflehend ausgestreckt nach sich. So kam er nie bis ganz hin zu seinem Gotte. Damals, im Kaukasus, war er ihm vielleicht noch am nächsten: es fehlte die Ablenkung durch die Gesellschaft, fern von ihm lag seine grosse Reue. Tolstoi brauchte dabei hier keine unmittelbare praktische Aufgabe zu erfüllen, hatte er doch damals eigentlich gar keinen Beruf. Und es war auch nichts da zu bemitleiden: diese freien Menschen halfen sich selber. Und dazu noch rief alles hier: die himmelhohen Berge, die blühende Erde und der weite Himmel, das alles rief ohne Unterlass Tolstois ehrfurchtsvolles Herz zur Anbetung des Höchsten. Und er folgte dem Rufe so wie niemals später mehr. Auch nicht in der Zeit seiner Umkehr: da hielten ihn bereits die Leiden der Menschen umklammert, und Sorge um Weib und Kind, und nie völlig überwundener Zweifel, ob es nicht ein Raub sei an ihnen, den Nächsten, die ihm Gott gegeben, wenn er sich völlig hingebe an alle, die doch nie zu umfassen sind, und die missverstehen und die Wahrheit nicht lieben ...

Leider hat diese Zeit nicht lange gewährt. Mit Tolstois Eintritt in die Armee war es damit aus. Diese Epoche hat aber mächtig rückgewirkt auch auf Tolstois geistiges Leben, auf seine Vorstellung von den Zusammenhängen der Welt da draussen, und sie war bei ihm unzertrennlich verbunden mit seinem Erleben von der Welt, die er im Busen trug, von der sittlichen Welt. Erinnern wir uns in diesem Zusammenhange daran, dass angeborene Geistesrichtung, das heisst geheimnisvolles Seelenbedürfnis, Tolstoi von früh auf veranlasste, den Menschen und die Schöpfung als eine von Ewigkeit her fertig vorliegende, sich nur äusserlich verändernde und niemals völlig zu verderbende Erlösungsmasse anzusehen. Erinnern wir uns daran, dass Tolstois Abneigung gegen jede geschichtliche Betrachtung und seine tief in Gefühlsbedürfnissen wurzelnde Unzugänglichkeit für den Gedanken einer Entwicklung in dem, was lebendig ist — darin ist Tolstoi Goethes Gegenpol — reichlich Nahrung gefunden hatten in jener Karikatur einer geschichtlichen Wissenschaft, wie sie Tolstoi auf der russischen Universität der vierziger Jahre allein geboten werden konnte, und wie er sie gläubig hinnahm als d i e Wissenschaft von der Geschichte. (Und Tolstoi brannte darauf, die Wissenschaft verachten zu dürfen: mehr wie alles andere drohte sie ja dem Weltenbilde, das er nötig hatte, um leben zu können mit einer Seele, die überempfindlich war für sich selber, und dabei doch nicht gewillt war, ihr Schicksal zu trennen von dem der ganzen Menschheit.)

Erinnern wir uns des weiteren noch daran, dass von dieser Zeit an Rousseau, den Tolstoi von jeher geliebt hatte, derart sein Ideal ward, dass Tolstoi Rousseaus Medaillon ständig um den Hals zu tragen pflegte, so können wir in diesem Begegnen Tolstois mit einem Naturvolk, das wohl seit tausend Jahren genau so lebte, wie er es damals antraf, nichts anderes erblicken für ihn, als eine hochwillkommene Bestätigung jener

eigentümlichen Kulturverachtung, die Tolstoi von Kind auf in sich trug (und die vielleicht vor allem einem verkappten asketischen Zug entspringt, der selbstquälerischen Neigung, das von sich zu weisen, was man am allerwenigsten zu entbehren vermag). Und wo kann schliesslich der Glaube an eine von Ewigkeit her fertige Menschheit unwiderleglicher erscheinen als da, wo eine urgewaltige Natur den Menschen an sich geneigt macht, sich selber und alles Menschentum wie eine jämmerliche Kleinigkeit zu betrachten (worauf vielleicht auch der auffallende Konservativismus der Bergvölker zurückzuführen ist).

Jedenfalls klingt folgender wundervoller Brief Tolstoi-Olenins an seine Moskauer Freunde bei aller Frische doch sehr nach Jean Jacques Rousseau. Dieser Brief bietet zudem auch sicherlich rein biographisches Interesse.

„Wie seid Ihr mir alle widerlich, und wie erbärmlich kommt Ihr mir vor! Ihr wisst gar nicht, was Glück ist, und was Leben bedeutet! Man muss erst einmal das Leben erfahren haben in seiner ganzen kunstlosen Schönheit! Man muss sehen und verstehen, was ich täglich vor mir habe: die ewigen, nie betretenen Firnen der Berge, und ein hoheitsvolles Weib in jener ursprünglichen Schönheit, in der wohl das erste Weib aus den Händen seines Schöpfers hervorgegangen sein muss, — und dann wird es klar werden, wer sich selber zugrunde richtet, wer in der Wahrheit und wer in der Lüge lebt: ich oder Ihr. Wenn Ihr nur wüsstet, wie scheusslich und jämmerlich Ihr mir vorkommt in dem, was Euch verführt. Wenn ich mir nur vorstelle, anstelle meiner Hütte, meines Waldes und meiner Liebe diese Gastzimmer, diese Weiber mit anpomadisierten Haaren und untergelegten falschen Locken, diese Lippen, die sich niemals natürlich bewegen, diese verhüllten und entstellten schwächlichen Glieder, und dieses Salongeschwätz, das verpflichtet ist, Unterhaltung zu sein, und kein Anrecht dar-

auf hat, für solche zu gelten, — wenn ich mir das alles vorstelle, so wird es mir unerträglich übel. Ich sehe sie vor mir, die stumpfen Gesichter dieser reichen Bräute mit einem Ausdruck, der sagt: „Es tut nichts, du darfst ruhig herantreten, wenn ich auch eine reiche Braut bin!" Dieses sich dahin und dorthin Setzen, dieses unverschämte Zusammenkuppeln der Paare, dieser ewige Klatsch, diese Verstellung, diese Regeln darüber, wem man die Hand geben muss, wem nur ein Kopfnicken gebührt, und mit wem ein Gespräch am Platze ist, — und schliesslich diese ewige Langeweile im Blut, die von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt (und das alles bewusst in der Ueberzeugung von seiner Unerlässlichkeit!). Versteht nur das Eine und glaubt Einem . . .: Man muss sehen und begreifen, was das ist, Recht und Schönheit, — und auseinander stiebt alles, was Ihr sprecht und glaubt, alle Eure Wünsche von Glück für mich und für Euch selber! Das Glück — das ist, in der Natur zu sein, sie zu sehen, mit ihr zu sprechen. „Gott behüte, er wird noch gar eine einfache Kosakin heiraten und völlig für die Welt verloren gehen!" So — ich stelle es mir lebhaft vor — sprechen sie von mir mit aufrichtigem Mitgefühl. Ich aber wünsche gerade dies Eine für mich: völlig verloren zu gehen in Eurem Sinne, ich wünschte eine einfache Kosakin zu heiraten, und wage es nur deshalb nicht, weil das ein Uebermass von Glück bedeuten würde, dessen ich nicht würdig bin . . . Drei Monate sind vergangen seit jener Zeit, dass ich zum erstenmal die Kosakin Marjana sah. Die Begriffe und Vorurteile der Welt, aus der ich herkam, waren noch frisch in mir. Ich glaubte damals nicht, dass ich dies Weib liebgewinnen könnte. Ich hatte meine Freude an ihr, wie an der Schönheit der Berge und des Himmels, und konnte nicht nicht meine Freude an ihr haben, weil sie schön war wie jene. Dann fühlte ich, dass der Anblick dieser Schönheit zur Notwendigkeit ward für mein Leben, und ich begann mich zu

fragen: „Liebe ich sie etwa?“ Nichts aber, was dem ähnlich war, was ich mir unter diesem Gefühl vorstellte, fand ich in mir. Das war ein Gefühl, nicht ähnlich dem Gram über die Einsamkeit und dem Wunsche nach Ehe, nicht ähnlich der platonischen und noch weniger der sinnlichen Liebe, wie ich sie erfahren hatte. Ich hegte das Bedürfnis, sie zu sehen, sie zu hören, zu wissen, dass sie nahe sei, und dann war ich, wenn auch nicht das, was man glücklich nennt, so doch ruhig. Nach jener Abendunterhaltung, auf der ich mit ihr zusammen war und sie berührt hatte, fühlte ich, dass zwischen mir und diesem Weibe ein unzerreissbares, wenn auch uneingestandenes Band bestand, gegen das man nicht ankämpfen kann. Ich aber kämpfte noch; ich dachte mir: „Kann man wirklich ein Weib lieben, das niemals die seelischen Interessen deines Lebens verstehen wird?“ „Kann man wirklich ein Weib nur um seiner Schönheit willen lieben, gleich wie eine Statue?“ frug ich mich. Aber ich liebte sie bereits, wenn ich auch noch nicht meinem Gefühle glaubte. Nach jenem Abend, an dem ich zum ersten Male mit ihr sprach, änderten sich unsere Beziehungen. Vordem war sie für mich ein fremder, hoheitsvoller Gegenstand der äusseren Natur: nach jenem Abend ward sie für mich ein Mensch. Ich begann ihr entgegenzugehen, mit ihr zu sprechen, manchmal zur Arbeit zu ihrem Vater zu kommen und ganze Abende lang bei ihm zu sitzen. Und bei diesen nahen Beziehungen blieb sie in meinen Augen eben so rein, unnahbar und hoheitsvoll. Sie antwortete auf alles immer gleichmässig ruhig, stolz und heiter gleichgültig. Manchmal war sie freundlich, meist aber verrieten jeder Blick, jedes Wort, jede Bewegung jene Gleichgültigkeit, die nicht verächtlich war, aber niederdrückte und bezauberte. Jeden Tag mit verstelltem Lächeln auf den Lippen bestrebte ich mich, irgend etwas vorzubringen, und mit der Qual der Leidenschaft und der Begierde im Herzen sprach ich scherzend zu ihr. Sie sah wohl,

dass ich mich anstellte, blickte aber gerade, heiter und einfach auf mich. Diese Lage ward mir unerträglich. Ich wollte nicht vor ihr lügen und wollte ihr alles sagen, was ich denke, was ich fühle. Ich war besonders erregt; sie war im Garten. Ich begann zu ihr zu sprechen von meiner Liebe mit solchen Worten, dass ich mich schäme, wenn ich nur daran denke. Und ich schäme mich deshalb, weil ich nie hätte wagen sollen, ihr das zu sagen, weil sie unermesslich höher stand als diese Worte und als das Gefühl, das ich so ausdrücken wollte. Ich verstummte, und von dem Tage an ward meine Lage unerträglich. Ich wollte mich nicht erniedrigen, indem ich bei den früheren scherzhaften Beziehungen verharrte, und fühlte doch, dass ich noch nicht emporgewachsen war zu aufrichtigen und einfachen Beziehungen zu ihr. Ich frug mich in Verzweiflung: „Was soll ich tun?" In albernen Träumen stellte ich sie mir bald als meine Geliebte, bald als meine Frau vor, um dann mit Widerwillen diesen und jenen Gedanken von mir zu weisen. Sie zu einer Dirne zu machen, wäre furchtbar. Das wäre Mord. Sie zu einer „Gnädigen" zu machen, wie einige der hiesigen Kosakinnen, die an unsere Offiziere verheiratet sind, wäre noch schlimmer. Ja, wenn ich zu einem Kosaken werden könnte, zu einem Lukaschka, Pferde stehlen, mich betrunken in Liedern ergiessen, Menschen morden und berauscht bei Nacht zu ihr ins Fenster kriechen ohne einen Gedanken daran, wer ich bin, und weshalb ich lebe? — dann, ja dann wäre das eine andere Sache. Dann könnten wir einander verstehen, und dann könnte ich glücklich sein!"

Nachdem Tolstoi dann noch an einem jener erwähnten „Vormärsche" in Feindesgebiet als Freiwilliger teilgenommen und dabei allgemeines Aufsehen erregt hatte durch seinen sorglosen Mut, überredete ihn der Oberkommandierende des kaukasischen Heeres und nachmalige Ueberwinder des Kaukasus, Fürst Barjatinski, in das kaukasische Heer einzutreten. Den

August und September verbrachte Tolstoi noch in Starogladowsk. Im Oktober verzog er dann nach Tiflis, um sich zum Fähnrichsexamen vorzubereiten. Dort wohnte Tolstoi aus „Billigkeitsgründen und um gratis die Praxis der deutschen Sprache zu haben“ in der deutschen Vorstadt; er mied dabei alles gesellschaftliche Leben, das ihm wie eine Nachäffung Petersburgs erschien, und gab sich völlig der Lektüre und der Jagd hin. Hier erwachte übrigens auch sein Entschluss zur Schriftstellerei. Er schreibt darüber seiner Tante Jergolsky:

„Entsinnen Sie sich, gute Tante, eines Rates, den Sie mir einst gaben — den Rat, Romane zu schreiben. Nun gut! Ich befolge Ihren Rat, und die Beschäftigung, von der ich Ihnen neulich erzählte, ist eben eine literarische. Ich weiss nicht, ob das, was ich schreibe, jemals in der Oeffentlichkeit erscheinen wird. Es ist dies aber eine Tätigkeit, die mir Vergnügen bereitet, und bei der ich bereits seit zu langer Zeit verweile, als dass ich sie wieder aufzugeben vermöchte.“

Die zwei ersten Monate in Tiflis war Tolstoi krank und musste sich kurieren. Damals schrieb er seine erste Novelle „Kindheit“. Sein Dienstantritt verzögerte sich, da er wiederum nicht die in Russland so nötigen Papiere bei sich hatte.

Endlich, im Dezember 1851, wird Tolstoi als Feuerwerker in die vierte Batterie eingereiht und hat nun „den Vorzug Front zu machen und mit den Augen die vorübergehenden Offiziere zu begleiten“. Tolstois Wunsch ist, so bald als möglich zur kriegführenden Armee zugezählt zu werden, um, wie er seinem Bruder schreibt, „nach Massgabe seiner Kräfte mit Hilfe der Kanonen beizutragen zur Ausrottung der räuberischen und unbotmässigen Asiaten!“ — (Wir spüren hier bereits den zukünftigen Offizier. Wie weit sind wir noch von dem späteren Friedensapostel!)

Der Eintritt Tolstois in die kriegführende Armee — und Tolstoi hat überhaupt nur in solchen gedient — und darauf

in das Offizierkorps übte natürlich einen mächtigen Eindruck auf Tolstois empfängliche Seele. Bei aller persönlichen Erfindlichkeit durchaus männlich, hat Tolstoi von jeher lebhaftesten Geschmack bewiesen für alles Tapfere, Tollkühne, Waghalsige. (Einen ganz anderen Geschmack übrigens und einen weit natürlicheren wie der, dem wir bei Stendhal oder Nietzsche begegnen, deren Verherrlichung der rein brutalen Männlichkeit, die Tolstoi niemals verherrlicht, einen etwas fatalen Beigeschmack hat: so überschwenglich und kritiklos liebt man in der Regel nur das, was einem selber unerreichbar bleibt.) Tolstoi, dessen persönliche Tapferkeit über allem Zweifel steht — freilich war er auch hier durchaus aufrichtig und hielt sich frei von allem Renommieren —, verzeiht nun tatsächlich tollkühnen Gesellen sehr vieles, was er anderen niemals verzieh (sie müssen nur frei sein von jeder kleinlichen persönlichen Berechnung. Das verzeiht Tolstoi niemandem, weder im Leben noch in der Dichtung).

Wir werden in Tolstois späteren Romanen einigen offenbaren Lieblingen des Dichters begegnen, die bei aller Tollkühnheit auch sehr bedenkliche Seiten haben (vor allem Dolochoff in „Krieg und Frieden"). Tolstoi hat dabei aber niemals irgendeine Brutalität entschuldigt. Für ihn war Männlichkeit etwas Selbstverständliches, wenn sie auch bei der Unvollkommenheit unserer Rasse nicht allzu häufig anzutreffen ist; dabei gab Tolstoi überhaupt als erster eine überzeugende Psychologie der Tapferkeit: er scheute sich nicht, immer und immer wieder zu betonen, dass Tapferkeit in nichts anderem bestehe, als in einem durch Erfahrung zur Gewohnheit gewordenen Nichtdenken an die Todesgefahr, an die selber kein Mensch sich jemals gewöhne. Das Männliche in der Tapferkeit sei nur der Entschluss, in der Gefahr nicht an sie denken zu wollen. Um ihn aber ausführen zu können, den Entschluss zur Tapferkeit, dazu bedürfe es jedesmal der Praxis: der nachmals todes-

verachtende Soldat habe bei seinem ersten Treffen die natürliche Lust gehabt, davonzulaufen.

Tolstois grosse intellektuelle Ehrlichkeit — an der in unserem Falle wohl auch seine ererbte aristokratische Abneigung gegen jede kleinbürgerliche Verstellung mitspielen mag — machte aus ihm den ersten Realisten des Krieges. Und das von vornherein, und trotzdem der damalige Tolstoi nach wiederholtem Geständnis durchaus nicht unempfänglich war für den Gedanken an persönliche Auszeichnung und an den Ruhm und die Grösse seines Vaterlandes.

Das Vaterland bedeutet ja letzten Endes nichts anderes als ein erweitertes Ich, als ein grösserer Rahmen für die eigene Persönlichkeit dem, der sich seines Vaterlandes bewusst wird. Und Tolstoi war ehrgeizig — und das heisst im Russischen „sich selber liebend" —, wenn auch Tolstois Ehrgeiz von jeher die vornehme Färbung trug einer Selbstachtung, die sich vor allem darauf gründet, dass dieses Selbst sich als Träger allwertvoller Gedanken und Ideale erkannt hat. Es sei auch hier schon ausgesprochen, dass Tolstois ererbter und wohl durch sein Offiziertum noch sehr gesteigerter Patriotismus in seinem Hauptroman „Krieg und Frieden" zu einem Chauvinismus ausartet, der ihn, den sonst peinlich Gewissenhaften, die einfachsten geschichtlichen Tatsachen verkennen lässt, wovon noch ausführlich zu reden sein wird. Die Offizierserziehung fiel eben bei Tolstoi in vielen Dingen auf einen äusserst günstigen Boden. Auch nahm sie Tolstoi, dem jede Halbheit widerstand, nachdem er sich einmal zu ihren Forderungen bekannt hatte, nun auch gleich bis in ihre letzten Folgerungen hinein ernst. Dabei muss es freilich rückhaltlos zugestanden sein, dass Tolstoi auch als Angehöriger der Armee und des Offizierkorps durchaus sich selber treu blieb, ja, dass überhaupt erst in dem Offizier Tolstoi einzelne seiner rein menschlichen Eigentümlichkeiten ihre endgültige Ausprägung erhiel-

ten, so seine ausgesprochene Vorliebe für den kleinen Mann und sein ausschliessliches Werten der Menschen nach ihren Verdiensten (nicht mehr nach ihren Vorrechten wie früher). Tolstois grosse Liebe zum russischen Bauern scheint ihm tatsächlich erst im Felde zum Bewusstsein gekommen zu sein, im Umgang mit dem einfachen russischen Soldaten, den er in seinen Kriegsnovellen nicht müde wird, in der eingehendsten und bei allem Wirklichkeitssinn und vielleicht gerade infolge seiner so ausserordentlich ergreifenden Weise zu schildern. Es entspricht vielleicht Tolstois von Hause aus männlicher Anschauungsweise, dass er den russischen Bauern, den er als Leibeigenen tief leiden gesehen hatte, ohne sich zu ihm anders als aus Pflichtgefühl hingezogen zu fühlen, erst als den fraglos tapferen, nie posierenden, in aller Todesgefahr die natürlichste Einfachheit bewährenden Helden kennen lernen musste, um ihn achten zu können, und das bedeutet bei Tolstois vornehmer Natur: um ihn lieben zu müssen. Sehr wahrscheinlich, dass Tolstoi hier erst der tiefere Sinn aufging von des russischen Bauern Demut, Fügsamkeit und Geduld in aller Knechtschaft. Hatte Tolstoi bisher in dem allem Knechtssinn, Feigheit und Unmännlichkeit vermutet, so vermochte er solche Annahme nicht mehr aufrechtzuerhalten, nachdem er dieselben demütigen Leibeigenen als unerschütterlich tapfere Soldaten der Todesgefahr gegenüber erschaut hatte. Es musste also des russischen Bauern Demut und Fügsamkeit in aller Knechtschaft einen anderen Grund haben. Der konnte bloss in einem religiösen Erlebnis verborgen liegen, das den russischen Bauern die Knechtschaft der Sünde vorziehen liess; ein höherer Mut muss demnach dem russischen Bauern eigen sein, als zum Leben gehört, ein Mut auch dem Tode gegenüber, ein Mut, der des Krieges nicht bedarf, um sich seiner Todesverachtung inne zu werden. Und tatsächlich stirbt der russische Bauer auch bei sich zu Hause in so schlichter, wahrhaft antiker Einfachheit,

dass, wer ihn einmal sterben sah, überhaupt erst begreift, dass Sterben die natürlichste Sache von der Welt ist. (Und dazu braucht man nicht in den Krieg zu gehen: ich selber habe das in russischen Krankenhäusern erlebt und Eindrücke für immer dort empfangen.)

Neben der Erkenntnis vom eigentlichen Wesen des russischen Bauern brachte Tolstoi seine Militärzeit auch bereits die völlige Befreiung von allen aristokratischen Vorurteilen. Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit seines Geistes — erhöht durch oder vielleicht überhaupt vornehmlich begründet in einem untrüglichen moralischen Unterscheidungsvermögen — konnte Tolstoi auf die Dauer keinen anderen Massstab annehmbar machen für den Menschen, als dessen persönliche Verdienste. Das konnte ihm vorher, bis zum Militärdienst, nicht so recht zum Bewusstsein kommen, weil er sich ausschliesslich innerhalb seiner Kaste bewegte. Hier aber, beim Militär, sah Tolstoi Leute aller Klassen bei einer gemeinsamen Sache, wo nur der Pflichteifer entscheidet, und er sah sie auch einer allen gemeinsamen Todesgefahr gegenüber, wo der Mensch alle Masken von sich wirft und sich so zeigt wie er ist. Da fielen die Standesvorurteile wie Schuppen von Tolstois Augen: die grössten Opfer brachte ja der gemeine Soldat, und er lebte bei alledem in grösster Einfachheit und trug auch die schwersten Lasten. Dabei rühmt er sich aber am allerwenigsten und verachtet weder die einen von seinen Kameraden, noch schmeichelt er den anderen. Darum achtete Tolstoi den gemeinen Soldaten am höchsten. Im Offizierskorps dagegen verhielten sich die hocharistokratischen Offiziere sehr von oben herab zu den einfachen Linienoffizieren. — Tolstoi hat dies in den „Sewastopoler Erzählungen“ mit wahrhaft peinlicher Offenheit geschildert. Dabei bewiesen diese aristokratischen Offiziere keineswegs grössere Tapferkeit, noch höhere geistige Interessen als die, denen sie sich überlegen glaubten, die bürger-

lichen Linienoffiziere. Letztere aber liessen sich nicht nur von oben herab behandeln, sie waren sogar stolz darauf, wenn sie von den aristokratischen Kameraden überhaupt einer Beachtung gewürdigt wurden. Tolstoi nun findet den Hochmut der einen lächerlich, die Demut der anderen unwürdig. Er selber hielt sich ostentativ den aristokratischen Kameraden fern. Er schloss sich an die einfachen Linienoffiziere, und mehr noch an den gemeinen Soldaten. Tolstois Achtung vor letzteren nimmt bereits eine solche Ausschliesslichkeit an, dass alle seine Militärnovellen, vor allem die grossartigen „Sewastopoler Erzählungen", eigentlich nur eine einzige grosse Lobhymne darstellen auf den gemeinen russischen Soldaten, während in der ganzen Fülle seiner jedesmal mit ein paar Strichen fest auf beide Beine hingestellten Offizierstypen eigentlich kein einziger ist, dem nicht irgendeine Lächerlichkeit oder Kleinlichkeit anhängt. Tolstois Wirklichkeitssinn allein vermag das nicht zu erklären: seine Soldaten haben auch jene Kleinlichkeiten an sich, ohne die der wirkliche Mensch nicht glaubhaft erscheint. Das Verhältnis aber ist hier, bei den gemeinsamen Soldaten, ein anderes: das Kleinliche verwischt nicht das Grosse, unterstreicht es eher. Bei Tolstois Offizieren hingegen erscheinen die Schwächen so stark aufgetragen, dass alle ihnen sonst beigelegte Tüchtigkeit und Vaterlandsliebe demgegenüber nicht aufkommt. In Tolstois Offizierstypen macht sich bereits ein offensichtlicher Mangel, oder sagen wir besser: eine offenbare Lücke in Tolstois scheinbar unbegrenzter Darstellungskunst bemerkbar: Er konnte damals schon nicht mehr gerecht werden den Mitgliedern der eigenen Klasse. Es mag ein tief beunruhigtes soziales Gewissen dahinterstecken und auf dieselbe Quelle zurückgehen wie Tolstois bereits mächtig hervorbrechender Weltschmerz. Tolstoi hat wohl die Eindrücke, die er als junger Gutsbesitzer von seinen Leibeigenen empfing, nie mehr zu überwinden vermocht — vielleicht ist er in den Krieg

und zu den sozial sündlosen Kosaken überhaupt nur deshalb geflohen, um seine Leibeigenen zu vergessen. Tolstois geistige Ehrlichkeit und sein untrügliches sittliches Urteil liessen ihn eben niemals mehr vergessen, dass sein ganzes wirtschaftliches Dasein auf Vergewaltigung und Ausbeutung armer, wehrloser Leibeigener sich gründete. Tolstoi lässt dabei aber seine Leibeigenen nicht frei, wie uns scheinen will, viel weniger aus Hang zum Wohlleben, als aus Ratlosigkeit, aus Zweifel daran, ob in diesem Zusammenhange wirklich seinem sittlichen Empfinden allein die Entscheidung zustehe: Ehrfurcht vor den gesellschaftlichen Ueberlieferungen und denen, die er sich innerhalb ihrer ruhigen Gewissens bewegen sah, und dann wohl auch das Bewusstsein, noch nicht bis in den letzten Sinn der Tatsachen des Staats- und Wirtschaftslebens eingedrungen zu sein, mithin auch nicht darüber urteilen zu können, hielten wohl vor allem den damaligen Tolstoi bei seinem Gutsbesitzertum fest. Dabei zweifelte er aber keinen Augenblick an der Richtigkeit seines sittlichen Empfindens, und darum vermochte er nicht mehr sich selber zu achten. Da er sich aber in vielem gewissenhafter wusste als die anderen, deren Wirtschaftsleben sich genau so gründete wie das seine, und da er bei ihnen — meist wohl sehr mit Unrecht — den gleichen moralischen Scharfblick, und demnach auch die gleiche Selbstverachtung voraussetzte, so ward Tolstoi mehr und mehr unfähig, ein Mitglied der besitzenden Klasse nicht für einen Heuchler zu halten und als solchen zu schildern. Und es scheint, dass vor allem diese mit den Jahren immer empfindlicher werdende Lücke in Tolstois Kunstschaffen ihn so lange fernhielt dem ganz grossen Kunstwerk, dem er doch schon in seinen ersten Novellen so nahe gekommen war. Als Tolstoi dann auch dieses Hemmnis überwand, — wie man alle menschlichen Beschränktheiten überwindet: durch die Liebe! —, als Tolstoi in seiner Ehe mit einem geliebten Weibe begreifen lernte, dass

auch unter den Gebildeten und unter den Besitzenden Menschen von Herz und Würde sein können, da schwang er sich denn auch gleich empor zu seinen unsterblichen Meisterwerken, da war der Kreis seines Menschenverstehens lückenlos geschlossen.

So viel über den Einfluss des Militärdienstes auf Seelenleben und Kunstschaffen Tolstois. Gehen wir nunmehr auf die biographischen Einzelheiten ein. Tolstoi verhielt sich von vornherein ohne jeden Stolz zu allen Kameraden völlig gleichmässig, wenn auch etwas abseits stehend, weil „er auch ohne Offiziersgespräche genug Beschäftigung habe". Dabei macht er sich Vorwürfe — sein Gewissen ruht eben niemals —, dass er der Eitelkeit seines Obersten schmeichele und ihm Sand in die Augen streue, weil er ihn nötig habe. Er bereue dies, es geschähe aber eigentlich unbewusst.

Ueber Tolstois Seelenzustand während seiner ersten Dienstjahre unterrichtet folgender Brief des Fähnrichs an seine Tante. Er ist französisch geschrieben und datiert vom 6. Januar 1852:

„. . . Letzthin schrieb ich Ihnen, liebe Tante, dass Ihr Brief mich hat weinen machen, und ich gab meiner Krankheit die Schuld an solcher Schwäche. Ich hatte unrecht! Alle Ihre Briefe erzielen bei mir seit einiger Zeit die gleiche Wirkung. Ich bin immer „Leo der Heuler" gewesen. Früher schämte ich mich dieser Schwäche, aber die Tränen, die ich vergiesse in dem Gedanken an Sie und an Ihre Liebe für uns, sind so süss, dass ich sie rinnen lasse ohne irgendwelche falsche Scham. Ihr Brief ist zu voll von Traurigkeit, um nicht auch mich traurig zu stimmen. Sie sind es gewesen, die mir immer Ratschläge gaben, und obgleich ich sie leider oftmals nicht befolgte, möchte ich doch mein ganzes Leben hindurch nur nach Ihren Vorschriften handeln . . . Wenn ich nunmehr so offen zu Ihnen sprechen werde, so weiss ich, dass Sie mir das verzeihen werden in Hinsicht auf die Liebe, die ich für Sie empfinde. Indem

Sie sagen, Sie seien jetzt bereit, uns zu verlassen, um die einzuholen, die nicht mehr sind, und die Sie so geliebt haben, indem Sie sagen, Sie bäten Gott, ein Ziel zu setzen einem Leben, das Ihnen so unerträglich und einsam vorkommt — verzeihen Sie, liebe Tante, es scheint mir aber, dass Sie mit solchen Worten Gott lästern und uns allen, die Sie lieben, unrecht tun. Sie bitten Gott um den Tod, das heisst um das grösste Unglück, das mir geschehen könnte. Das ist keine Phrase, Gott ist mein Zeuge, dass die beiden grössten Unglücksfälle, die mir begegnen könnten, Ihr Tod wäre oder der von Nikolaus, der beiden Personen, die ich mehr liebe als mich selber. Was würde für mich übrigbleiben, wenn Gott Ihr Gebet erhörte? Und wem würde ich dann Freude bereiten wollen, wenn ich mich bestrebe, besser zu werden, gute Eigenschaften mir zu erwerben und einen tadellosen, guten Ruf in der Welt zu besitzen? Wenn ich Glückspläne für mich schmiede, ist mir immer der Gedanke gegenwärtig, dass Sie mein Glück teilen und es mit geniessen werden. Wenn ich etwas Gutes tue, bin ich nur deshalb mit mir zufrieden, weil ich weiss, dass Sie mit mir zufrieden sein werden. Wenn ich schlecht handle, ist das, was ich am meisten fürchte, Ihnen Kummer zu bereiten. Ihre Liebe ist für mich alles, und Sie bitten Gott, er möchte uns trennen? Ich vermag Ihnen nicht das Gefühl auszusprechen, das ich für Sie empfinde, das Wort genügt nicht, um es Ihnen zu deuten. Und ich fürchte, Sie möchten glauben, ich übertreibe — und dabei weine ich heisse Tränen, während ich Ihnen schreibe. Dieser traurigen Trennung von Ihnen verdanke ich es erst, dass ich weiss, welche Freundin ich an Ihnen besitze, und wie sehr ich Sie liebe. Aber bin ich es denn allein, der für Sie fühlt —, und Sie bitten Gott um den Tod! Sie sagen, Sie seien verlassen; wenn Sie aber nur an meine Liebe glauben könnten, so würde der Gedanke an sie Ihren Schmerz lindern, wenn ich gleich von Ihnen getrennt

bin. Was mich anbetrifft, so würde ich mir nirgends einsam vorkommen, solange ich mich nur von Ihnen geliebt weiss, wie ich es jetzt bin. Ich weiss indes, dass es ein schlechtes Gefühl ist, das mir diese Worte diktiert: ich bin eifersüchtig auf Ihren Kummer!"

Demselben Schreiben Tolstois an seine Tante entnehmen wir auch noch die folgende Erzählung, die von rasse-psychologischem Interesse zu sein scheint, und zudem einen tiefen Einblick gewährt in Tolstois damaliges Verhältnis zu Gott und zu den Mitmenschen:

„Heute ist mir etwas Derartiges begegnet, dass es mich veranlassen würde, an Gott zu glauben, wenn ich nicht so schon seit einiger Zeit fest an ihn glaubte.

Im Sommer in Stary-Jurd wussten die Offiziere nichts Besseres zu tun, als zu spielen, und zwar zumeist sehr hoch. Da man nun einmal, wenn man im Lager lebt, einander nicht aus dem Wege gehen kann, habe ich öfters dem Spiele zugesehen, mich aber ungeachtet allen Zuredens einen Monat lang standhaft gehalten. Eines schönen Tages tat ich dann scherzend einen kleinen Einsatz, und verlor; ich setzte wieder, ich verlor abermals; das Glück war gegen mich, die Spielwut erwachte in mir, und in zwei Tagen verlor ich alles, was ich an Geld besass, dazu noch das Geld, was Nikolai mir gegeben hatte (ungefähr zweihundertundfünfzig Rubel), und ausserdem noch fünfhundert Silberrubel, für die ich einen Wechsel ausstellte, zahlbar im Januar 1852.

Ich muss Ihnen nun mitteilen, dass neben unserem Feldlager sich ein Dorf befindet, das von Tscherkessen bewohnt wird. Ein junger Tscherkesse, Sado, kam öfters ins Lager zu uns und nahm teil am Spiel. Da er aber nicht zu spielen verstand, ward er öfters betrogen. Ich wollte darum niemals gegen Sado spielen und habe ihm sogar gesagt, er solle lieber das Spiel ganz sein lassen, weil man ihn betrüge; und ich erbot mich,

für ihn zu setzen. Er war mir deshalb sehr dankbar und schenkte mir seine Börse. Da es nun bei diesem Volksstamme Brauch ist, sich gegenseitig zu beschenken, habe ich ihm ein elendes Gewehr gegeben, das ich für acht Rubel gekauft hatte. Ich muss Ihnen weiter sagen, dass, um „Kunak" zu werden, was soviel wie Freund bedeutet, es Gebrauch ist, sich gegenseitig Geschenke zu machen, und dann ein Mahl einzunehmen im Hause des „Kunak". Danach wird man nach dem alten Brauch dieser Völker (die fast überhaupt nur noch durch ihre Ueberlieferungen existieren) Freund auf Leben und Tod, das heisst, wenn ich ihn bitte um all sein Geld oder um seine Frau oder um seine Waffen, oder überhaupt um das Wertvollste, was er besitzt, so muss er es mir geben, und auch ich darf ihm nichts abschlagen. Sado lud mich nun ein, zu ihm zu kommen und sein „Kunak" zu werden. Ich ging auch hin. Nachdem er mich dann auf ihre Weise bewirtet hatte, schlug er mir vor, in seinem Hause alles zu wählen, was ich nur wollte, seine Waffen, sein Schwert, kurz alles. Ich wollte mir das aussuchen, was mir am wertlosesten zu sein schien, und wählte einen mit Silber beschlagenen Pferdezügel. Er aber sagte mir, ich beleidige ihn, und nötigte mich, einen Säbel anzunehmen, der wenigstens hundert Rubel wert ist. Sein Vater ist zwar ziemlich reich, er hat aber sein Geld vergraben und gibt dem Sohn keinen Heller. Um sich Geld zu verschaffen, schleicht sich der Sohn in Feindesland hinüber und stiehlt dort Pferde und Kühe, manchmal wagte er zwanzigmal sein Leben, um eine Sache zu stehlen, die nicht einmal zehn Rubel wert ist. Aber er tut das auch gar nicht aus Habsucht, vielmehr aus Ehrgeiz: der grösste Dieb ist sehr geachtet, und man nennt ihn „Dschigit", das heisst „forscher Kerl". Sado hat bald tausend Rubel in der Tasche, bald keinen roten Heller. Nach meinem Besuche bei ihm machte ich ihm die Silberuhr von Nikolai zum Geschenke, und wir sind die besten Freunde auf der Welt geworden. Mehrmals

schon hat er mir seine Ergebenheit bewiesen, indem er sich für mich Gefahren aussetzte; aber das ist ihm nichts — das ist ihm zur Gewohnheit geworden und ein Vergnügen. Als ich von Stary-Jurd abgereist war, und Nikolai dort allein verblieb, kam Sado alle Tage zu ihm und sagte, er wisse nichts ohne mich anzufangen und langweile sich furchtbar. Als ich einmal Nikolai schrieb, mein Pferd sei krank geworden, und ich bäte ihn, mir eines in Stary-Jurd ausfindig zu machen, hatte Sado, als er das erfuhr, nichts Eiligeres zu tun, als zu mir zu reisen und mir sein Pferd zu schenken ungeachtet alles dessen, was ich tun konnte, um das abzulehnen.

Nachdem ich einmal die Dummheit begangen hatte, in Stary-Jurd zu spielen, habe ich keine Karte mehr in die Hand genommen, und auch Sado Vorstellungen gemacht wegen seines Spielens, der indes von Spielwut besessen war, und obgleich er das Spiel nicht kannte, stets ein ganz erstaunliches Glück hatte. Gestern abend nun beschäftigte ich mich damit, an meine Geldangelegenheiten zu denken, das heisst an meine Schulden. Ich dachte darüber nach, wie ich es machen werde, um alles zu bezahlen. Nachdem ich lange gegrübelt hatte, sah ich ein, dass, wenn ich nicht allzuviel Geld ausgeben werde, mich alle meine Schulden nicht in Verlegenheit bringen werden, ich sie vielmehr allmählich in zwei oder drei Jahren abzuzahlen vermag. Nur die fünfhundert Rubel, die ich in diesem Monat bezahlen sollte, brachten mich zur Verzweiflung. Ich konnte mich gar nicht beruhigen über die Dummheit, in Russland Schulden gemacht zu haben, und die grössere Dummheit, hierher gekommen zu sein, um neue zu machen. Als ich dann mein Abendgebet verrichtete, bat ich Gott mit viel Eifer, er möge mich aus dieser unangenehmen Lage befreien. „Wie könnte ich mich nur aus dieser Affäre mit Anstand herausziehen?" dachte ich, als ich mich niederlegte. Es könnte leider nichts geschehen, so schien es mir, das mir die Möglichkeit geben würde,

diese Schuld zu begleichen. Schon stellte ich mir alle Unannehmlichkeiten vor, die ich deswegen zu ertragen haben würde ... „Hilf mir, Gott!“ betete ich und schlief ein. Am anderen Morgen erhielt ich einen Brief von Nikolaus. Er schrieb mir: „Dieser Tage war Sado bei mir. Er hat bei K. Deine Wechsel gewonnen und brachte sie mir. Er war so zufrieden über diesen Gewinn, so glücklich, und frug mich so oft: „Wie? Glaubst du wohl, dein Bruder wird froh sein, dass ich dies tat?“ dass ich ihn deswegen sehr lieb gewann. Dieser Mensch ist Dir wirklich sehr zugetan!“

Ist es nicht seltsam, seinen Wunsch so erfüllt zu sehen schon am Tage darauf? Das heisst, dass es nichts so Erstaunliches gibt als die göttliche Güte für ein Wesen, das sie so wenig verdient wie ich. Und ist nicht Sados Beweis von Ergebenheit wahrhaft bewundernswert!“

Auch das nächstfolgende Schreiben an die Tante gewährt einen tiefen Einblick in die liebenswürdige Seele des angehenden Dichters, und ist zudem bemerkenswert in Hinsicht auf seine noch bürgerlich bescheidenen Zukunftsideale. Tolstoi schrieb diesen Brief, als er auf einer Poststation längere Zeit warten musste:

„Ich glaube, liebe Tante, dass die Fehler und die Tugenden — die Grundlagen des Charakters — immer die gleichen bleiben werden, nur die Art, auf das Leben und auf das Glück zu sehen, muss sich wohl ändern mit dem Alter. Es ist ein Jahr her, da glaubte ich das Glück zu finden im Vergnügen, in der Bewegung; jetzt im Gegenteil ist die Ruhe im physischen und moralischen Sinne ein Zustand, den ich ersehne. Ich stelle mir aber den Zustand der Ruhe ohne Sorge vor und mit dem stillen Genusse der Liebe und der Freundschaft — das ist der Höhepunkt des Glückes für mich. Im übrigen empfindet man den Reiz der Ruhe erst nach den Anstrengungen und Freuden der Liebe, nach den Entbehrungen. Ich bin nun seit

einiger Zeit beider beraubt, deshalb verlange ich so lebhaft nach ihnen. Ich muss sie noch entbehren; wie lange noch? Gott weiss es! Ich könnte nicht sagen, weshalb, aber ich fühle, dass ich muss. Die Religiosität und die Lebenserfahrungen, die mir eigen sind — wie gering sie auch sein mögen —, haben mich gelehrt, dass das Leben eine Prüfung ist. Für mich ist es mehr wie eine Prüfung — es ist auch die Sühne für meine Fehler. Ich hege die Ueberzeugung, dass der frivole Gedanke, den ich hatte, eine Reise nach dem Kaukasus zu machen, ein Gedanke ist, der mir von obenher eingegeben ward. Es ist die Hand Gottes, die mich geleitet hat, und ich danke Ihm unaufhörlich dafür. Ich fühle, dass ich wieder besser geworden bin (und das will nicht viel heissen, denn ich war sehr schlecht), und ich bin fest überzeugt davon, dass alles, was mir hier geschehen kann, nur zu meinem Besten sein wird, weil Gott selber es ist, der dies so gewollt hat. Vielleicht ist das eine sehr kühne Idee, dessenungeachtet hege ich nun einmal diese Ueberzeugung. Deshalb ertrage ich auch alle Anstrengungen und Entbehrungen — die körperlichen, von denen ich spreche, ohne sie zu empfinden (denn was bedeuten eigentlich körperliche Entbehrungen für einen gesunden jungen Mann von dreiundzwanzig Jahren?), — sogar mit einer Art Vergnügen in dem Gedanken an das Glück, das mich erwartet.“

Wie unaufhaltsam währenddessen Tolstoi weiterarbeitet an sich selber, das lehren seine Tagebucheinzeichnungen; Tolstoi findet da, dass ihm vor allem drei Leidenschaften im Wege stehen, das sittliche Ideal zu erreichen, das er sich nun einmal vorgenommen hat: das Spiel, die Sinnlichkeit oder Wollust und die Ruhmsucht. — Mit jener etwas steifen Pedanterie in moralischen Dingen, die Tolstoi, wie übrigens auch Goethe an der eigenen Person öfters mit lächelnder Nachsicht hervorhebt, definiert Tolstoi jede der drei Leidenschaften wie folgt:

1. Die Spielwut ist eine Leidenschaft des Eigennutzes, die allmählich übergeht in ein Bedürfnis nach starken Erregungen. Immerhin ist mit dieser Leidenschaft der Kampf möglich.

2. Die Wollust ist ein Bedürfnis des Körpers, das durch die Vorstellung entflammt wird. Mit der Enthaltung nimmt sie zu, und deshalb ist der Kampf mit ihr sehr schwer. Das beste Mittel — körperliche Arbeit und geistige Beschäftigung.

3. Die Ruhmsucht ist eine Leidenschaft, die weniger schädlich ist für andere als für uns selber.

Zu dem, was Tolstoi unter 2. über die Wollust sagt, ist zu bemerken, dass man meines Erachtens sehr mit Unrecht des öfteren auf Tolstois Sinnlichkeit als auf einen besonderen Charakterzug an ihm hingewiesen hat. Die nicht eben zahlreichen Szenen in Tolstois grossen Romanen, wo das Erwachen sinnlicher Leidenschaft geschildert wird, können geradezu als Muster gelten in künstlerischer Zurückhaltung bei unbestechlichem Wirklichkeitssinn. Sie geben wirklich nichts als die Nachgestaltung der sinnlichen Erregungen, die der seelisch und körperlich gesunde Mensch empfindet — und, wenn er kein Dichter ist, verschweigt. — Wie überhaupt in Tolstois Sinnlichkeit auch jede Spur fehlt von Krankhaftem oder Unnatürlichem. Der Künstler Tolstoi hat dem Geschlechtlichen immer nur die Rolle im Leben der Menschen zugewiesen, die ihm gebührt, und sie ist durchaus nicht eine überragende! Wenn aber der spätere Sittenapostel Tolstoi das Geschlechtliche immer wieder berührt, so spricht auch das ganz und gar nicht für seine Sinnlichkeit, vielmehr einzig und allein dafür, wie ernst er es nahm mit seinem Lehrtum; denn nirgends unzweideutiger als im Geschlechtsleben des Menschen tritt vor den das unerbittliche Entweder — oder: willst du für dich oder willst du für den anderen? Unsere tatsächliche Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit als solcher ist im Erleben unseres Geschlechtstriebes vor die Feuerprobe gestellt! Es muss dabei zu-

gegeben werden, dass Tolstoi alles in allem genommen seine spätere Geschlechtsethik auf das einzige Fundament gegründet hat, auf das sie jenseits nur zu erlebender religiöser Gebote gegründet werden kann — und auch immer wieder gegründet worden ist, das heisst auf die Ehrfurcht vor der Person des Mitmenschen, die Ehrfurcht, wie sie Kant verwirklicht wissen will, wenn er ausspricht: „Kein Mensch darf dir bloss Mittel sein!“

Uebertreibungen des späteren Sozialasketen Tolstoi sollen dabei nicht in Abrede gestellt werden; zu gelegener Zeit wird davon ausführlich die Rede sein müssen. Wer uns aber hier mit der „Kreutzersonate“ kommen will, dem ist zu entgegnen, dass Tolstoi die dort ausgesprochenen Anschauungen über das Geschlechtsleben des Menschen einem Manne in den Mund legt, den er selber sagen lässt: er halte sich für einen Verlorenen, und von dem ausdrücklich bemerkt wird, er habe seine (durch sein furchtbares Erlebnis schon an sich begreifliche) Aufregung noch künstlich gesteigert durch übermässigen Teegenuss und unmässiges Rauchen. Wenn aber die „Kreutzersonate“ — meines Erachtens eines der am wenigsten überzeugenden Werke Tolstois — überhaupt etwas beweist, so doch einzig und allein das eine, dass ein nervöser Mensch nicht heiraten sollte. Wenn ferner der spätere Asket Tolstoi die Künste deshalb verwirft, weil sie den Geschlechtstrieb des Menschen reizen, und wenn Tolstoi letzterem überhaupt als Theoretiker eine Bedeutung zumisst, die er ihm als Künstler, da er noch das ganze Leben vor Augen hatte, niemals beizumessen vermochte, so liegt darin meines Erachtens etwas schlechthin Ergreifendes: wir haben da vor uns die rührende Hilflosigkeit eines Menschen, der immer vollkommener werden will, und sich dabei, damit er glauben darf, dass alle Menschen vollkommen sein könnten, auf einige wenige sittliche Elementargebote festgelegt hat, in denen er das ganze sittliche Leben des Men-

schen eingeschlossen behauptet, und die dabei kinderleicht zu befolgen sein sollen — (und es auch sind bis auf das im Leben überhaupt nicht zu befolgende Gebot: dem Uebel keinen Widerstand entgegenzusetzen). Wem nun die Befolgung dieser sittlichen Elementargebote einmal zur Gewohnheit geworden ist — und das zu erreichen, fällt dem Kulturmenschen wohl nicht allzu schwer —, dem würde nun nach Tolstoi streng genommen gar nichts mehr zu tun übrig bleiben. Tolstoi musste demnach immer wieder auf die paar elementaren sittlichen Gebote zurückkommen, und um dabei nicht seinem Verstande halt gebieten zu müssen vor dem ganzen vollen Leben, blieb ihm gar nichts anderes übrig, als überall im Leben ein Uebertreten dieser elementaren Vorschriften zu vermuten oder zu fürchten. Hieraus erklärt sich denn auch bei Tolstoi sein geradezu in Manie ausartendes Beziehen aller möglichen Lebensäusserungen auf das Geschlechtsleben, mit dem sie streng genommen überhaupt gar nichts zu tun haben oder doch nur insofern, als alles das, was sich in einer und derselben Menschenseele abspielen muss, sich in einer ganz gewissen Untrennbarkeit befindet! (Dies sei ganz besonders betont in Hinsicht auf des Propheten Tolstois Anschauungen über die Kunst.)

Natürlich hätte Tolstoi, wie jeder andere sittlichstrebende Mensch, auch wenn er sich auf einige wenige Elementargebote versteift, — wir brauchen dazu bloss den Willen zur Rücksicht auf den Mitmenschen anzuerkennen —, unendliche, nie restlos zu erfüllende sittliche Aufgaben vor sich sehen können, auch ohne diesen sittlichen Elementargeboten einen Wirkungskreis anzudichten, der ihnen keineswegs zukommt; er brauchte sich dazu bloss, ausgehend von der Erkenntnis der Bedingtheit aller Menschen (und das heisst ihrer Unerfassbarkeit für, und damit ihrer Unschuld vor jedem anderen Menschen), immer tiefer in die jedesmal unendlich verwickelten, nie restlos

zu erfassenden und ewig wechselnden Verhältnisse hineinzudenken, unter denen die einzelnen Menschen vor uns hintreten, um auf immer neue, bisher übersehene, aber wenn erst einmal erkannte, gar nicht mehr abzuweisende Rücksichtsmöglichkeiten zu stossen.

Diese einzig mögliche Weise, wie der an seiner sittlichen Vervollkommnung rastlos arbeitende Mensch unendliche Aufgaben vor sich zu sehen vermag, wollte aber Tolstoi nicht anerkennen: er brauchte eben eine kinderleicht zu befolgende, auch dem einfachsten Menschen restlos zugängliche Sittlichkeit. Er konnte nicht einverstanden sein damit, dass der Sittlichstrebende denkend bleiben muss, weil ihm Denkenkönnen wie ein Privilegium der Reichen erschien. Vor allem aber musste Tolstoi den jenseits aller Bedingtheiten stehenden, das heisst den von Hause aus guten Menschen haben, um ihn in jedem Augenblicke seines Lebens verantwortlich machen zu können. Und davon wiederum kann er nicht lassen, vielleicht vor allem deshalb, weil er für sich selber keinerlei Entschuldigungsgründe anzuerkennen vermag, — und wir wissen dabei nicht: geschieht das aus angeborener Neigung zur Selbstpeinigung oder aus grenzenloser Furcht des Uebergewissenhaften vor den Sophismen, vermittelst deren die Seele sich alle Schuld wegzudisputieren pflegt, wenn man ihr nur die leiseste Handhabe dazu gewährt. So blieb denn dem Ethiker Tolstoi nichts anderes übrig, als immer wieder nachzugrübeln über die paar Elementargebote, die er der Menschheit gegeben hatte, und innerhalb deren er alle sittlichen Möglichkeiten für den Menschen eingeschlossen behauptete. Und so endigte denn dieser grosse Künstler als ein Verleumder der Kunst, und damit auch des Lebens!

Doch wenden wir uns wieder dem Lebenslaufe des Dichters zu. Schon als Junker kehrt Tolstoi von Tiflis nach Starogladowsk zurück und macht dann als Feuerwerker im Februar

einen Vormarsch in Feindesland mit. Im März finden wir Tolstoi wieder in Starogladowsk, doch bereits im Mai nimmt er Urlaub und reist nach Pjatigorsk, um sich von einem neuerlichen Rheumatismusanfall auszuheilen. Auch hier lebt Tolstoi völlig für sich, „nicht aus Stolz, nur weil ein zu grosser Unterschied in Erziehung, Empfindungs- und Anschauungsweise ihn kein Vergnügen empfinden lässt im Verkehr mit denen, denen er begegnet“.

Tolstoi liest hier viel und findet zum ersten Male Geschmack an geschichtlicher Lektüre. Der Gedanke an seine künstlerische Berufung fängt an, ihn zu quälen. Wir lesen in seinem Tagebuche: „Seit einiger Zeit beginnt mich heftig die Reue zu peinigen über den Verlust meiner besten Jahre. Und das seit der Zeit, da ich zu fühlen begann, dass ich irgend etwas Schönes hätte tun können. Es wäre interessant, den Lauf meiner sittlichen Entwicklung zu beschreiben, aber nicht mit Worten, der Gedanke sogar ist dafür unzureichend ... Der grosse Gedanke hat keine Grenzen, längst aber sind die grossen Schriftsteller zur unüberschreitbaren Grenze seines Ausdrucks gelangt . . . Es ist in mir etwas, das zwingt mich zu glauben, dass ich nicht dazu geboren bin, ein solcher zu sein wie alle anderen.“

Seinem Bruder Sergej schreibt Tolstoi, er sei unaufhörlich literarisch beschäftigt, er denke aber noch nicht daran, irgend etwas drucken zu lassen, wenngleich er eine Arbeit (gemeint ist „Kindheit“) bereits dreimal umgearbeitet habe, und es noch einmal zu tun gedenke, um mit ihr zufrieden sein zu können. Diese Gewissenhaftigkeit dem geschriebenen Worte gegenüber war übrigens, wie wir aus früheren Briefen Tolstois entnehmen, von jeher ihm eigen, und ist ihm treu geblieben bis an sein Lebensende: noch als Greis und Prophet schreibt Tolstoi dem Dichter Andrejew, er (Tolstoi) habe nie etwas veröffentlicht, was er nicht wenigstens siebenmal umgeschrieben habe. „Glücklich der Dichter, der dazu die Möglichkeit hat!“ So

denken wir anderen Leute von der Feder. Glücklich der Dichter, der nicht die brennende Scham zu empfinden braucht vor dem unfertigen Worte! Freilich kann so gewissenhaft bloss ein Grandseigneur sein, der ausschliesslich zu dem Zwecke schreibt, um sich über sich selber klar zu werden, niemals aber, um auch noch leben zu müssen von dem, was immer nur Geschenk sein kann! Aber wie selten eignet gerade einem solchen Grandseigneur-Schriftsteller auch die Genialität des Fleisses, sie, welche die Hälfte jedes Genies ausmacht! Es bedeutet immer einen unendlich seltenen Kulturglücksfall, wenn zu angeborener Genialität genialer Fleiss tritt: da kommt schlechthin Erstklassiges zustande: Flaubert und Tolstoi. Tolstoi hat denn auch vermöge seines genialen Fleisses aus der zwar an sich schon weichen und biegsamen, aber ganzen Geistesgebieten bisher unangepassten russischen Sprache ein Werkzeug geschaffen, mit Hilfe dessen den feinsten Empfindungen und Gedanken überhaupt erst Aeusserungsmöglichkeit und damit Mitteilbarkeit beziehungsweise Nacherlebbarkeit wurde für den Russen. Eine russische Philosophie ist überhaupt erst möglich geworden durch Tolstoi, und wenn sie einmal wirklich sein wird, wird sie den Vorzug grosser Verständlichkeit haben, wird sie jeglicher Fremdwörter und jeder philosophischen Terminologie entbehren können. Der edle Solowieff, der auch gleich in diese Bresche trat (das heisst in die Lücke im russischen Geistesleben, die ausgefüllt sein sollte durch Philosophie), lässt das alles vorausahnen! —

Vorderhand nimmt Tolstoi freilich die Literatur, wenigstens dem aristokratischen Bruder gegenüber, etwas leicht.

Auch meint Tolstoi damals, — und sein Leben lang glaubt er das —, er gebe der Arbeit an seiner Person unbedingt den Vorrang vor seiner literarischen Tätigkeit. Das ist aber wohl ein Irrtum. Tatsächlich sind beide Tätigkeiten nicht zu trennen bei Tolstoi: als Künstler gestaltet er sein Erlebnis, um es als

Mensch begreifen zu können. Und er will es begreifen, um so die Möglichkeit zu gewinnen, ein immer besserer Mensch zu werden. Vielleicht beruht überhaupt darin für Tolstoi der letzte Impuls zu künstlerischer Nachbildung des Lebens: denn ausserhalb ihrer gibt es kein Verständnis des Lebens für Tolstoi. — Und Tolstoi ist vielleicht bloss zu gewissenhaft dazu, um sich mit den rein gedanklichen Nachbildungen des Lebens zu begnügen. Da fehlt ihm zu viel, da ist eigentlich alles bloss Skelett. Nur nachgedichtet erscheint das Leben in Fleisch und Blut! So ist auch wohl folgende Briefstelle zu verstehen (an seine Tante Jergolsky):

„Obgleich ich weit entfernt bin davon, mich zu amüsieren, wie ich Ihnen gesagt habe, bin ich ebensoweit entfernt davon, mich zu langweilen, weil ich beschäftigt bin. Aber auch abgesehen davon geniesse ich ein süsseres und höheres Vergnügen, als mir die Gesellschaft zu geben vermöchte: das Vergnügen, die Ruhe meines Herzens zu spüren, und zu spüren, wie edle Gefühle sich regen in ihm. Es hat eine Zeit gegeben, da war ich eitel auf meinen Verstand, auf meine Stellung in der Welt, auf meinen Namen. Jetzt aber weiss ich und fühle ich, dass, wenn in mir etwas Gutes lebt, und wenn ich Grund habe, der Vorsehung dankbar zu sein, so ist das ein gutes, teilnehmendes und der Liebe zugängliches Herz, das mir zu schenken und zu erhalten der Vorsehung gefallen hat. Nur dem verdanke ich die süssesten Augenblicke, die ich erlebe, und dass ich, trotzdem ich weder Vergnügen noch Gesellschaft habe, nicht nur zufrieden, vielmehr öfters sogar glücklich bin."

Zu derselben Zeit schreibt Tolstoi in sein Tagebuch: „Das Gewissen ist mein bester und treuester Führer! Wo aber sind die Anzeichen, die diese Stimme unterscheiden von anderen Stimmen? Die Stimme der Eitelkeit spricht ebenso laut, zum Beispiel eine ungerächte Beleidigung. Der Mensch, dessen Ziel die Meinung anderer ist, — ist schwach; der, dessen Ziel das

Glück anderer ist, — ist tugendhaft; der, dessen Ziel Gott ist, — ist gross . . . Die Gerechtigkeit ist das äusserste Mass von Tugend, zu der ein jeder verpflichtet bleibt. Höher als sie — das Streben nach Selbstvervollkommnung. Niedriger als sie — die Laster!"

Uebrigens erzählt Tolstois Schwester, die den Bruder in Pjatigorsk aufsuchte, er habe sich damals so sehr für den Spiritismus begeistert, dass er sich sogar auf dem Boulevard mit Tischrücken beschäftigt habe, zu welchem Zwecke er einfach aus den anliegenden Cafés Tische herausschleppte. (Wir werden dem Spiritismus, der uns heute so gleichgültig lässt, in der Folge noch öfter bei Tolstoi begegnen. In seinem bitterbösen, sogenannten Lustspiel „Früchte der Aufklärung" schliesst Tolstoi sogar aus der Beschäftigung wissenschaftlich gebildeter Leute mit Spiritismus auf den Aberglauben der Wissenschaftler, womit er sich freilich die Verspottung der Wissenschaft etwas leicht gemacht hat.)

Am 2. Juli (1852) vollendete Tolstoi seine erste Novelle „Kindheit" und schickt das Manuskript nach Petersburg in die Redaktion des „Zeitgenossen", den damals der Dichter Nekrassoff leitete.

Am 5. August verlässt Tolstoi Pjatigorsk und kehrt zu seinem Stabe zurück. Von seiner Reise datiert folgender Tagebucheintrag:

„Die Zukunft beschäftigt uns mehr als die Wirklichkeit. Diese Neigung ist gut, wenn wir denken an die Zukunft jener Welt. Leben in der Wirklichkeit, das heisst auf beste Weise verfahren in der Gegenwart — das ist Weisheit!"

In Starogladowsk zieht zunächst Tolstoi wiederum das homerisch einfache Kosakenleben in seinen Bann. Wie ein Stossseufzer des zur Welt der Gedanken rettungslos Verurteilten klingt es gleich nach seiner Ankunft aus seinem Tagebuche:

„Die Einfachheit ist die Eigenschaft, die ich vor allen anderen erwerben möchte."

Sie ist ihm unerreichbar geblieben, die Einfachheit: Tolstoi nahm viel zu viel Anteil an den Menschen um sich herum, um einfach bleiben zu können im Leben. Tolstoi hat sich nie zu beruhigen vermocht über der Menschheit Schicksal, und darum war die Einfachheit ein vergeblicher Wunsch für ihn — im Leben. In der Kunst dagegen ward die Einfachheit ihm restlos zuteil — und dazu noch in der Schönheit reinem Gewande. Und das führte ihn zu einer in aller Schlichtheit unerschöpflichen Nachgestaltung des Lebens, wie es nur einer grenzenlos weiten und im tiefsten Innersten gebändigten Seele gelingt. Es liegt in Tolstois Kunst entschieden etwas Klassisches, ja, er hat eine neue Nuance in die Klassik gebracht. Davon wird weiter unten die Rede sein.

Am 28. August erhält dann Tolstoi von Nekrassoff einen geradezu begeisterten Brief, der ihn, wie er in seinem Tagebuch bemerkt, „bis zur Dummheit glücklich machte". (Ueber die weiteren Schicksale der Novelle werden wir an anderer Stelle berichten.)

Im Oktober (1852) fasst Tolstoi dann noch den Plan zu einem Romane, dem folgender Gedanke zugrunde liegen sollte: „Der Held sucht die Verwirklichung des Ideals von Glück und Gerechtigkeit im Landleben. Da er es nicht findet, will er, enttäuscht, es suchen im Familienleben. Sein Freund bringt ihn auf den Gedanken, dass das Glück nicht im Ideale liegt, vielmehr in ständiger, lebenslänglicher Arbeit, die zum Ziele hat — das Glück anderer."

Dieser Plan wird in dieser Form nicht ausgeführt, die Grundidee aber kehrt in fast allen Werken Tolstois wieder, am deutlichsten wohl in „Anna Karenina".

Währenddessen machte die militärische Karriere Tolstois trotz seines glänzenden Namens und seiner vortrefflichen Ver-

bindungen nur äusserst langsame Fortschritte. Schuld daran war vor allem — hier wie überall, wo Tolstoi mit Behörden zu tun hat, das geht durch sein ganzes Leben hindurch — das Fehlen der Papiere, denen Tolstois stets auf den Menschen gerichteter Blick nicht die Bedeutung zuzusprechen vermochte, die ihnen im russischen Staatswesen zukommt. Als Tolstoi fluchtartig sein Landgut verliess, „um den bösen Geistern zu entrinnen" — wohl kaum der Reue, vielmehr dem furchtbaren Zweifel an sich selber, an den Einrichtungen des Lebens und an dem Weltordner —, da hatte er sich um keine Dokumente gekümmert. Vom Kaukasus aus aber waren solche nur sehr schwer zu beschaffen. Das berührt jetzt Tolstoi besonders schmerzlich, da ihm bereits der Militärdienst langweilig ward, und er nur noch die Beförderung zum Offizier erwartete, um seinen Abschied zu nehmen. Hatte er fest darauf gerechnet, nach anderthalb Jahren Offizier zu werden, so erhielt er Ende Oktober (1852) die Nachricht, dass er noch drei Jahre auf die Beförderung zu warten habe. In seiner Verzweiflung wendet sich Tolstoi an seine einflussreiche Tante Juschkoff, und der gelingt es denn auch, Tolstois Karriere ein wenig zu beschleunigen. Das Fehlen seiner Papiere war übrigens auch schuld daran, dass Tolstoi, der zweimal zum Georgenkreuz vorgeschlagen war, dieses nicht erhalten konnte. Tolstoi schreibt darüber seiner Tante Jergolsky: Er gestehe es offen, dass von allen militärischen Ehren er dies kleine Kreuz allein erstrebenswert erachte, und ihm der Misserfolg hier um so unangenehmer sei, als sich wohl keine Gelegenheit mehr dazu bieten werde. Es haben sich indes noch zwei Gelegenheiten geboten: das eine Mal trat Tolstoi sein Kreuz einem alten gedienten Soldaten ab, das andere Mal erhielt er statt des Kreuzes einige Tage Arrest, weil er die Wache versäumt hatte.

Im Dezember (1852) beendete Tolstoi die Erzählung „Der Vormarsch", schickte sie Nekrassoff ein, und nahm zu Be-

ginn des folgenden Jahres (1853) als Feuerwerker vierter Klasse am Feldzug gegen Schamihl teil, den berühmten letzten Verteidiger der kaukasischen Freiheit. Die Abteilung versammelte sich in der Festung Grossny, „wo Trinkgelage und Kartenspiel kein Ende nahmen".

Die vierte Batterie der zwanzigsten Brigade, bei der Tolstoi stand, hat bei fünf Zusammenstössen mit dem Feinde im ganzen sechshundert Geschosse gefeuert. Als am 18. Januar 1853 Tolstoi sein Geschütz richtete, schlug eine Granate unmittelbar zu seinen Füssen ein. Die Lafette des Geschützes ging in Trümmer, Tolstoi selber blieb aber wie durch ein Wunder völlig unverletzt. Am 1. April kehrt die Abteilung nach Starogladowsk zurück.

Im Mai 1853 reicht dann Tolstoi sein Abschiedsgesuch ein — wie es scheint aus Aerger darüber, dass die Zensur seine „Kindheit" arg zugerichtet und den „Vormarsch" völlig unterdrückt hatte.

Die Genehmigung des Abschiedsgesuches liess indes lange auf sich warten. In der Zwischenzeit zieht Tolstoi wiederum ins Feld, gerät am 13. Juli 1853 in grosse Lebensgefahr und entgeht nur mit knapper Not der Gefangenschaft: beim Ausrücken einer Kolonne ward Tolstoi, der, obgleich das ausdrücklich verboten war, mit seinem getreuen Sado (von dem oben in einem Briefe an die Tante die Rede war) und einigen Fähnrichen der Kolonne vorangeeilt war, plötzlich von etwa fünfundzwanzig berittenen Tartaren angegriffen. Tolstoi, der von einer Anhöhe aus zuerst die feindlichen Reiter wahrgenommen hatte, hätte leicht zu entkommen vermocht. Er hielt sich aber an Sado, der auf seinem, Tolstois, Passgänger ritt — sein eigenes Pferd hatte er Tolstoi überlassen — und darum nicht galoppieren konnte. Zum Unglück hatte Sado auch noch vergessen, seine Flinte zu laden. So waren ihnen die Feinde unmittelbar auf den Fersen und hätten sie leicht

erschiessen können. Sie schossen aber nicht, um den Verräter Sado lebendig in ihre Hände zu bekommen. Die drei Fähnriche hatten Tolstois Zurufe nicht gleich verstanden und wurden schwer verwundet, sie blieben aber vor der Gefangenschaft bewahrt, da die ganze Szene nur einige hundert Schritte weit von der Kolonne sich abspielte. Dieser Vorgang, der übrigens auch sehr charakteristisch ist für die damalige russische Kriegsführung, ward bekanntlich von Tolstoi seinem „Gefangenen im Kaukasus" zugrunde gelegt. Wie wenig übrigens Tolstoi dieses Vorkommnis aus dem seelischen Gleichgewicht, und das heisst bei ihm immer nur aus der ständigen Arbeit an sich selber, zu bringen vermochte, beweist folgender, nur wenige Tage später erfolgte Tagebucheintrag: „Sei gerade, wenn auch scharf, aber aufrichtig mit allen; nur nicht kindisch aufrichtig ohne Notwendigkeit! Enthalte dich des Weines und der Weiber. Genuss gibt es so wenig, — und er ist immer ungewiss; — die Reue aber ist so gross. — Gib dich jeder Sache, die du tust, restlos hin. Bei jeder heftigen Erregung enthalte dich zunächst des Handelns, wenn du sie aber erst einmal durchdacht hast, magst du dich auch dabei geirrt haben, so handle in aller Entschlossenheit!"

Tolstoi, dem der Militärdienst nur im Kriege Teilnahme zu erwecken vermochte, im Frieden aber eine unerträgliche Last war, ist bereits wieder Mitte September in Pjatigorsk, von wo er erst im Oktober nach Starogladowsk zurückkehrte. Die ganze Zeit über erwartete er mit Ungeduld seinen Abschied. Mit Besorgnis erfüllte ihn darum der eben ausgebrochene Türkenkrieg, da Tolstoi sich schon ganz an den glücklichen Gedanken gewöhnt hatte, wiederum auf dem Lande zu leben. Schliesslich findet er es aber, wie es scheinen will, doch nicht angemessen, zur Kriegszeit Abschied zu nehmen. Er bittet den Fürsten Barjatinsky, seinen gegen die Türken im Felde stehenden Bruder zu bitten, ihn, Tolstoi, in die dortige Armee auf-

zunehmen. „Das Leben hier", so schreibt Tolstoi im Dezember 1853 seinem Bruder Sergej, „ist mir ganz unerträglich langweilig geworden: dumme Offiziere, dumme Gespräche, sonst nichts!" Ganze Tage lang bringt Tolstoi auf der Jagd zu, findet aber auch darin kein Vergnügen mehr, vielmehr nur noch ein Betäubungsmittel. — Augenscheinlich spielt hier jenes sentimentale Erlebnis mit, dem Tolstoi in den „Kosaken" Ausdruck verlieh: Tolstois unglückliche Liebe zu einer Kosakin. (Noch vor wenigen Jahren hat übrigens ein Verehrer Tolstois dessen damalige Geliebte als steinaltes Mütterchen im Kosakenlager angetroffen.)

Zu dieser Zeit schrieb übrigens Tolstoi das wundervolle „Knabenalter" und beendigte auch die „Aufzeichnungen eines Marqueurs", mit welch letzterer Erzählung er übrigens selber — und mit einigem Recht — unzufrieden ist, weil er sich übereilt habe. Beide Novellen werden an den „Zeitgenossen" eingesandt. Wir erfahren des weiteren, dass Tolstoi damals seinen Bruder Sergej bittet, ihm Dickens „David Copperfield" einzusenden nebst einem englischen Lexikon. Auch vertieft sich Tolstoi in eine Biographie Schillers. Von seinem religiösen Leben in dieser Zeit kündet folgender Tagebucheintrag: „Alle Gebete, die ich ausgedacht habe, ersetze ich durch das eine ‚Vater unser'. Alle Bitten, die ich an Gott zu richten weiss, finden viel höheren und seiner würdigeren Ausdruck in den Worten: ‚Ja, es geschehe dein Wille wie im Himmel so auf Erden'!"

Im Kaukasus hinterlässt Tolstoi ein ausgezeichnetes Angedenken. Einer seiner kosakischen Jagdgenossen hat denn auch den Greis bekanntlich noch Ende der achtziger Jahre in Jasnaja Poljana aufgesucht. Damalige Regimentskameraden rühmten neben Tolstois Gutmütigkeit und Dienstbereitschaft seine hervorragende Gabe, angenehm zu erzählen.

Am 13. Januar 1854 besteht Tolstoi noch auf der Kosakenstation sein Offiziersexamen — es war damals reine Formalität — und reist acht Tage später nach Russland. Auf der zwei Wochen währenden Rückfahrt erlebte er jenen Schneesturm, den er in der gleichnamigen Novelle so meisterhaft geschildert hat. Nach kurzem Verweilen im Kreise seiner Angehörigen erhält dann Tolstoi seine Einberufung zur Donauarmee, und bereits am 14. März 1854 finden wir ihn in Bukarest.

Drittes Kapitel

An der Donau und in Sewastopol

Am 4. November 1853 hatte Russland der Türkei den Krieg erklärt. „Nachdem die Russen die Moldau besetzt hatten, und die türkische Flotte bei Sinope durch Admiral Nachimoff vernichtet worden war, mischten sich England und Frankreich ein, und es begann jener Krieg, der seine Berühmtheit der heldenmütigen Verteidigung Sewastopols verdankt." Tolstoi begab sich über Poltawa und Kischinew nach der Moldau zur Armee. Auf unergründlichen Wegen fährt er in einem kleinen Wagen („in dem man bei uns nur Mist fährt"), und kommt an, fast krank vor Ermüdung und geärgert darüber, dass ihn die nur neuntägige Reise seiner Unkenntnis der Landessprache wegen ganze zweihundert Rubel gekostet hatte. Der Oberkommandeur der Donauarmee, Fürst Gortschakoff, ein entfernter Verwandter Tolstois mütterlicherseits, nahm Tolstoi auf wie einen nahen Verwandten. Tolstoi muss täglich beim Fürsten speisen und sollte auch sein Adjutant werden. Er zieht es aber vor, zur Batterie zu gehen. Dort bleibt er zwei Wochen, und nachdem er dann noch eine Woche in verschiedentlichen Aufträgen unterwegs war, kehrt er nach Bukarest

zurück, wo er dem General Serputowski zu besonderen Diensten zur Verfügung gestellt wird, sich aber zunächst drei Wochen lang von einem Fieber erholen muss, das er sich unterwegs zugezogen hatte. Mit seiner Umgebung ist Tolstoi diesmal, wie er der Tante schreibt, ausserordentlich zufrieden: „Der Stab besteht aus Leuten comme il faut, von denen einige zwar nicht gerade das Pulver erfunden haben, dafür aber viel Charaktervornehmheit und Herzensgüte besitzen.“ Von Bukarest zieht Tolstoi ins Feldlager vor Silistria. Es ist auf dem erhöhten, rechten Donauufer aufgeschlagen inmitten der herrlichen Gärten Mustafa Paschas, des Gouverneurs von Silistria. Von dort ist ein herrlicher Blick über die Donau, deren Inseln zum Teil von Russen, zum Teil von Türken besetzt sind. Stadt und Festung Silistria liegen wie auf einem Präsentierbrett. Dabei verstummt weder Tag noch Nacht der Donner der Geschütze und das Geknatter der Gewehre. Mit dem Fernrohr vermag man ganz gut die einzelnen türkischen Soldaten zu unterscheiden und mitanzusehen, wie Menschen einander morden. Tolstoi verbringt so halbe Tage und Nächte mit einem Fernrohr in der Hand. Nachts gruben die russischen Soldaten Sturmgräben unter ständigen Angriffen und unaufhörlichem Beschiessen von seiten der Türken. Erst stört das Tolstoi im Schlafe. Er zählt in einer Minute bis 110 Geschützexplosionen. Später gewöhnt er sich an den Lärm. Viel kommt auch nicht dabei heraus; höchstens dreissig Mann tötet man mit tausend Kanonenschüssen im Verlaufe der Nacht. Tolstoi wird des öfteren mit Aufträgen in die Laufgräben geschickt und sieht sich alles in nächster Nähe an. (Seine natürliche Angst bei dem ersten derartigen Auftrage hat Tolstoi mit wundervoller Offenheit in „Sewastopol“ geschildert.) Schliesslich wird aber Ernst gemacht. Man hat unter einer der feindlichen Bastionen eine Mine gelegt von 240 Pud Pulver (das Pud 16,4 kg). Am nächsten Tage soll der Generalsturm beginnen. Fürst Gortscha-

koff begibt sich mit seinem gesamten Stab, darunter auch Tolstoi als Adjutant des Generals Serputowski, in die Laufgräben, um die letzten Vorkehrungen zu treffen. Dabei gerät Gortschakoff ins Feuer, ist aber so im Eifer, dass die Kugeln gar nicht für ihn da zu sein scheinen. „Er setzt sich so einfach der Gefahr aus,“ schreibt Tolstoi seinem Bruder Nikolai, „dass man sagen möchte, er habe keine Vorstellung von ihr, und dass man unwillkürlich mehr Furcht für ihn hegt, als für sich selber.“ Am Nachmittag lässt man die Mine springen, und 600 Geschütze beschiessen das Fort. Das Feuer dauert die ganze Nacht hindurch und bot Tolstoi einen unvergesslichen Anblick. Am Abend begibt sich dann der Fürst wiederum in die Laufgräben, um dort zu übernachten und in eigener Person den Sturm zu leiten, der um drei Uhr morgens beginnen sollte. Doch geben wir hier Tolstoi selber das Wort:

„Wir waren alle dort, und wie stets am Vorabend einer Schlacht, gaben wir uns alle den Anschein, als ob wir an den morgigen Tag und seinen Ausgang nicht mehr dächten als an irgendeinen anderen Tag. Und wir alle, ich bin dessen gewiss, empfanden dabei im Grunde unseres Herzens eine kleine Beklemmung im Gedanken an den Sturm (und sogar nicht eine kleine, vielmehr eine grosse). Die einer Schlacht vorausgehende Zeit ist, wie du wohl weisst (der Brief ist ebenfalls an Tolstois Bruder Nikolai gerichtet), die einzige Zeit, in der einem Musse bleibt, Angst zu haben, und die Angst ist eines der allerunangenehmsten Gefühle. Gegen Morgen, je näher die Zeit zum Angriff heranrückte, um so schwächer ward das Gefühl der Angst in mir, und gegen drei Uhr, als wir alle das Zeichen zum Angriff erwarteten, war ich in so guter Verfassung, dass, wenn man gekommen wäre, mir zu sagen, der Sturm werde nicht stattfinden, mir das grossen Kummer verursacht hätte. — Und gerade da, eine Stunde vor Beginn des Angrif-

fes, kommt ein Adjutant des Marschalls mit dem Befehl, die Belagerung von Silistria aufzuheben."

Die Nachricht wird von der gesamten Armee, Soldaten, Offizieren und Generälen, wie ein grosses Unglück aufgenommen, zumal man durch Spione wusste, dass die Festung sich nicht länger als zwei bis drei Tage hätte halten können. Fürst Gortschakoff, dem bereits vorher einmal durch höheren Befehl seine Pläne durchkreuzt worden waren, nimmt den Befehl, die Belagerung aufzuheben, mit der grössten Seelenruhe hin. „Der Fürst hatte keinen Augenblick schlechte Laune, er, der sonst so leicht erregbar ist. Im Gegenteil, er war zufrieden, die Schlacht vermeiden zu können, deren Verantwortung er tragen sollte, und während des ganzen Rückzuges, den er in Person leitete, da er erst mit den letzten Soldaten abziehen wollte, und der in bewundernswerter Ordnung vor sich ging, ist der Fürst heiterer gewesen als je zuvor."

Solche grossartige Erlebnisse mussten wohl erst vor Tolstois für alles Grosse und Zarte gleichmässig empfänglichen Seele vorüberziehen, damit später in „Krieg und Frieden" jene Schlachtenbilder erstehen konnten durch seine Meisterhand, die von keiner Kunst bisher erreicht, unsere Vorstellung vom Schicksal und Wesen des Menschen in unausdenkbarer Weise bereichert haben, und in Millionen Herzen den Keim legten zu Gesinnungen, die die Greuel des Krieges milder und milder gestalten werden, bis endlich der Krieg selber wohl einst, nach vielen Jahrhunderten, zu einer Unmöglichkeit geworden sein wird.

Aus dem Donaufeldzuge bleibt noch folgender Tagebucheintrag vom 7. Juli 1854 nachzuholen, der ein an sich ergreifendes Selbstgeständnis darstellt, dessen schwerwiegender Inhalt indes an Bedeutung zurücktritt gegenüber der Tatsache, dass dies Geständnis überhaupt geschehen konnte:

„Ich besitze keine Bescheidenheit. Das ist mein grosser Feh-

ler! Wer bin ich denn eigentlich? Einer von den vier Söhnen eines verabschiedeten Oberstleutnants. Sieben Jahre alt ohne Eltern zurückgeblieben unter der Vormundschaft von Frauen und Fernerstehenden, habe ich weder weltliche noch gelehrte Bildung erhalten und bin mit siebzehn Jahren in die Freiheit getreten. Ohne grosses Vermögen, ohne jede gesellschaftliche Stellung, und was die Hauptsache ist, ohne Grundsätze, ein Mensch, der seine Angelegenheiten bis zur äussersten Grenze in Unordnung brachte, der ohne Ziel und Genuss die besten Jahre seines Lebens verlebte, der sich endlich selber in den Kaukasus verbannte, um davonzulaufen vor Schulden und mehr noch vor schlechten Gewohnheiten, der von dorther durch irgendwelche Verbindungen, die zwischen seinem Vater und irgendeinem Feldherrn bestanden, in die Donauarmee übergeführt ward, um mit sechsundzwanzig Jahren Leutnant zu sein ohne alle Mittel ausser seinem Gehalte (weil er alle sonstigen Mittel verwenden muss, um die ihm verbliebenen Schulden zu bezahlen), ohne Protektion, ohne weltmännische Gewandtheit, ohne Kenntnisse des Dienstes, ohne praktische Fähigkeiten, dafür aber von einer gewaltigen Selbstliebe! Ja, das ist meine gesellschaftliche Lage. Sehen wir nun zu, wie meine Persönlichkeit beschaffen ist:

Ich bin hässlich, ungeschickt, unreinlich, weltlich ungewandt und ungebildet. Ich bin leicht erregbar, langweilig für die anderen, unbescheiden, unduldsam und dabei schüchtern wie ein Kind; ich bin fast ein Ignorant, was ich weiss, das habe ich irgendwo selber gelesen, in einzelnen Fetzen ohne Zusammenhang, ohne Sinn und Verstand — und dabei noch so wenig! Ich habe keine Selbstbeherrschung, ich bin unentschlossen, willensschwach, dumm, eitel und aufbrausend wie alle charakterlosen Menschen. Ich bin nicht tapfer, ich bin nicht ordentlich im Leben und so faul, dass der Müssiggang für mich fast zur unüberwindlichen Gewohnheit geworden ist. Ich bin

gescheit, aber mein Verstand ist bis jetzt noch nirgendwo erprobt worden. Ich habe weder praktischen, noch weltlichen, noch gesellschaftlichen Sinn. Ich bin ehrlich, das heisst ich liebe das Gute, ich machte es mir zur Gewohnheit, es zu lieben, und wenn ich von ihm weiche, bleibe ich unzufrieden mit mir selber und kehre mit Vergnügen zu ihm zurück. Es gibt aber Dinge, die ich mehr liebe als das Gute: den Ruhm. Ich bin so ehrgeizig, und so wenig ward noch dieses Gefühl befriedigt, dass ich oft fürchte, ich könnte, wenn ich die Wahl hätte zwischen dem Ruhm und der Tugend, die erstere wählen.

Ja, ich bin nicht bescheiden, und gerade deswegen bin ich stolz in mir selber, aber schamhaft und schüchtern in der Welt!"

Nach dem Rückzug von Silistria verliess Tolstoi bereits am 20. Juli die Donauarmee und wandte sich der Krim zu: „teils um den Krimkrieg in der Nähe anzusehen, teils um vom Stabe des Generals Serputowski loszukommen, der mir nicht gefiel; vor allem aber aus Patriotismus, der zu dieser Zeit, ich gestehe es offen, mich tief innerlich bewegte . . .!" (an seinen Bruder Sergej im Mai 1855). Unterwegs wird Tolstoi krank, liegt monatelang im Hospital und beendet hier die Novelle „Das Fällen des Waldes". Endlich, am 7. November 1854, trifft Tolstoi in Sewastopol ein und wird der vierten Batterie der vierzehnten Artilleriebrigade zugeteilt.

Gewaltige Eindrücke stürmen hier auf ihn ein in überwältigender Fülle. Vor allem der Geist des Heeres ist über alle Beschreibung: Als Kornileff an der Front vorüberreitet, und statt sich mit den Soldaten zu begrüssen, nur ausruft: „Wenn es sterben heisst, Kinder, werdet ihr sterben?" Da antworteten alle wie aus einem Munde: „Wir werden sterben! Hurra!" Und das ist kein leeres Versprechen. Auf jedem Gesichte liest man die Bereitschaft zum Tode, und schon zweitausendzwei-

hundert Mann haben ihr Versprechen erfüllt. Ein verwundeter, fast sterbender Soldat erzählte Tolstoi, er und seine Kameraden hätten eine französische Batterie genommen, sie hätten aber umkehren müssen, da man ihnen keine Verstärkung schickte, — und dabei schluchzte der Totkranke. Seeleute hätten fast gemeutert, weil man sie von der Batterie ablösen wollte, wo sie fast dreissig Tage gestanden hatten Tag und Nacht unter den Geschossen des Feindes. Soldaten reissen Fitile aus den Bomben, Frauen tragen im heftigen Feuer Wasser auf die Bastionen für die Soldaten, Geistliche beschreiten mit Kreuzen die Bastionen und lesen Gebete im Kugelregen. In einer Brigade, der vierundzwanzigsten, haben allein hundertundsechzig Verwundete die Front nicht verlassen. Das sind so die ersten Eindrücke, die Tolstoi in Sewastopol wurden. Wie immer sich aufs lebhafteste für alles interessierend, und ergriffen von allem, was ihm begegnet, sieht Tolstoi sich tüchtig um und kriecht in allen Laufgräben umher. Die Lage der Stadt war eine einzigartige: Sewastopol ward nur im Süden belagert, dort, wo, als der Feind angriff, die Stadt völlig ungeschützt war: es wurden damals in aller Eile fünfhundert Geschütze aufgestellt und eine Reihe Erdwälle aufgeführt. So hielt Sewastopol monatelang dem Feuer von dreitausend feindlichen Geschützen stand.

Die grössten Eindrücke, und Eindrücke für sein ganzes späteres Leben, empfing Tolstoi im Hospital: hier sieht er wiederum und nicht mehr wie in den kaukasischen Feldzügen einzeln, nein, zu Hunderten den russischen Soldaten sterben mit jener gottergebenen Natürlichkeit, für die man sich scheut, das Wort Heldentum zu gebrauchen; so erscheint es uns hier wie ein hochmütiges Wort. Hier, im Hospital, vor den klaglos leidenden und wortlos sterbenden, einfachen russischen Soldaten erhebt sich schon Tolstois Seele über allen Patriotismus hinüber: er sieht nur noch den leidenden und sterbenden Menschen der

Ewigkeit und dem Unendlichen gegenüber. Des Menschen Schicksal tritt hier vor Tolstoi in furchtbarer, ursprünglicher Tragik. Er ahnt bereits die namenlose Frivolität des Krieges, fast drängen sich schon Worte der Empörung auf seine Lippen gegen die, die Schuld tragen an solch unermesslichen Menschenleiden. (Das alles erscheint wundervoll durchsichtig in den Sewastopoler Novellen.) Aber noch ist Tolstoi Offizier, und ein zu bewusster Mensch, als dass ihm die Entsagung entgehen könnte, die dem Offiziersberufe zugrunde liegt: da muss man gewaltsam seinen Geist festhalten bei den nächstliegenden engen Pflichten, sonst kann man ihnen nicht gerecht werden. Auch muss man seinem Geiste jedes Ausschweifen verbieten ins Unendliche, sonst hält man es nicht aus im engen Pflichtenkreise. Daher denn auch jener so ausschliessliche Blick für das Wirkliche, und jener mit Unrecht gescholtene Sinn für die äusseren Freuden des Lebens, den wir bei den Offizieren aller Nationen wahrnehmen, und in dem wir Notbehelf, schweres Opfer erkennen sollten, statt ihn billig zu verspotten. Gilt alles dies bereits im Frieden, wie viel mehr erst im Kriege, wo der enge Tagesdienst sich abspielt auf dem Hintergrunde der Unendlichkeit, wo man täglich sein Bündel geschnürt haben muss zur Abreise in die Ewigkeit, wo die Lebensbilanz auf alle Fälle fertig vor uns liegen muss, und man natürlich nicht die Möglichkeit findet, mehr als einige Hauptposten in ihr aufzunehmen (die aber wiegen um so schwerer)? Kein Schriftsteller vor Tolstoi hat die namenlose Tragik in der scheinbar ungezwungenen Sorglosigkeit des im Felde stehenden Offiziers so zu schildern gewusst: jenen so einfachen Uebergang von den banalsten Wünschen und Beschäftigungen des Alltags in die grosse Fermate des Todes: Tolstois Sewastopoler Offiziere gehen auf den Boulevards zur Musik spazieren, schauen sich um nach schönen Mädchen und Frauen, tauschen Klatschereien aus, freuen sich kindlich, wenn sie mit vornehmeren

Kameraden gesehen werden (und übersehen dabei deren hochmütige Haltung ihnen gegenüber). Sie gehen dann nach Hause, trinken Tee, schelten ihre betrunkenen Burschen, begeben sich auf die Bastionen und werden von einer Bombe in Stücke zerrissen. Aber auch der Offizier Tolstoi verleugnet nie den Menschen. Wohl erfüllt es ihn mit berechtigtem Stolze, wenn er gegenüber den schmucken französischen, und vor allem den prächtigen englischen Gefangenen den kleinen, runzeligen, verlausten russischen Jäger sieht, von dem er weiss, dass er ein unvergleichlicher Held ist. Tolstoi lässt darum aber auch den Ausländern Gerechtigkeit widerfahren. Namentlich die englischen Soldaten erklärt er für ein tapferes Volk, gesund an Leib und Seele, und es freut ihn, wenn er einen Kosaken sagen hört, es sei geradezu schade, solche Leute niederzumetzeln.

Tolstoi ist tief überzeugt davon — und er täuschte sich hier wohl nicht, dass in der Sewastopoler Kriegsbegeisterung eine denkwürdige Erhebung der russischen Volksseele zum Ausdruck gelangte. (Die arme russische Volksseele, so bereit zur Hingabe an alles Gute und Freiheitverheissende, wo sollte sie sich denn äussern, wo ihrer drängenden Ueberfülle sich entledigen unter der brutalen Nikolaischen Tyrannei, wo anders, als im Kriege? Hier ward es dem Russen wenigstens erlaubt, für seinen Zaren zu sterben und zu glauben, das geschehe zum Heile der ganzen Menschheit!) Tolstoi will darum die Tage von Sewastopol festgehalten wissen im Gedächtnis seines Volkes, und vielleicht wollte er mehr noch, dass den eigentlichen Helden von Sewastopol, den schlichten und einfachen Soldaten, Gerechtigkeit werde für alle Zeiten. Er beschloss daher, hier, in Sewastopol, eine volkstümliche, billige Soldatenzeitung zu gründen, die Schlachtenschilderungen und Erinnerungen an heroische Momente, Biographien und Nekrologe, vor allem „der Dunkeln“ und „Ungesehenen“, das heisst der gemeinen Soldaten, enthalten sollte, dabei aber auch Erzählungen aus

dem Soldatenleben und gemeinverständliche Aufsätze über Ingenieur- und Artilleriekunst. Tolstoi setzt dafür zunächst eintausendfünfhundert Rubel aus und wendet sich mit einer Eingabe an den Kaiser. Leider siegt aber auch hier die Tyrannenfurcht vor dem gedruckten Worte: das Journal wird verboten, was Tolstoi unendlichen Verdruss bereitet hat und viele seiner Pläne änderte. Tolstoi hat aber dennoch in seinen „Sewastopoler Erzählungen", dem eigentlichen Helden von Sewastopol, „den Dunkeln, den im Schatten Stehenden", den einfachen russischen Soldaten, ein unsterbliches Denkmal gesetzt. Und zwar scheint er gleich bei seinem ersten Aufenthalte in Sewastopol mit diesen Erzählungen begonnen zu haben.

Dass aber bei alledem Tolstoi auch hier seine ewige Arbeit an sich selber nicht aufgab, beweist folgender Tagebucheintrag, der wahrscheinlich aus den Kasematten der vierten Bastion stammt, wo Tolstoi wochenlang jeden Augenblick dem Tode ausgesetzt war:

„Wann denn, wann endlich werde ich aufhören, ohne Ziel und Leidenschaft mein Leben zu verbringen, im Herzen die ewige Wunde zu fühlen, und die Mittel nicht zu wissen, sie zu heilen? — Wer schlug mir diese Wunde? Nur Gott weiss es. — Sie quält mich aber von Geburt an, als ein bitteres Unterpfand auch zukünftiger Nichtigkeit: Und dann der qualvolle Gram und die Zweifel . . ."

Auch fasst Tolstoi damals, wie wir gleichfalls seinem Tagebuche entnehmen, den Plan, falls der Krieg glücklich beendigt sei, und er keine Staatsstellung erhalten werde, die ihn befriedige, nach Petersburg in die Militärakademie einzutreten, weil erstens das Lagerleben es unmöglich mache, sich mit der Literatur zu beschäftigen, die er nicht aufgeben will, zweitens aber, weil er angefangen habe, ehrgeizig zu werden (dass heisst nicht eigentlich ehrgeizig: er möchte vielmehr nur Gutes tun, und dazu müsse man mehr sein als ein einfacher Leutnant),

und drittens, um alle seine Freunde wiederzusehen. Vor allem freut sich Tolstoi auf Turgenjeff, dessen Bekanntschaft Tolstois Schwester Marie gemacht hatte, und dem „er eine Menge Dinge zu sagen habe". (Wir werden noch mehrfach auf die Schicksale dieser merkwürdigen Freundschaft der beiden grossen russischen Schriftsteller zurückkommen müssen.)

In Sewastopol selber brachte Tolstoi zunächst vier Wochen zu „im Kreise einfacher, guter Kameraden, die sich als besonders liebenswert offenbaren in Zeiten des wirklichen Krieges und der Todesgefahr".

Im Dezember ward Tolstois Batterie nach Simferopol übergeführt, in dessen Umgebung Tolstoi eineinhalb Monate in einem bequemen Gutsbesitzerhause wohnt, und öfters nach der Stadt fährt, „um zu tanzen und mit den ‚Fräuleins' Klavier zu spielen oder um mit den Beamten Rehe zu jagen". Ende Januar (1855) ward dann Tolstoi zu einer Batterie kommandiert, die zehn Werst von Sinope entfernt, auf dem Belbek ihr Lager hatte: „Der allerwiderlichste Offizierskreis in der Batterie — so berichtet Tolstoi von dort —, eine Schar gutmütiger, aber roher Kameraden, keine Bequemlichkeit, unheizbare Erdhütten, kein Buch, kein Mensch, mit dem man sprechen könnte!" Kein Wunder, dass Tolstoi wieder zu den Karten griff. Zum Unglück erhielt er gerade damals jene eintausendfünfhundert Rubel, die er für das inzwischen verbotene Journal flüssig gemacht hatte, — und verspielte zweitausendfünfhundert Rubel, „womit", wie er reuevoll seinem Bruder schrieb, „ich der ganzen Welt bewiesen habe, dass ich trotzdem ein ganz hohler Bursche bin!" Ueber dieses Abenteuer sowie über die Persönlichkeit des damaligen Tolstoi berichtet viele Jahre später ein Kriegskamerad: „Tolstoi hat mit seinen Erzählungen und mit seinen rasch hingeworfenen Couplets uns alle, ohne jede Ausnahme, angeregt und erheitert in den schweren Augenblicken des Kriegslebens. Er war im vollen Sinne des Wor-

tes die Seele der Batterie. Ist Tolstoi mit uns, so sehen wir gar nicht, wie die Zeit fliegt, und es ist kein Ende der allgemeinen Heiterkeit! Ist der Graf nicht da, ist er nach Simferopol davongejagt, so lassen alle die Nasen hängen. Es geht ein Tag hin, ein zweiter, ein dritter, und endlich kehrt er zurück . . . aber genau so wie der verlorene Sohn, finster, abgemagert, unzufrieden mit sich selber. Er ruft mich etwas beiseite und beginnt die reuige Beichte. Alles erzählt er: wie er bummelte, spielte, wie er Tage und Nächte so zugebracht habe, und dabei, glauben Sie mir, peinigte und quälte er sich wie ein wahrhaftiger Verbrecher. Es tat einem geradezu weh, auf ihn hinzublicken, so quälte er sich selber . . . So ein Mensch war das. Mit einem Worte ein seltsamer und, offen gesagt, mir nicht völlig verständlicher Mensch, aber andererseits ein seltener Kamerad, die ehrlichste Seele von der Welt, und ihn zu vergessen, ist entschieden unmöglich."

Von der Tiefe der damaligen Reue Tolstois vermögen wir uns vielleicht einen Begriff zu machen, wenn wir in den Tagebüchern gerade jener Zeit tiefreligiösen Ergüssen und der unverkennbaren Vorahnung einer geistig-sittlichen Mission begegnen:

„Das Gespräch über die Gottheit — so heisst es dort — und über den Glauben brachte mich auf einen grossen, gewaltigen Gedanken, dessen Verwirklichung mein Leben zu widmen ich mich fähig fühle. Dieser Gedanke, die Gründung einer neuen Religion, die der Entwicklung der Menschheit entspricht, einer Religion Christi, aber gereinigt vom Glauben und vom Geheimnis, einer praktischen Religion, die nicht zukünftige Seligkeit verheisst, wohl aber auf dieser Erde Seligkeit gewährt, — diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen — ich sah das sehr wohl ein, vermögen nur ganze Geschlechter, die mit Bewusstsein an diesem Ziele arbeiten. Eine Generation wird diesen Gedanken der folgenden als Erbteil hinter-

lassen, und einmal wird ihn Fanatismus oder Vernunft zur Ausführung bringen. Bewusst zu arbeiten an der Vereinigung aller Menschen in der Religion, das ist die Grundlage des Gedankens, der, ich hoffe es, mich mit sich fortreissen wird."

Vom 11. bis 14. April ist dann Tolstoi auf der vierten Bastion. Die ununterbrochene Todesgefahr bei Tag und Nacht weckt in ihm folgendes Gebet:

„Gott! Ich danke Dir für Deinen ständigen Schutz! Wie treu führst Du mich zum Guten hin, und welch nichtiges Geschöpf wäre ich, wenn Du mich verlassen würdest! Verlass mich nicht, mein Gott, geleite mich, nicht damit ich meine nichtigen Wünsche befriedige, nein, damit ich das ewige und grosse, das unsagbare und mir unfassliche Ziel allen Seins erreiche!"

Im Laufe des Sommers beschäftigten Tolstoi bei alledem umfangreiche literarische Arbeiten. Schon im Maiheft des „Zeitgenossen" war seine Erzählung „Sewastopol im Dezember 1855" abgedruckt worden, nachdem sie gleich drei Zensuren: die kaukasische, die militärische und die bürgerliche, passiert und dabei einige Retuschierungen erfahren hatte, namentlich hinsichtlich gewisser Offizierstypen. Dem Zaren hatte diese Novelle so gefallen, dass er sie ins Französische übersetzen liess. Im Juni legt Tolstoi dann die letzte Feile an die Novelle „Das Fällen des Waldes", die er auf dem Wege nach Sewastopol im Hospital geschrieben hatte, und schickt sie dem „Zeitgenossen" ein. Im Juli endlich beendigt er seine zweite Sewastopoler Erzählung „Sewastopol im Mai", die diesmal von der Zensur sehr stark mitgenommen wurde, und die Nekrassoff mit einigem Recht „in einem solchen Grade von Wut, Entrüstung und Abscheu erfüllt und so schonungslos und unerfreulich" findet, dass ihm ihre Veröffentlichung für den Augenblick wenig ratsam erscheint. Am 4. August 1855 nimmt dann Tolstoi noch an der Schlacht am „Schwarzflüsschen"

teil, kommt aber mit seiner Bergbatterie überhaupt gar nicht zum Schusse und bleibt unverwundet. Nachdem Sewastopol gefallen war, wird Tolstoi als Kurier nach Petersburg geschickt. Vorher war ihm noch die Abfassung des Berichtes über die letzte Schlacht übertragen worden, worüber er viele Jahre später in „Einige Worte zum Romane ‚Krieg und Frieden" so berichtet:

„Nach dem Falle von Sewastopol sandte mir der Kommandeur der Artillerie, Krischanowski, die Berichte der Artillerieoffiziere von sämtlichen Bastionen ein und bat mich, ich möchte aus ihnen allen (es waren ihrer mehr als zwanzig) einen einzigen Bericht zusammenstellen. Ich bedauere, dass ich diese Berichte nicht abgeschrieben habe, das wäre das beste Beispiel gewesen jener naiven, unvermeidlichen Kriegslüge, aus der dann die Schlachtbeschreibungen zusammengesetzt werden. Ich vermute, dass viele von den Kameraden, die damals diese Berichte verfassten, beim Lesen dieser Zeilen lachen in der Erinnerung daran, wie sie auf Befehl der Obrigkeit das schrieben, was sie gar nicht wissen konnten."

Es ergibt sich zum Schluss der Sewastopoler Episode ganz von selber die Frage, wieso denn Tolstois militärische Laufbahn einen so raschen Abschluss fand bei seiner Tapferkeit, seinen glänzenden Verbindungen und der Aufmerksamkeit, die seine Sewastopoler Erzählungen in allerhöchsten Kreisen gefunden hatten. (Auch Alexander II. und seine Gattin Alexandra Fjedorowna hatten diese Novellen gelesen, und letztere soll sogar Tränen dabei vergossen haben. Wie übrigens auch Turgenjeff, der damals schrieb: „Das ist ein Wunder! Ich brach in Tränen aus und schrie: Hurra!")

Bei seinen Kameraden war Tolstoi, wie wir bereits wissen, ausserordentlich beliebt. Er hinterliess nach den Worten seines Batteriechefs Kriloff das Andenken eines trefflichen Kameraden, eines unermüdlichen, heiteren Geschichtenerzählers —

und eines Kraftmenschen. (Tolstoi soll damals am Boden liegend auf den Händen einen achtzig Kilogramm schweren Mann haben aufheben können, und niemand vermochte ihn am Seile zu sich hinüberzuziehen.) Der einzige Vorwurf, den man Tolstoi in der Batterie gemacht habe, war der, dass er die Offiziere zu überreden versuchte, den nicht verwendeten Teil der Fouragegelder an die Staatskasse zurückzuzahlen. Auf dieser Grundlage ist denn auch tatsächlich Tolstois Zusammenstoss mit seinen Vorgesetzten erfolgt. Und es ergab sich dabei aufs deutlichste, dass unter dem Nikolaischen Regiment für einen Ehrenmann selbst in der Armee kein Platz mehr war: die Korruption, die sich überall unter einem despotischen Regiment hinter dem Rücken der unnahbaren Majestät deckt und so jeder öffentlichen Kritik unzugänglich bleibt, war bis in die Armee gedrungen: In damaliger Zeit war es gang und gäbe, dass die Abteilungskommandeure, unter ihnen die Batteriechefs, von den Kronsgeldern, die ihnen zum Unterhalt der Batterie ausbezahlt wurden, das für sich behielten, was sie ersparten. Auf die bedenklichen Folgen dieses Systems, aus dem die Mehrzahl der Kommandeure erhebliches Einkommen zog, hatte Tolstoi mit allem Nachdruck schon in den Sewastopoler Erzählungen hingewiesen, — und das ist wohl auch mit die Hauptursache gewesen für deren Verstümmelung durch die Zensur.

Als nun Tolstoi einst beim Rechnungsschluss Kronsgelder übrig hatte, trug er sie als Einnahme vor, das heisst er sagte sich von ihnen los. Das rief natürlich einen Sturm der Entrüstung bei den Kameraden hervor, denen ein solches Vorgehen nicht nur ein offener Tadel, vielmehr auch eine drohende Gefahr bedeutete. (Es sollte doch einmal untersucht werden, wieviel ehrliche Beamte in Russland durch ihre bestechlichen Kollegen zugrunde gerichtet worden sind!) General Krischanowski, der Chef der Artillerie in Sewastopol, der Tolstoi persönlich sehr geneigt war, und bei dem Tolstoi

die meisten Abende Klavier spielend und singend verbrachte, rief ihn zu sich und machte ihm ernste Vorstellungen. Das mag wohl Tolstoi ein für allemal zur Ueberzeugung gebracht haben, dass für ihn beim Militär keine bleibende Stätte sei. (Wir dürfen vielleicht auch solche Erfahrungen nicht ganz unschuldig finden daran, dass der spätere Prophet Tolstoi in seinen sozial-kritischen Schriften sich zu der masslosen Uebertreibung, zu der unverzeihlichen Massenverleumdung hinreissen liess, zu behaupten, alle Beamten, ohne jede Ausnahme, vom Zar herab bis zum letzten Schreiber, müssten, wenn sie aufrichtig wären, zugeben, dass sie vor allem um des Geldes willen dienten.)

Wie gesagt, Tolstois persönliche Anständigkeit hätte bereits genügt, ihm die militärische Laufbahn damals unmöglich zu machen. Die unmittelbare Veranlassung zu Tolstois rascher Verabschiebung bildete aber wohl ein an sich ziemlich harmloses Sewastopoler Spottgedicht, in der Art eines Couplets, das auf den Abenden bei Krischanowski unter Anteilnahme von Tolstoi verfasst sein soll, einige Anspielungen auf Zar Nikolaus enthielt, und einem der Grossfürsten zu Ohren gekommen war. Es soll sogar eine Untersuchung darüber eingeleitet worden sein, die indes ergebnislos verlief. In Petersburg ward Tolstoi der „Raketenbatterie" des Generals Konstantinoff zugeteilt. Er kehrte dann schon nicht mehr zur operierenden Armee zurück, reichte vielmehr gleich seinen Abschied ein, auf dessen Genehmigung er dann noch lange warten sollte.

Fragen wir schliesslich, ob der Militärdienst für Tolstoi von Nutzen war, oder ob er ihn in seiner Entwicklung zurückhielt, so muss, meiner Ansicht nach, letztere Annahme durchaus verneint werden. Tolstoi war überhaupt ein viel zu reich begabter Mensch und pflegte sich zudem einer jeden Sache, der er sich einmal hingab, so restlos hinzugeben, dass er wohl aus jeder Lebenslage Nutzen gezogen hätte. Dabei war Tolstoi, als er mit zweiundzwanzig Jahren ins Heer trat, trotz mancher-

lei Schwankungen innerlich gefestigt und hatte seine Richtung bereits gefunden fürs ganze Leben. Untreu ist er dieser seiner Richtung als Soldat nicht geworden. Er fand vielmehr erst da Gelegenheit, sie zu erproben. Dabei gewährte Tolstoi der Kriegsdienst unendlich vertiefte Einblicke in das Wesen des Menschen und in die Tragik seines Schicksals. Vor allem aber hatte Tolstoi im Felde den einfachen russischen Soldaten, den russischen Bauern, hochachten gelernt, und in ihm sein Vorbild gefunden für sein ganzes späteres Leben.

Viertes Kapitel

In Petersburg

I

Als Tolstoi aus dem Krimkriege (1855) nach Petersburg zurückkehrte, fand er die russische Gesellschaft in fieberhaft erregter Stimmung: die heldenhafte Verteidigung Sewastopols hatte dem russischen Volke, das in jahrhundertelanger despotischer Bevormundung jedes Selbstvertrauen zu verlieren Gefahr lief, das Bewusstsein seiner geistigen und sittlichen Kräfte zurückgegeben. Nikolai I. war gestorben; an die liberale Gesinnung seines Sohnes, Alexanders II., knüpften sich die kühnsten Hoffnungen aller fortschrittlichen Geister Russlands. Und sie täuschten sich nicht. Der so lange unterdrückten öffentlichen Meinung wurden plötzlich Freiheiten gewährt. „Zuerst erklangen auf einem Bankette zur Feier der zurückgekehrten Sewastopoler Krieger die Sehnsuchtsrufe der Liberalen. Dann sprossten ihre Journale wie Pilze aus dem Boden hervor, und in jedem von ihnen drängten sich die Verkündiger neuer russischer Ideale und die Rufer nach unaufschieb-

baren Reformen." Selbstverständlich nun, dass nach dem jahrhundertelangen Drucke das alles explosivartig, systemlos erfolgte, dass viel Weltfremdheit, Naivität, Masslosigkeit und wohl auch viel persönliche Eitelkeit und Kleinlichkeit mit unterlief. Alles in allem genommen will uns indes dieses frohe Aufatmen eines lange bedrückten Volkes durchaus ergreifend erscheinen und wert der Teilnahme der Besten. So verhielten sich denn auch der aufwachenden russischen Gesellschaft gegenüber der aus vierjähriger Zwangsarbeit aus Sibirien eben erst zurückgekehrte Dostojewsky, so Turgenjeff, Nekrassoff und der ganze literarische und künstlerische Kreis. Nicht so Tolstoi. Er hat in seinem Dekabristenfragment die damalige Gesellschaftserhebung mit beissendem Spott und schonungslosem Hohn übergossen — sich selber freilich auch nicht geschont, was aber nicht als Milderungsgrund gelten kann bei einem geborenen Selbstpeiniger. Dieses Dekabristenfragment ist zwar erst sieben Jahre nach Tolstois Rückkehr nach Petersburg entstanden, wir wissen indes aus anderen Quellen, dass Tolstoi schon damals mit dem gleichen Spott und Hohn auf die erwachende russische Gesellschaft hinblickte. Einige der Ursachen hierfür liegen auf der Hand: Tolstois fanatische, stets Nuancen verachtende Ehrlichkeit, sein unbestechlicher, dabei vornehmlich den Nachtseiten der menschlichen Natur gegenüber sich offenbarender sittlicher Scharfblick liessen ihn vor allem das Uebertriebene, Unwahre, geistig Beschränkte und naiv Ehrfurchtslose wahrnehmen, das dieser wie jeder anderen irgendwie grössere Kreise in Bewegung setzenden Erhebung anhaftete, und worin Tolstoi — aus einer bereits immer peinlicher hervortretenden und vielleicht letzten Endes sozialen Gewissensbissen entspringenden Schwarzseherei heraus — durchaus ihr Wesentliches erblicken wollte. Nicht vergessen dürfen wir dabei das ererbte, wohl unbewusste Uebelwollen des Abkömmlings hoher Staatsbeamten und reicher Gross-

grundbesitzer allen rein bürgerlichen Reformbestrebungen gegenüber, in denen Tolstoi zudem noch, und mit gutem Recht, Angriffe auf die Vorrechte seiner Klasse vermutete und befürchtete. Bestärkt mag Tolstoi schliesslich hier noch der tiefe Einblick haben, den er, eben von der Universität entlassen, in das Elend des Volkes getan hatte: und das war ein sozialer Einblick von einer solchen Tiefe, dass ihm gegenüber alles das, was der Liberalismus versprach, unbedeutend erscheinen musste. Dass ferner Tolstoi alles, was von grossen Massen geglaubt, empfunden und vor allem verkündet ward, von Hause aus zum Widerspruch veranlasste, hat Tolstoi selber zugegeben, um nachträglich zu erklären, weshalb er sich seinerzeit der Aufhebung der Leibeigenschaft gegenüber so kühl verhalten habe. Auch die Gründe hierfür mögen mannigfaltige gewesen sein. Vielleicht gehen wir nicht fehl, wenn wir auch hier wiederum jenes soziale Erlebnis aus Tolstois früher Jugend als ausschlaggebend betrachten: Tolstoi hatte eben viel zu jung erkannt, dass das, was alle seine Standesgenossen, alle diejenigen, mit denen er persönlichen Umgang pflegte, und die er liebte und achtete, für richtig hielten, dass das falsch und unsittlich war. Er allein hatte hinter die Kulissen einer Einrichtung geblickt, die durch Generationen kritiklos übernommen wurde und auch von solchen Persönlichkeiten, deren Anschauungen der Grundlage dieser Einrichtung (der Leibeigenschaft) durchaus widersprachen. Ein so geniales sittliches Vorausschauen führt zum Wahnsinn oder zur Selbstüberhebung. Vor dem Wahnsinn bewahrte Tolstoi die grosse Gesundheit seiner Seele und vielleicht mehr noch die überreiche Beschäftigung, die sein rastlos tätiger Geist überall fand, und die ihm keinen Bewusstseinsraum liess für krankhafte Anwandlungen. Der Selbstüberhebung freilich — und einer eigenartigen: im eigenen Selbst ein Verpflichtetsein vor allen und ein Verbundensein mit dem Schicksal der ganzen Menschheit wertenden

Selbstüberschätzung — ist Tolstoi nie völlig entgangen, seine persönliche Bescheidenheit täuscht darüber nicht hinweg. Die eigentliche Bescheidenheit verwirklicht sich ja im Geistesleben: in der Bedeutung, die wir unseren Gedanken beimessen. Hier aber hat Tolstoi bis ganz zuletzt jede Bescheidenheit gefehlt. Zu der Zeit, von der wir jetzt erzählen, nahm dabei Tolstois Unbescheidenheit die so naheliegende Maske des Weltschmerzes an (der immer und überall Selbstüberhebung zur Grundlage hat und dabei auch fast immer irgendwie auf kosmischer Beschränktheit beruht).

2

Tolstoi ward damals Sozialpessimist: sich selber achten konnte er nicht mehr, nachdem er einmal erfahren hatte, dass er von der Vergewaltigung und dem Elend wehrloser Leibeigener lebte, — und dabei nicht einmal abzulassen vermochte vom Kartenspiel und gelegentlichen Schwelgereien. Da aber alle anderen ebenso lebten wie er, ja in der Regel weit zügelloser, so vermochte Tolstoi sich selber nicht mehr zu verachten als die anderen. Im Gegenteil: sein Wissen der eigenen Ungerechtigkeit gab ihm denen gegenüber, die naiv sündigten und sich mit oberflächlichen Redensarten entschuldigten, ein gewisses Uebergewicht. Jedenfalls stammt auch aus dieser Quelle jenes Misstrauen bei Tolstoi, das Turgenjeff so auffiel: „Bei Tolstoi", so äussert sich Turgenjeff, „zeigte sich frühe schon ein Zug, der sich später seiner ganzen, ziemlich finsteren Weltanschauung zugrunde legt: er glaubte niemals an die Aufrichtigkeit der Menschen. Jede seelische Erregung schien ihm falsch, und er hatte die Gewohnheit, mit einem ungewöhnlich durchdringenden Blicke einen Menschen gleichsam durch und durch zu schauen, wenn es ihm schien, dass der sich verstellte. Garschin meinte geradezu, er habe niemals

in seinem Leben etwas Peinlicheres erfahren, als diesen prüfenden Blick Tolstois, der in Verbindung mit zwei bis drei Worten einer giftigen Bemerkung imstande war, jeden Menschen, der sich nicht völlig im Zaume hielt, in Raserei zu versetzen."

Dass dieses Misstrauen Tolstois vor allem Turgenjeff gegenüber mit besonderer Heftigkeit auftrat, mag nun daher kommen, dass auch Turgenjeff Gutsbesitzer war, und Tolstoi darum nicht verstehen konnte, wie Turgenjeff ruhigen Gewissens liberale Ideen verkündete. Turgenjeff hatte aber durchaus nicht derartig hinter die Kulissen der sozialen Einrichtungen geschaut wie Tolstoi. Der irrte sich hier, wenn er Turgenjeff für einen Heuchler hielt.

Dass an dieser persönlichen Unausstehlichkeit Tolstois vor allem sein beunruhigtes Gewissen schuld trug, scheint mir auch insofern wahrscheinlich, als Tolstoi sich gerade zu dieser Zeit mit der dichterischen Gestaltung des wohl für sein ganzes Leben ausschlaggebenden sozialen Erlebnisses beschäftigte in der Novelle „Der Morgen eines Gutsbesitzers" (eine Dichtung, die uns, nebenbei gesagt, nicht begreifen lässt, dass Tolstoi nicht damals schon den Weg zum Sozialpropheten einschlug).

Dass aber Tolstoi zu seiner ersten literarischen Arbeit nach seiner Rückkehr vom Kriege gerade diesen Gegenstand in Angriff nimmt, erklären wir uns daraus, dass er an dem russischen Bauern, den er vorher wenig geachtet hatte, nunmehr eine Ehrenschuld gutmachen musste, nachdem er ihn als einen posenlos heldenhaften Soldaten der Todesgefahr gegenüber erschaut hatte. Den stolzen Aristokraten Tolstoi hatte bis dahin von dem russischen Bauern dessen Demut ferngehalten, in der er Feigheit und Knechtssinn vermutet hatte. Als Tolstoi dann aber denselben russischen Bauern an Tapferkeit in Todesgefahr allen seinen (Tolstois) Standesgenossen zum mindesten ebenbürtig erschaut hatte, vermochte er diese Deutung nicht

mehr aufrechtzuerhalten. Der russische Bauer musste demnach alle Knechtschaft und Erniedrigung für etwas Aeusserliches halten und sein Geistes- und Seelenleben völlig unabhängig davon führen. So war mit einem Male Tolstoi auch die Ursache aufgegangen jenes leisen Spottes und einer gewissen lächelnden Ueberlegenheit, die ihm von jeher aufgefallen war in dem Benehmen seiner sonst so demütigen Leibeigenen. Um solcher Erkenntnis dichterischen Ausdruck zu verleihen, schrieb er den „Morgen eines Gutsbesitzers". Woher indes der russische Bauer die Kraft nimmt zum Ausharren in allem Elend, welcher Glaube ihn dabei aufrecht erhält, um welches letzte Endziel er die Knechtschaft erträgt, das alles erkannte Tolstoi noch nicht. Das sollte ihm erst viel später aufgehen, damals, als er hart vor seinem Uebergang zum Prophetentum an den letzten Kapiteln der „Anna Karenina" arbeitete. Es wird davon ausführlich die Rede sein müssen.

Wir dürfen dabei in der Charakteristik der damaligen russischen Gesellschaft eine vielfach missverstandene Geistesbewegung nicht unerwähnt lassen, die vielleicht mehr wie alle anderen auf den jungen Schriftsteller Tolstoi einwirkte. Wir meinen den Panslavismus. Er trat aus weit zurückliegenden Anfängen fühlbar hervor bereits in den letzten Regierungsjahren Nikolais I.: die bis zum Springen volle russische Volksseele musste eben ein Ausflussventil finden, auch unter einem Despoten, der alle Aeusserungen eines Volks- und Gesellschaftswillens ängstlich brutal verfolgte. Und sie, die russische Seele, fand einen solchen Ausweg. Sie begann sich zu besinnen auf ihr eigentliches Werden und Wesen. Und damit ihr dabei nicht von vornherein der Mund verboten werde, begann sie damit, ihr Einverständnis kundzugeben mit dem Druck, der auf ihr lastete. So mochten ihre eifersüchtigen Bedrücker übersehen, dass auch das eine Aeusserung der Volksseele ist, und dass die, wenn sie einmal zu Worte kam, sich nie mehr

das Wort wird verbieten lassen. Der Panslavismus betonte mithin zunächst die Abneigung des eigentlichen russischen Volkes gegenüber der ihm versagten Verfassung und suchte dies aus dem Wesen des russischen Volkes heraus zu erklären: das Verhältnis des russischen Volkes zu seinem Zaren sei nicht wie in Westeuropa auf bedrucktes Papier gegründet, vielmehr auf freies Vertrauen. Und der sonst auf jede gesellschaftliche Initiative eifersüchtige Despotismus fiel in diese Schlinge. Wir lassen dabei die Frage offen, ob sie bewusst gestellt war. Tatsächlich entging es aber dem Despotismus, das auch hier in der Betonung eines Einverstandenseins mit ihm ein Volkswille zum Ausdruck gelangte, der seine Wege ging, — und dies Uebersehen war folgenschwer: die panslavistische Bewegung offenbarte sich von da an bis auf unsere Tage als eine Macht neben der russischen Regierung, eine Macht, die den russischen Zaren nicht bloss wider seinen Willen seinerzeit zum Türkenkriege zwang, die überhaupt ohne Unterlass der Regierung auf den Fersen sitzt, — wir haben das in allerletzter Zeit gelegentlich der Balkankrise wiederum erfahren müssen. Wäre es damals zum Weltkrieg gekommen, so wäre der Panslavismus daran schuld gewesen, nicht der Zar.

So kam denn das russische Volk, dessen Gewandtheit vielhundertjähriges Sklaventum zur Virtuosität entwickelt hatte, zu einer gewissen Willensbetätigung neben der despotischen Regierung; und das ohne jedes Blutvergiessen.

Es wäre indes durchaus falsch, zu behaupten, dem Panslavismus habe von vornherein fruchtlose Selbstberäucherung innegewohnt. Die Lehre des Panslavismus, der von jeher in enger Beziehung zur orthodoxen Kirche stand, ist ursprünglich durchaus sittlich: es wird gewissermassen versucht, die christlichen Tugenden des russischen Volkes aus seinem Nationalcharakter heraus zu erklären und somit die Vorschriften der Kirche als dem russischen Nationalcharakter durchaus entspre-

chend zu behaupten. (Das Rationalistische solcher Erklärung entging dabei der über diese unerwartete Hilfe hocherfreuten Kirche.) Dieser sittliche Kern des Panslavismus, der später durch beschränkte Schreier bis zur Unkenntlichkeit verhüllt wurde, machte es noch in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts dem edlen Solowieff möglich, sich mit einer ganz kleinen Abänderung zum Panslavismus zu bekennen: „Auch ich bin von der sittlich-religiösen Berufung meines Volkes überzeugt,“ erklärt Solowieff, „nur glaube ich mich darum nicht berechtigt, auf Juden, Deutsche und Franzosen zu schimpfen wie Dostojewsky, ich erblicke überhaupt in der Berufung meines Volkes keinen Vorzug für mich, vielmehr nur eine ganz persönliche Verpflichtung!“ Solowieffs Panslavismus ist jedenfalls von jedem Menschenfreund zu billigen. Religiöse Toleranz ist überhaupt von Hause aus ein Hauptcharakterzug des Panslavismus gewesen, — und es bedeutet bloss eine bedauerliche persönliche Entgleisung, wenn der grosse Panslavist Aksakoff im Fehlen von Antisemitismus geradezu ein Zeichen von Indifferenz erblickt. Der Panslavist Solowieff hat dagegen auch in der Judenfrage immer nur eine Christenfrage gesehen: die Frage nach einem christlichen Verhalten zu den Juden (Solowieffs letztes Gebet galt bekanntlich der Bekehrung der Juden). Wenn vollends der Panslavist Leontjeff so weit geht, das russische Volk darum zu preisen, dass ihm die Wechsel-Ehrlichkeit des Westeuropäers fehle, so ist das nichts anderes als eine bedauerliche Karikatur der panslavistischen Lehre, ganz dazu angetan, uns eine an sich treffliche Sache verkennen zu lassen. Mit Solowieffs Panslavismus hätten wir uns jedenfalls aussöhnen können. Denn dessen letztes Gebot lautete: „Liebe jede Nation wie deine eigene!“

Auch wir Deutschen glauben, dass wir wie jedes grosse Volk eine ganz bestimmte Mission zu erfüllen haben in der Kulturgemeinschaft der Völker. Darin erblicken war aber le-

diglich eine Verpflichtung für uns, und das macht uns auch nicht blind für die Vorzüge anderer Völker.

Zu bestreiten ist dabei freilich nicht, dass der aufkommende Panslavismus in der politischen Grösse Russlands mächtige Stütze fand, und daher namentlich bei der Armee seinen Rückhalt hatte. So war auch Tolstoi jedenfalls schon Panslavist, als er in Petersburg mit dem berühmten Panslavisten Katkoff bekannt wurde (der später durch seinen in Karikatur ausartenden verleumderischen Deutschenhass in weiteren Kreisen bekannt werden sollte. Von letzterem finden sich leider bei Tolstoi einige peinliche Spuren und das in seinem Meisterroman „Krieg und Frieden").

Tolstoi war zum Panslavismus vorausbestimmt, zunächst durch sein starkes aristokratisches Selbstbewusstsein — und Patriotismus ist schliesslich nur Selbstachtung, übertragen auf die weitere Umrahmung des Ichs. Zudem hatte Tolstois durch ein überfeines soziales Gewissen früh angeregte Aufmerksamkeit auf den russischen Bauern ihn in diesem im Kriege einen Heroen von geradezu antiker Einfachheit verehren gelehrt (und auch das musste sein nationales Empfinden mächtig anregen).

Zudem war Tolstoi auf der Kasaner Universität westeuropäischer Wissenschaft in polizeilichem Zuschnitt begegnet; und er hatte in ihm das eigentliche Wesen von Westeuropas Wissenschaft angesprochen, wie er auch später und bis an sein Lebensende den Geist Europas zu fassen glaubte in dem naiven Dogmatismus einiger metaphysischer Materialisten, die in der Zeit, als Tolstoi sich wissenschaftlich zu bilden strebte, einen grossen und unheilvollen Einfluss ausübten auf das Bildungsphilistertum der ganzen Kulturwelt. Dieses unselige lebenslängliche Missverkennen von dem, was eigentlich den Geist Westeuropas ausmacht — und er ist der Geist der ungehemmten Forschung und der fraglosen Gewissensfreiheit —, hat

Tolstoi dem Panslavismus schon seines ausgesprochenen religiösen Charakters wegen geradezu in die Arme treiben müssen. Schliesslich bedeutet der Panslavismus auch an sich schon eine sicherlich nicht völlig unberechtigte Opposition gegen die kritiklose Einpfropfung westeuropäischer Kulturelemente in russische Verhältnisse, die ihnen gar nicht entsprechen, eine Art nationaler Selbstbehauptung also, wozu auch — es scheint mir so, ich wage es natürlich nicht dogmatisch zu behaupten, finde es aber eigentlich selbstverständlich und nicht zu verurteilen — ein mehr oder minder unbewusster Neid gegen Westeuropas Kulturüberlegenheit kommen mag. Tolstoi, der überaus empfindlich war auch in seinem erweiterten Ich, hat bekanntlich Westeuropa stets gehasst. Aber auch hier verlangt die Gerechtigkeit, dass wir darauf hinweisen, dass Tolstoi, vielfach mit vollem Recht, in dem Westeuropa, wie es damals und zum Teil heute noch in Russland in polizeilich zugeschnittenen Rationen auf Schule und Universität verabreicht wird, ein zu ausschliessliches Hervorkehren äusserer Kulturelemente tadelte, die dem russischen Volke von obenher aufgezwungen wurden auf Kosten einer unstreitig in hohem Masse im russischen Volke von jeher vorhandenen sittlichen Kultur (die freilich noch immer ungedeutet ist, nur vorgelebt wird und sich offenbar vermischt mit einer Fülle von Aberglauben, welch letzterer indes viel unschädlicher zu sein scheint, als man in der Regel annimmt, und keineswegs seelischen Tiefblick verhindert, vielmehr meist nur zufälliges Nichtbekanntsein mit äusserer Menschheitserfahrung verrät). Natürlich kann Westeuropa nichts dafür, wenn Tolstoi es missdeutet und ablehnt, ohne es verstanden zu haben. Tolstois Abneigung gegen Westeuropa war aber unstreitig einer der Gründe, die ihn dem Panslavismus zuführten, und der hat dann wiederum auf Tolstoi zurückgewirkt. Alles in allem genommen musste sich Tolstoi mehr wie irgendwer in Russland zum Panslavismus hinge-

zogen fühlen, weil er tiefer wie alle anderen gelesen hatte in der Seele seines Volkes. Schon damals hielt er hier den Schlüssel in der Hand, den kein anderer vor ihm zu finden vermocht hatte: die anderen, auch Dostojewski, operierten hier mit abstrakten religiösen Begriffen. Tolstois intuitivem Künstlerblick hingegen, der die Wirklichkeit nie übersah im Leben, vielmehr nur tiefer in sie eindrang als sonst das sterbliche Auge, ihm offenbarte sich der russische Bauer, mitten im Leben stehend, schwer ringend um sein Dasein, und dabei doch selbständig im Geiste lebend bei aller Lebensnotdurft.

Und das ist Tolstois geniale Entdeckung für alle Zeiten. Sie erklärt uns nicht bloss den russischen Bauern, sie zeigt uns eine Fähigkeit der Menschenseele an sich, eine Anpassung der Unüberwindlichen an Lebensverhältnisse, die sonst ihren Tod bedeuten müssten. Exakte Welträtselerklärer sollen uns nicht damit kommen: so komme die Knechtschaft zu Jahren. Nein! So bleibt die Seele am Leben — und des Menschen Seele ist nun einmal das, aus dem von jeher alle Wunder entsprungen sind, und von der wir darum auch alle unausdenklichen Herrlichkeiten erwarten dürfen!

So viel über die Stellung, die Tolstoi zu den gesellschaftlichen Bewegungen einnahm, die sich in dem damaligen Petersburg offenbarten. Tolstois ablehnendes Verhalten zu den meisten dieser Richtungen, sein damaliges ewiges Räsonieren, lässt bei alledem doch auf nichts anderes schliessen als auf inneres Unbehagen. Wohl mit Unrecht nimmt Turgenjeff an, es sei an dem damaligen Tolstoi keine natürliche Bewegung gewesen. Tolstoi war einfach innerlich gequält, er fühlte, dass in dem damaligen Russland kein Platz sei für ihn. Denn der Mensch fühlt sich frei nicht bloss, wenn er einverstanden sein kann mit dem, was er tun muss, — und davon war der Offizier Tolstoi bereits recht weit entfernt. Um sich frei zu fühlen, muss der selbständige und aufgeklärte Mensch auch einverstan-

den sein können mit dem, was um ihn herum vorgeht, und worauf er keinen oder doch nur einen verschwindenden Einfluss auszuüben vermag, — wenn auch seine Mitmenschen hier in weitestem Masse betroffen werden. Einverstanden sein aber mit dem, was um ihn herum vorging, konnte Tolstoi weder in dem damaligen Russland, noch könnte er es in dem heutigen, noch auch irgendwo in Westeuropa. Es kommt eben zum Wohlbefinden eines Menschen doch auch wohl auf die Ansprüche an, die er an das Wohlbefinden der Mitmenschen stellt, das heisst an deren Möglichkeit zu Wohlbefinden. Ein harmonischer Mensch wie Goethe wäre in Russland, auch im heutigen, meiner Ansicht nach unmöglich. Um hier überhaupt zu innerer Harmonie gelangen zu können, hätte er einer solchen sozialen Dickhäutigkeit bedurft, wie sie menschliche Harmonie von vornherein ausschliesst.

Ein auch nur flüchtiger Hinblick auf den russischen Bauern und sein furchtbares Los muss auch heute noch innere Harmonie einfach unmöglich machen für den denkenden Russen. Dem russischen Bauern gegenüber vermag ja nicht einmal jene ästhetische Abneigung in Wirkung zu treten, die, wie es scheint, den Westeuropäer bewahrt vor tödlichem Mitleid mit den Enterbten. Der russische Bauer ist ja ganz eins mit sich selber, er kann unmittelbar künstlerisch empfunden werden. Sonst hätte er auch nicht von jeher die Stimme aller Dichter seines Landes gehabt. Besser ist es ihm freilich darum kaum gegangen. Aber er hat so vielleicht dazu beigetragen, wenn es den Armen auf der ganzen Welt einst besser gehen wird; denn sein (des russischen Bauern) Anblick hat Dichtungen ins Leben gerufen, die einsichtiger, mitleidsvoller machen müssen alle die Millionen, die ihre Seele den russischen Dichtern öffnen.

Schliesslich muss es auch hier wieder betont werden, dass ein Eindringen in die gesellschaftlichen Zusammenhänge bis zu einer gewissen Tiefe, bis dahin, wo unmittelbar der Men-

schen Seelen geformt werden durch sie, dass ein solcher Einblick den, dem er ward, alles Herumkratzen an der sozialen Oberfläche, was wir Politik und Reform nennen, verachten lassen muss. — Wenn auch sehr mit Unrecht. Tolstois Blick auf den Menschen ging aber von jeher gleichsam durch die soziale Oberfläche hindurch.

Bevor wir uns nunmehr den Lebensschicksalen Tolstois in dieser seiner ersten schriftstellerischen Epoche zuwenden, müssen wir uns noch die Frage vorlegen, wie das Schriftstellertum als solches auf Tolstois Charakter und somit auf sein seelisches Wohlbefinden eingewirkt hat. Zu dieser Frage fordert uns geradezu das heraus, was Tolstoi in der „Beichte" hierüber bekennt:

„Um diese Zeit begann ich zu schreiben, aus Eitelkeit, Gewinnsucht und Stolz. In meinen Schriften tat ich dasselbe wie in meinem Leben: um Ruhm zu haben und Geld, weswegen ich schrieb, musste man das Gute verbergen und das Schlechte aussagen, — und so tat ich auch. Wie oft habe ich nicht in meinen Schriften unter dem Scheine des Gleichmutes und sogar einer leichten Verspottung meine Bestrebungen zum Guten schlau verhüllt, sie, die allein den Sinn meines Lebens ausmachten. Mit siebenundzwanzig Jahren kam ich nach dem Kriege nach Petersburg und machte mich dort mit den Schriftstellern bekannt. Sie nahmen mich auf wie den Ihrigen, und schmeichelten mir."

Wenn man nun auch in diesem Bekenntnis die schon öfters erwähnte Ungerechtigkeit des Neubekehrten seiner Vergangenheit gegenüber in Abzug bringt, so bleibt immer noch mancherlei Bedenkliches übrig. Zumal da Tolstoi seine unmittelbar vorhergehende kaukasische Zeit stets als eine seiner besten Lebensperioden anerkannte und in seinen „Erinnerungen" meinte, sein darauffolgendes Leben sei ein ständiges moralisches Sinken gewesen, wovon er sich erst wieder erholt habe, als er

aufs Land zurückgekehrt sei, um sich völlig der Schule zu widmen.

Mir persönlich will es nun so scheinen, als ob dem grossen Künstler Tolstoi sein unvergleichliches Schriftstellertalent, wenn es ihm auch zweifellos notwendig war zur Lebenserhaltung bei seinem Mitgefühl, so doch auch in gewissem Masse zur Midasgabe ward (und darin liegt kein Widerspruch: für einen so feinfühligen Menschen wie Tolstoi konnte das Leben nichts anderes bedeuten als eine ununterbrochene Folge von Leiden, Kämpfen und Opfern). Nicht ohne Grund meint Renan irgendwo: jedes Schriftstellertalent sei an sich ein kleines Laster. Bei Tolstoi bestärkte zudem sein Schriftstellertalent noch jenen schon in seiner angeborenen Empfindlichkeit und in seinem sittlichen Scharfblick begründeten Hang zur Rechthaberei, den er selber bereits als Jüngling seinen grössten Fehler nannte, ein Hang, der ihn bei den grossen Anforderungen, die er stets an sich selber stellte, nie aus Gewissensbissen herauskommen liess. Der Zusammenhang ist hier wohl folgender: Tolstoi hat seine Muttersprache in vielem völlig neu geschaffen; für ganze Empfindungswelten, die sich bis zu ihm keusch verborgen hielten, schuf er erst Ausdruck, und zwar gleich einen Ausdruck von unendlicher Inhaltsfülle. Das gab ihm — und musste ihm wohl geben, wir wissen nicht, ob irgendein Menschengeist der Versuchung hier widerstanden hätte — ein solches Zutrauen zu seinem Worte, eine derartige Wortsicherheit, dass er niemals auf den Gedanken kam, dass wir Schriftsteller doch eigentlich nie aufhören sollten, für unsere Worte um Verzeihung zu bitten: jedes Wort ist doch ein notwendiges Unrecht an Dingen, die es bezeichnen soll, und die es begrenzen muss, um sie fassen zu können. Es — das Wort — schliesst völlig Ungleichartiges — und es gibt keine zwei gleichartigen Dinge auf Erden — zusammen, unter Ausserachtlassen eben dieses Ungleichartigen und unter ausschliesslicher Betonung des

ihnen Gemeinsamen. Das gilt schon den banalen Dingen der Aussenwelt gegenüber. Wieviel mehr noch vor den Dingen des Seelenlebens, um die es sich bei Tolstoi vornehmlich handelt! Hier, in der Deutung des Seelenlebens, geben wir tatsächlich Worte für Dinge, unter denen notwendigerweise jeder Mensch etwas anderes versteht, weil jeder Mensch anderes und anders erlebt hat, und jedes Menschen Begriffe nur das Ergebnis seines Gesamterlebens darstellen bis zur Formung eben dieser Begriffe.

Der geborene Schriftsteller, und das ist der Künstler Tolstoi durchaus, hat nun natürlicherweise zu seinem Kunstmittel, dem Worte, von vornherein das grösste Zutrauen und wird darum, sobald er das Reich der notwendigen Gedankenfreiheit, das Reich der Kunst, verlässt, zu einem absoluten Dogmatiker: er ward nie völlig die Neigung los, in den Begriffen, die er mit seinen Worten verbindet, die Begriffe anzusprechen, die alle Menschen mit diesen Worten verbinden müssten. Es ist darum auch durchaus kein Zufall, dass die grossen Philosophen fast durchweg schlechte Schriftsteller waren. (Schopenhauer und Nietzsche machen nur scheinbar eine Ausnahme: beide waren mehr Dichter.) Bei Tolstoi wurde nun diese natürliche Beschränktheit des geborenen Schriftstellers noch erhöht durch das Bewusstsein einer ausserordentlichen Beeinflussbarkeit durch andere: die teilt er mit jedem leicht erregbaren Menschen. Es ist das geradezu ein notwendiger Charakterzug jedes Künstlers: wer Anteil zu nehmen vermag an denen, an denen niemand sonst Anteil nimmt, der beweist eben damit schon eine ungewöhnliche Beeinflussbarkeit. Aus lauter Furcht davor, beeinflusst zu werden, war Tolstoi — er hat das selber öfters zugegeben — sein Leben lang der geborene Widerspruchsgeist. Er wirft sich sogar vor, er habe oftmals, wenn er Meinungen anderer anhörte, nur daran gedacht, wie er sie zu widerlegen vermöchte. Das hat natürlich Tolstoi, namentlich in

jungen Jahren, ganz unausstehlich gemacht, und ist in späteren Jahren vielfach zu einer Manie ausgeartet bei ihm. Sobald er in seinen späteren Schriften irgendeine Wissenschaft berühren wird, wissen wir schon im voraus, dass er sagen wird, bis zu ihm seien alle hier im Irrtum gewesen. Und um das dann beweisen zu können, versteigt er sich oft zu den seltsamsten Behauptungen. Das alles geschieht unbewusst, völlig naiv, würde wohl aber nicht in einem Masse geschehen, dass Tolstoi uns unfähig erscheint zu jeder wissenschaftlichen Untersuchung, wenn nicht diese felsenfeste Wortsicherheit in ihm gelebt hätte. Wir wissen nicht, ob wir das bedauern sollen: denn ohne dieses absolute Vertrauen in die Unfehlbarkeit seiner Worte würde Tolstoi es wohl schwerlich gewagt haben, uns mit jener unerschütterlichen Ueberzeugtheit, die überhaupt gar keinen Zweifel mehr in uns aufkommen lässt, das Seelenleben seiner erdichteten Personen zu deuten.

Ein enger Zusammenhang besteht wohl auch zwischen Tolstois Wortsicherheit und seinem nie völlig überwundenen dogmatischen Positivismus: der setzt Wortsicherheit, das heisst die Unfehlbarkeit des Wortes in Hinsicht auf Inhalt und Umfang des in ihm zum Ausdruck gelangenden Begriffes geradezu voraus: dogmatischen Positivismus nennen wir ja den Glauben daran, dass alle Zusammenhänge im Himmel und auf Erden der menschlichen Vernunft fassbar, mithin in Worten zu deuten sind. Oder vielleicht besser noch: im dogmatischen Positivismus äussert sich die Anschauung, dass den Dingen im Himmel und auf Erden, die der menschlichen Vernunft unfassbar bleiben, also nicht in Worten zu deuten sind, wenn ihnen nicht das Dasein überhaupt abgesprochen werden muss — eine gerade in Russland sehr verbreitete negativ-dogmatische Nuance des Positivismus —, so sie doch keinerlei Beachtung vonseiten des Menschen würdig zu erachten sind. Positivismus als Methode bedeutet Bewertung des Verstandes als des aus-

schliesslichen Erkenntnismittels für den Menschen. Der Positivismus leugnet jede Erkenntnis durch Intuition, sei sie religiöser oder künstlerischer Art. Augenscheinlich liegt dem Positivismus hier ein Irrtum zugrunde: aus der Tatsache, dass nur mit dem Verstande zu erfassende Zusammenhänge als von allen normalen Menschen anzuerkennende hingestellt werden können, schliesst der Positivismus auf die Unmöglichkeit einer Erkenntnis durch Intuition überhaupt, während sich daraus tatsächlich auf nichts anderes schliessen lässt als darauf, dass intuitive Erkenntnis niemals den Anspruch erheben kann, von allen normalen Menschen geteilt werden zu müssen. Der Positivismus (der augenscheinlich herstammt aus einer historisch wohlbegründeten Angst vor mystischen Anmassungen, oder besser noch vor Missbrauch der Mystik zur Knechtung von Menschen, — denn nur in dem, was eingesehen muss, können sich die Menschen vereinigen jenseits des Zwanges —) schüttet das Kind mit dem Bade aus, und wird so seinerseits zu unerträglicher Geistesfessel, indem er das Vorhandensein ganzer Welten leugnet, weil sie nur intuitiv, das heisst jedesmal nur in persönlicher Färbung zu erfassen sind. Als Geistesschranke wird diese Art von Positivismus auch zu einem Hemmnis in der Menschenliebe, wie jeder menschliche Einbau in das freie unendliche Geisterreich: Wer sich ja nicht an einen solchen menschlichen Einbau in das Geisterreich hält, den muss der, der solchen Einbau errichtete, für boshaft oder für dumm halten (und wenn er in Russland geboren wurde, so hält er den die von ihm errichtete geistige Schranke Leugnenden für einen, der aus Selbstsucht dumm ist). Diese Erklärung des Positivismus gibt in grossen Umrissen fast wörtlich Tolstois geistiges Schicksal.

Tolstois dogmatischer Positivismus, den er, wie Carl Marx seinen Materialismus, auch da nicht aufgeben will, wo er sich schon mitten in der Mystik befindet, veranlasst ihn später zu

jener unseligen Verstümmelung des Christentums auf fünf „kinderleicht zu befolgende“ Vorschriften, wodurch ihm selber dann seine Christenlehre so eng ward, dass er nie aus Widersprüchen herauskam. Dieser Zusammenhang sei hier schon erwähnt. Er bildet ein wesentliches Element in der Geschichte der geistigen Krankheiten Tolstois, die damals schon sich offenbarten, als Tolstoi zum ersten Male in den Kreis der Schriftsteller trat.

Ueber seine damalige Weltanschauung gibt nun Tolstoi folgende, mit grosser Vorsicht aufzunehmende Schilderung in der „Beichte“:

„Ich vermochte mich kaum umzuschauen, da hatte ich mir auch schon die Lebensanschauung der Leute angeeignet, in deren Kreis ich eingetreten war, und diese Lebensanschauung verdrängte schon völlig in mir alle meine früheren Versuche, ein besserer Mensch zu werden. Die Anschauungen dieser Leute gaben der Zerfahrenheit meines Lebens eine Theorie, durch die sie gerechtfertigt ward.

Die Lebensanschauungen dieser Leute, meiner Schriftstellergenossen, bestanden nun darin, dass das Leben in Entwicklung begriffen sei und vorwärts schreite, und dass der Hauptanteil in dieser Entwicklung uns zukomme, den Leuten des Gedankens, und von ihnen wiederum übten den bedeutendsten Einfluss die Künstler, die Dichter: unser Beruf ist es, die Menschen zu lehren. Damit man aber nicht darauf käme, die naheliegende Frage an sich selber zu richten: „Was weiss ich denn, und was soll ich lehren?“ war in dieser Theorie die Erklärung aufgenommen, dass man das gar nicht zu wissen braucht, dass der Künstler und der Dichter unbewusst lehren. Ich selber galt für einen ausgezeichneten Künstler und Dichter, und deshalb war es sehr natürlich für mich, dass ich diese Theorie zu der meinigen machte: „Ich, der Künstler, der Dichter, schrieb und lehrte, ohne selber zu wissen was. Man zahlte mir Geld

dafür, ich hatte vorzügliches Essen, Wohnung, Weiber, Gesellschaft. Ich hatte Ruhm. Es musste demnach wohl so sein, dass das, was ich lehrte, gut war."

Meiner Ansicht nach ist das alles nachträglich konstruiert und trieft geradezu von hässlicher Selbstverleumdung, ganz abgesehen davon, dass Tolstoi in seinem unseligen Positivismus hier so weit geht, die ungewollten, unbewussten Lehren des Dichters oder besser gesagt die Seelenbereicherung, die der Dichter gibt, allein dadurch, dass er das Leben nachgestaltet, einfach leugnen zu wollen: der Schulmeister erhält endgültig den Vorzug vor dem Dichter!

Als schaffender Künstler, der jeden wachen Augenblick seines Daseins Gottes Schöpfung ergriffen gegenübersteht, bewundernd, liebend, Erkenntnis erstrebend, hat Tolstoi wohl überhaupt gar keine eindeutig in Worten wiederzugebende Weltanschauung gehabt. Womit natürlich nicht gesagt ist, dass er nicht eine sehr feste und sehr bestimmte Weltanschauung gehabt haben konnte, eben die Weltanschauung der schrankenlosen Gastfreiheit des Geistes, eine Weltanschauung, deren Bejahen nie abrüstende Energie verlangt, weil die Angriffe hier von allen Seiten ohne Ende sind. Der Dichter braucht sie aber, die schrankenlose Gastfreiheit des Geistes. Er muss sich immer und überall alle Freiheiten wahren vor dem Gedanken. Nirgends vermag er da für immer bindende Abmachungen einzugehen: nur so bleibt er bereit, Gott zu empfangen, wann und von wo aus der auch niedersteigen sollte zu ihm. Und der Dichter nimmt von niemand anderem Befehl entgegen als von Gott, wenn der zu ihm spricht in der Stunde des Schaffens. Tief religiös von Hause aus war Tolstoi, der Dichter, durchaus geneigt, fromm zu verehren, was er nicht begriff. Als Mensch und Publizist dagegen trägt er deutlich wahrnehmbar von jeher die Geistesfessel jenes Vernunftglaubens seines geliebten Rousseau. Und dieser, Tolstois Vernunftglaube, hat

vielleicht ebensosehr seine letzten Wurzeln in Tolstois Bewusstsein einer überlegenen Klugheit wie in den letzten Bedürfnissen seiner von jeher an der ganzen Menschheit teilnehmenden Seele: nur so, im Banne des Vernunftglaubens, vermochte Tolstoi den namenlosen Leiden der Zeit und der Not des armen Volkes gegenüber lange Hoffnungen aufrechtzuerhalten. Je mehr aber Tolstoi sich der Publizistik zuwendet, um so mehr erkennen wir ihn auch im Banne jenes dogmatisch positivischen Geistes, der damals, als Tolstoi sich selber zu bilden anfing, die Geister beherrschte, — wohl als Rückwirkung auf die fehlgeschlagenen Freiheitshoffnungen der verflossenen Revolutionsjahre. Dieser positivistische Aberglaube, der eigentliche Krebsschaden an Tolstois gesamter Publizistik, muss aber, wie bereits betont, besonders verführerisch sein für einen Schriftsteller, da er den glauben lässt, er halte in den Ausdrucksmitteln seiner Kunst: in den Worten, die eigentlichen Elemente der Schöpfung in Händen. Dieser dogmatische Positivismus — seinem innersten Wesen nach eigentlich nichts anderes als ein der Romantik entkleideter, mehr weltenttäuschter als welterfahrener Vernunftglaube — hat aber auch für jeden selbstbewussten Menschen viel Verlockendes insofern, als er ihn sich selber werten lässt als einen Mitschöpfer am Weltall. Tolstoi ist ihn nie ganz los geworden, den dogmatischen Positivismus. Er nimmt bei ihm alle möglichen Nuancen an und verführt ihn bisweilen zu äusserst bedenklichen Behauptungen, deren Tragweite ihm in seiner Entdeckerfreude oft völlig entgeht: so operiert Tolstoi schon als Pädagoge beständig mit „Gesetzen" und merkt gar nicht, dass er selber erst diese Gesetze schuf, um seinem Geiste zu erlauben, nicht weiter nachzudenken da, wo absolut keine wissenschaftliche Erkenntnis mehr möglich ist, und er doch glauben will, er sei zu Erkenntnissen gelangt.

Es lebten damals in Tolstoi (wie übrigens in allen Menschen, nur bewusster wie bei den meisten Menschen, weil er ein

grosser Künstler war) zwei Menschen: ein intuitiver Mensch — und der war voller Ehrfurcht vor dem, was er nicht wusste, und dessen Unergründlichkeit er nötig hatte, um überhaupt atmen zu können mit seiner Seele: jeden wachen Daseinsaugenblick bereit, Gott zu empfangen. Ausser diesem intuitiven Menschen lebte aber auch noch in Tolstoi jener dogmatische Positivist, der glaubte, dass die Zusammenhänge dieser Welt seinem Verstande durchaus erfassbar sind, und dass man sie bloss beim Namen zu nennen brauche, damit sie allen Schrekken verlören. Und diesem Positivisten in Tolstoi entging es völlig, dass ihn die Geheimnisse des Weltalls und der Menschenseele nicht deshalb zu reizen aufhörten, weil er hinter sie gekommen sei — was natürlich völlig ausgeschlossen ist. — Vielmehr deshalb nur hörten die Geheimnisse des Weltalls und der Menschenseele auf, dieses Positivisten Geist zu reizen, weil er sie sich durch Worte banalisiert und verekelt hatte.

Damals nun, als Tolstoi in die Gemeinschaft der russischen Schriftsteller eintrat, hatte man für diese beiden Aeusserungen der Menschenseele innerhalb der russischen Gesellschaft Schlagwörter gefunden: der intuitive, der ehrfurchtsvoll Gott erwartende und sich keinerlei Wissen über die Dinge des Himmels und der Erde anmassende Mensch hiess Panslavist; der vernunftstolze, den Geheimnissen des Weltalls durchaus sich gewachsen wähnende Mensch hiess Westler (soll heissen: Westeuropäer). In diese zwei Geistesrichtungen ist die russische Gesellschaft bis auf den heutigen Tag geteilt, nur dass die Bezeichnungen für sie wechseln. Tolstoi neigte nun seinem ganzen künstlerischen Wesen nach zu den Panslavisten im weitesten Sinne; er konnte sich aber niemals völlig losmachen vom Einfluss der Westler, was er wohl merkte, und weshalb er gerade die Westler ganz besonders hasste.

3

Kommen wir nunmehr auf Tolstois Lebensschicksale zurück. Ihm war, wie wir bereits erwähnten, sein Ruhm vorausgeeilt. Der Erfolg seines Erstlingswerkes, der „Kindheit", war ein unerhörter: das Lesepublikum überschüttete förmlich die Redaktion des „Zeitgenossen" mit Zuschriften. Turgenjeff, der von dem Autor keine Ahnung hatte, schleppte das Buch überall mit sich (auch zu Tolstois Schwester: die war überrascht von den vielen Anklängen an ihre eigene Kindheit, vermochte aber gar nicht auf den Gedanken zu kommen, dass ihr Bruder der Autor sei). Der Schriftsteller Panajeff lernte ganze Stellen aus der „Kindheit" auswendig und belästigte damit seine Bekannten derart, dass die auf der Strasse einen grossen Bogen um ihn machten. Sogar Dostojewski, damals noch im fernen sibirischen Totenhause, — war voller Entzücken, und bat dringend, man möchte ihm doch mitteilen, wer der Autor der „Kindheit" sei. Nekrassoff selber schrieb dem Verfasser der „Kindheit": „Ich kenne heutzutage keinen Schriftsteller, der in dem Masse dazu zwingt, ihn zu lieben und mit ihm zu fühlen, wie der, an den ich schreibe. Sie sind noch jung, — es gehen eben Veränderungen bei uns vor — und vielleicht steht gerade Ihnen ein weites Arbeitsfeld bevor. Sie beginnen derart, dass Sie die Allervorsichtigsten veranlassen, in ihren Hoffnungen auf Sie sehr weit zu gehen . . ."

Der Kreis des „Zeitgenossen", in dem Tolstois „Kindheit" erschienen war, nahm denn auch den Autor mit offenen Armen auf. Der „Zeitgenosse" war 1836 von A. S. Puschkin und Plettnjeff gegründet. Nach Puschkins Tode, von 1838 bis 1847 unter der alleinigen Leitung von Plettnjeff, verlor die Zeitschrift alle Bedeutung, bis sie 1847 von J. J. Panajeff und N. A. Nekrassoff aufgekauft wurde, die namentlich durch die Mitarbeiterschaft des berühmten Kritikers Bjelinsky das

Journal auf eine solche Höhe brachten, dass es bis zu seinem polizeilich veranlassten Eingehen im Jahre 1866 als das Hauptorgan des fortschrittlichen Russlands gelten konnte auf dem Gebiete der künstlerischen, kritischen und publizistischen Literatur. Die Hauptmitarbeiter des „Zeitgenossen" — sie waren, wie sich das bei allen Unternehmungen des fortschrittlichen Russlands ganz von selber versteht, zu einer Art Genossenschaft vereinigt — waren ausser den Herausgebern Panajeff und Nekrassoff auch noch Turgenjeff, Drushinin, Ostrowsky, Gontscharoff, Grigorowitsch, Sollogub, Botkin und Feth. Als Tolstoi in das Journal eintrat, herrschte noch der Geist Bjelinskys vor, der 1847, kaum vierzig Jahre alt, an der Schwindsucht gestorben war (während Gendarmen im Vorzimmer auf ihn warteten. Der Gouverneur der Peter-Paulsfestung pflegte, wenn er Bjelinsky begegnete, ihn folgendermassen anzureden: „Wann kommen Sie denn endlich zu mir? Schon lange halte ich für Sie eine warme Kasematte in Bereitschaft!") Bjelinsky, ein ganz ausgezeichneter Mensch (dem Turgenjeff das wundervolle Zeugnis ausstellte, er habe niemals eine derartige körperliche Erregbarkeit in einem Menschen verbunden gesehen mit einem so absoluten Mangel jeder persönlichen Empfindlichkeit), war nicht eigentlich Kritiker in unserem Sinne. Er ward vielmehr der Stammvater einer ganzen Reihe von Kritikerpublizisten (Pisemsky, Tschernitschewsky und andere), denen die Kritik zum Vorwand diente, zur Propaganda freiheitlicher Ideen, und die bei aller ehrlichen und aufrichtigen Begeisterung für den jedesmaligen Gegenstand ihrer Besprechung, unter dem Druck einer ebenso argwöhnischen wie plump-brutalen Zensur jenen kunstvoll gewandten Stil ausbildeten, in dem man eigentlich alles sagen konnte, ohne mit der Polizei in Konflikt zu geraten. (Der Meister dieses Stiles ward Michailowsky, der Theoretiker des Terrorismus.) Bjelinsky, ein ganz reiner, selbstloser Mensch, ist wohl der erste typische Vertreter des intelligenten

Russland: jener für uns unbegreiflichen Mischung eines praktischen, zu allen Opfern bereiten Idealismus und einer absolut materialistisch-positivistischen Weltanschauung (eine Weltanschauung, die das Geistige im Weltenzusammenhang leugnet und alle Vorgänge darin durch Bewegung und Materie erklären will, was freilich nur ein Spiel mit Worten bleibt, ein plumper Wunderglaube, dem jede Möglichkeit fehlt, irgendeine Tatsache des Bewusstseins zu erklären, und das Bewusstsein ist doch auch nun einmal da). Der praktische Idealismus des Intelligenten wird dafür aber immer und immer wieder neu entflammt und erhält nie ausgehende Nahrung an der Not des russischen Volkes. Der theoretische Materialismus dagegen entstammt hier beim Intelligenten wohl einer hilflosen Opposition gegen die vielfach polizeilich missbrauchte, geistig stehengebliebene Kirche und auch wohl gegenüber den Versuchen einiger Panslavisten, mystische Ueberzeugungen in den Dienst der politischen Reaktion zu stellen. Vielleicht auch war dieser Verlegenheitsmaterialismus der russischen Intelligenten die ihnen einzig mögliche Abwehrstellung gegenüber jeglicher rein menschlichen Autorität, da der kritische Idealismus kein Verständnis bei ihnen finden konnte. Und dieses Verständnis — es liegt überhaupt dem russischen Geiste, wie mir scheint, an sich ferne, und darin erblicke ich einen der grossen geistigen Unglücksfälle Russlands — war damals noch dadurch besonders erschwert in Russland, dass die politische Reaktion einen missverstandenen Hegelianismus zu ihrer Rechtfertigung missbrauchte und man, wie auch heute noch, in Russland naiv-kritiklos Hegel zu den kritischen Idealisten rechnete, während er tatsächlich deren Verneinung bedeutet, wenn auch eine äusserst fruchtbare Verneinung. Nun trägt auch Tolstoi bis in sein letztes Prophetentum hinein ganz unverkennbare Intelligentenzüge an sich.

Und das vor allem hat ihn den traditionellen religiösen Be-

kenntnissen gegenüber zu jener rationalistischen Kritik verführt, deren grundsätzliches Versagenmüssen allem nur intuitiv zu Erfassendem gegenüber Tolstoi eben nie zum Bewusstsein kam. Und das macht denn auch Tolstois kritische Theologie zu einem ganzen Bündel von Missverständnissen, zu einem so heillosen Mischmasch dogmatischer Widerlegungen dogmatischer Behauptungen, dass diese ganze Seite von Tolstois Tätigkeit kein anderes als rein biographisches Interesse zu beanspruchen vermag. In allen diesen, mit völlig unzureichenden geistigen Mitteln unternommenen und damit zu rettungslosen Irrtümern verurteilten religiös-kritischen Schriften Tolstois blickt uns nur die Tragik eines Menschen entgegen, den geistiger Hochmut — unbewusster, vielleicht nur durch seelische Bedürfnisse ins Feld gerufener, aber tatsächlicher — zu einer Aufgabe antrieb, der er nicht gewachsen war, und deren inneres Wesen er verkennen musste. Wenn Tolstois religiös-kritische Schriften überhaupt etwas predigen, so predigen sie sehr gegen die Absicht ihres Autors die Notwendigkeit, dass man seinen Geist gebildet haben muss an allem, was die Menschheit je dachte, wenn man kritisch gegenübertreten will dem, was einem grossen Teile der Menschheit das Allerheiligste ist.

Typisch intelligent ist auch Tolstois bereits damals sich offenbarender negativer Dogmatismus: Tolstoi glaubt einfach nicht, dass auch das erlebt werden kann, was er selber nicht erlebt hat, — ohne dass er sich dabei die Frage vorlegt, ob wirklich eine nicht abweisbare Erkenntnis gegen die Möglichkeit solchen Erlebnisses spricht. So ist Tolstoi nichts heilig, was anderen heilig ist, wenn er es selber nicht so empfindet. Tolstoi geht hier noch über den Aberglauben des dogmatischen Positivismus hinüber, der streng genommen nur behauptet, dass alles das, was man wieder sinnlich wahrnehmen kann, noch in allgemein gültiger Weise zu deuten vermag, einfach nicht vorhanden sein darf für den denkenden Menschen. Tolstoi nun,

der die geistige Welt nicht aufgeben will, aber auch dem religiösen Erlebnis gegenüber auf seinem positivistischen Standpunkt verharren zu müssen glaubt, bleibt nichts anderes übrig, als in seinem Erlebnis d a s Erlebnis anzusprechen, sich selber in geistigen Dingen zum Masse aller Dinge zu machen und dadurch zu einem unerträglichen Geistesdespoten auszuarten. Einen Glauben, den er selber nicht teilt, hält er stets für Heuchelei, für „lächerlichen Selbstbetrug", — und dabei predigt er Toleranz!

Alle diese Charakterzüge sind typisch intelligent und waren durchaus vertreten in dem Schriftstellerkreis, in den Tolstoi nunmehr als geachtetes Mitglied eintrat. Wenn er trotzdem sich fast überall im Gegensatz fühlte zu seinen Kollegen von der Feder, so war daran wohl vornehmlich ein gewisser Demokratismus schuld, den jene zur Schau trugen, das heisst ein gewisses grundsätzliches Betonen, sich mit dem Volke, dem ganzen Volke in Einklang wissen zu wollen, dem Tolstoi von jeher verständnislos gegenüberstand. Als Aristokrat vermutete er hinter jedem offen bekannten Demokratismus schlechte Manieren, als Künstler schlechten Geschmack, als Moralist Heuchelei. (Und der Moralist Tolstoi hatte überhaupt keinen anderen Massstab gegenüber den Erscheinungen des Gesellschaftslebens als den russischen Bauern, und von dem hatten diese Städter eben keine Ahnung.) Hinzu kamen Tolstois noch immer nicht völlig überwundene aristokratische Vorurteile, die ihn dazu veranlassten, sich vor allem an die Standesgenossen unter den Schriftstellern zu halten. Das war zunächst Turgenjeff, und gerade mit ihm gestalteten sich die persönlichen Beziehungen ganz besonders schlecht. Es mag dabei an Tolstois Unduldsamkeit den liberalisierenden Schriftstellerkollegen gegenüber auch sein Offiziertum schuld getragen haben, und der Umstand, dass er gerade frisch aus dem Kriege kam. Etwas Verachtung allen „opportunistischen" Theorien gegen-

über hat Tolstoi niemals überwunden, und auch nicht die Neigung, in allen von den seinigen verschiedenen Anschauungen Opportunismus zu wittern. Damals nun verhöhnte Tolstoi geradezu gewisse Ueberzeugungen anderer: „Ich kann nicht anerkennen," sagte er einst zu Turgenjeff, „dass das, was Sie da aussprechen, überhaupt Ihre Ueberzeugung ist. Ich stehe mit Dolch oder Säbel an der Tür und sage: ‚Solange ich lebe, wird niemand hier eintreten!' Das nenne ich Ueberzeugung. Ihr aber, Ihr seid bestrebt, einer vor dem anderen das Wesen Eurer Gedanken zu verbergen, und das nennt Ihr Ueberzeugung!"

So kam es öfter, vornehmlich mit Turgenjeff, zu Zusammenstössen wie folgendem, von dem Grigorowitsch nicht ohne Schadenfreude berichtet: „Tolstoi liegt in dem mittleren Durchgangszimmer auf dem Sofa und schmollt. Turgenjeff aber, die Schösse seines kurzen Jacketts auseinanderbreitend, die Hände in den Hosentaschen, läuft hin und her durch alle drei Zimmer. Um einer Katastrophe vorzubeugen, gehe ich zum Diwan und sage: ‚Mein Täubchen Tolstoi, regen Sie sich doch nicht so auf; Sie wissen gar nicht, wie er Sie schätzt und liebt.' ‚Ich erlaube ihm aber nicht,' entgegnet mit sich blähenden Nüstern Tolstoi, ‚mir irgend etwas zum Spott zu tun. Da geht er doch gerade absichtlich immer wieder an mir vorüber und zeigt mir seine demokratischen Schinken.'"

Uebrigens mag es auch verständlich erscheinen, dass Tolstoi nach jener Epoche unausgesetzter sittlicher Anspannung während der ständigen Todesgefahr im belagerten Sewastopol nunmehr das Bedürfnis fühlte, sich etwas gehen zu lassen. Wenigstens die ersten Wochen hindurch stürzt er sich mit vollen Zügen ins Grossstadtleben. Hinzu kommt freilich, dass Tolstoi als Sewastopoler Held und Sänger sich kaum den Huldigungen der Gesellschaft zu entziehen vermochte: Gastereien, Liebesmähler, Zigeuner, Kartenspiel, so geht das allabendlich

bis zum frühen Morgen, und dann schläft Tolstoi bis tief in den Mittag hinein. Indes dauert diese Bummelzeit nicht lange und scheint auch durchaus frei gewesen zu sein von allen Wüsteneien. Jedenfalls aber hat von nun an Tolstoi keinen Grund mehr, über seine Schüchternheit zu klagen. Eine Teilhaberin an den Schriftstellerzusammenkünften erzählt denn auch: Tolstoi sei keineswegs schüchtern gewesen, habe sich vielmehr, wie es ihr schien, einer gewissen affektierten Ungezwungenheit beflissen. Turgenjeff habe von ihm gesagt: „Nicht ein Wort, nicht eine Bewegung ist natürlich an ihm. Er spielt sich ewig vor uns auf, und es ist mir nur unverständlich, wie ich mir bei einem so gescheiten Menschen alle diese dumme Aufgeblasenheit auf seinen mageren Grafen erklären soll!“ Der Dichter Feth berichtet von seiner damaligen Begegnung mit Tolstoi: Er habe vom ersten Augenblick an im jungen Tolstoi einen unwillkürlichen Widerspruchsgeist wahrgenommen gegen alles allgemein Anerkannte auf dem Gebiete der Urteile. Turgenjeff sei oft in Verzweiflung geraten durch die scheinbar gehaltenen, aber um so beissenderen Antworten Tolstois.

Als dann Turgenjeff nach Paris fährt, fühlt sich Tolstoi vereinsamt und merkt da erst, wie er Turgenjeff geliebt habe, und wie nötig Turgenjeff ihm gewesen sei. Er beklagt sich ständig, dass er „in diesem verfluchten Petersburg zu keiner rechten Arbeit komme,“ vollendet aber nichtsdestoweniger den köstlichen „Schneesturm“ (rein künstlerisch, besonders was die Sprache anbetrifft, von keinem späteren Werke übertroffen), die „Begegnung im Felde“, und vor allem jenen „Morgen eines Gutsbesitzers“, mit dem er uns den letzten Schlüssel zu seiner tief inneren Unruhe und reuigen Selbstverachtung in die Hände gibt.

Am 2. Februar erhält dann Tolstoi die Nachricht vom Tode seines Bruders Dimitri. Gelegentlich von Tolstois Studentenjahren wurde bereits Dimitris seltsames religiös-ernstes

Verhalten auf der Universität erwähnt. Wir nehmen die dort abgebrochene Erzählung wieder auf: Nach Absolvierung der Universität übernahm Dimitri sein ererbtes Gut und gab sich mit allem Eifer der materiellen und sittlichen Förderung seiner Leibeigenen hin. Zudem fühlte er sich verpflichtet, dem Staate zu dienen. Er fuhr zu diesem Zwecke nach Petersburg und setzte dort die hohen Beamten, an die er sich wandte, in Staunen sowohl durch seine Kleidung (er kleidete sich immer nur, um seinen Körper zu verhüllen, und hatte damals, als er seinen Verwandten, den Fürsten Obolensky, besuchte, unter seinem Mantel weder Rock noch Weste an), als auch dadurch, dass er einfach sagte, er sei russischer Adeliger, habe die Universität beendigt, wolle seinem Vaterlande nützlich sein, glaube das am besten im gesetzgeberischen Departement sein zu können und bitte darum, ihm dort eine Stellung zu verschaffen. Obgleich aber Dimitri tatsächlich eine Stelle im gesetzgeberischen Departement erhielt, verliess er dennoch Petersburg gleich wieder: offenbar hatte ihm das Verhalten der Beamten ihm gegenüber bereits die Augen geöffnet. Er führt dann auf dem Gute sein asketisches Leben weiter, enthält sich jeglichen Umgangs mit Frauen (was bei den Versuchungen, denen ein Seelenbesitzer ausgesetzt war, besonders hoch anzurechnen ist), trinkt weder Alkohol noch raucht er, und unterhält keinen anderen Verkehr als mit Mönchen und Gottesleuten. Plötzlich — Dimitri war sechsundzwanzig Jahre alt — verfällt er unter dem Einfluss einer schlechten Bekanntschaft gleichzeitig in alle diese Laster. Schon nach wenigen Wochen kommt er zwar zur Besinnung und sucht sogleich seine moralischen Schulden nach Kräften wieder gutzumachen (unter anderem, indem er die Prostituierte, mit der er den ersten Umgang gehabt hatte, aus dem öffentlichen Hause loskauft und zu sich nimmt). Allein, sein von Hause aus ausserordentlich kräftiger Organismus war bereits zerrüttet. Dimitri erkrankte

an der Schwindsucht, suchte erst auf dem Lande, dann in ausländischen Kurorten Heilung und musste sich schliesslich in Orel niederlegen. Hier hatte ihn Tolstoi nach seiner Rückkehr von Sewastopol zum letzten Male gesehen. „Er war furchtbar," so berichtet Tolstoi in seinen „Erinnerungen", „die gewaltig grosse Hand hing an dem zum Knochen abgemagerten Arme. Das Gesicht bestand nur noch aus Augen, und das waren die gleichen schönen, ernsten Augen, nur dass sie jetzt einen seltsam forschenden Ausdruck hatten. Er hustete ohne Unterlass und spie, und wollte doch nicht sterben, wollte nicht glauben, dass er im Sterben sei. Die pockennarbige, von ihm aus dem Bordell losgekaufte Mascha (sie trug ein Tuch um den Kopf) war bei ihm und sorgte für ihn. In meiner Gegenwart brachte man ihm auf seinen Wunsch ein wundertätiges Heiligenbild. Ich entsinne mich noch seines Gesichtsausdruckes, als er es anbetete . . . Ich war besonders widerlich zu dieser Zeit. Ich kam aus Petersburg, wo ich in der grossen Welt verkehrte, und war voller Eitelkeit. Dimitri tat mir leid, aber doch nur mässig. Ich reiste ab, und er starb wenige Tage darauf. Es scheint mir fast, mir war das Allerunangenehmste an seinem Tode, dass er mich daran hinderte, an einem Schauspiel bei Hofe mitzuwirken, das damals vorbereitet ward, und wozu man mich geladen hatte."

Diese Schilderung — sie entstammt Tolstois letzten Prophetenjahren (1904) — dürfte bei Tolstois bekannter Neigung, sich selber zu verleumden, mit Vorsicht aufgenommen werden. Der Eindruck von seines Bruders Dimitri Leiden und Sterben muss doch wohl ein ganz gewaltiger gewesen sein; hat doch Tolstoi dieses Sterben in einigen Meisterkapiteln der „Anna Karenina" ganz ausführlich bis in die Einzelheiten hinein geschildert, wobei er in den Empfindungen des Levin wohl sicherlich nur sein eigenes Erlebnis gibt.

Am 12. März 1855 beendete dann der Pariser Frieden den

Krimkrieg, und Tolstoi, der die ganze Zeit über sehr wenig Dienst gehabt hatte, konnte nun Urlaub nehmen und rüstet sich gleich zu einer längeren Auslandsreise mit seinem Bruder Nikolai. Vom 13. Mai ist folgender wundervoller Tagebucheintrag datiert:

„Ein mächtiges Mittel zu wahrhaftigem Glück im Leben ist dies: ohne alle Gesetze aus sich selber heraus, nach allen Seiten hin wie die Spinne ein ganzes Netz von Liebe auszubreiten und darin alles einzufangen, was einem gerade in den Weg kommt: die Greisin, das Kind, das Weib und den Polizisten."

Am 17. Mai verlässt Tolstoi Petersburg und verbringt dann den 26. Mai in Moskau in der Familie des Hofarztes Bers, an den Tolstois Jugendgespielin Isleneff verheiratet war, und dessen zweitjüngste Tochter Sofie Andrejewna sechs Jahre später Tolstois Frau werden sollte. In seinem Tagebuche bemerkt Tolstoi an diesem Tage:

„Die Kinder hörten mir zu. Was sind das für heitere, liebe Mädchen!"

Auch seinem Bruder Sergej schrieb er von diesem Besuche: „In Moskau verbrachte ich zehn Tage ausserordentlich angenehm — ohne Champagner und Zigeuner, und ein klein wenig verliebt —, in wen, werde ich Dir später sagen."

Endlich am 28. Mai ist Tolstoi wieder in seinem geliebten Jasnaja Poljana, wo er in üblicher, ihm so vertrauter Weise den Sommer verbringt: immer im Freien liegend, träumend, lesend, die köstliche Natur belauschend, badend, rudernd, hier und da — vorderhand noch zum Vergnügen — die Arbeiten der Bauern teilend; dazu Besuche der Gutsnachbarn und kürzeren oder längeren Gegenbesuch bei ihnen. Tolstoi besucht auch mit seiner Schwester Turgenjeff und war besonders viel im nahegelegenen Sudakowa, wo er sich in Valerie M. verliebte, die dort mit ihrer Tante und zwei Schwestern den Som-

mer verbrachte. Diese Episode bildet bekanntlich den Anlass zu Tolstois Roman „Familienglück", der in vielen Beziehungen die Vorstudie darstellt zu Tolstois Meisterwerk „Anna Karenina". Wir werden dieses Erlebnis im Zusammenhang erzählen, und dann erst Tolstois Lebenslauf wieder aufnehmen.

Es ist schwer, sich ein Urteil zu bilden darüber, ob und wieweit damals der Dichter tatsächlich verliebt war. Der Briefwechsel ist noch nicht veröffentlicht. Der einzige, der ihn einsah, Birjukoff, teilt nur einige Briefe inhaltsweise mit. Wenn aber Tolstoi selber später seiner Tante gesteht, er habe Valerie niemals mit wirklicher Liebe geliebt, sich vielmehr von dem hässlichen Vergnügen leiten lassen, Valerie in sich verliebt zu machen, was ihm eine bisher nie erfahrene Lust bereitet habe, so ist das wohl kaum wörtlich zu nehmen. Wir kennen bereits Tolstois ritterlichen Geist, der ganz instinktiv da, wo in Zusammenhang mit seiner Person Unrecht geschah, stets die ganze Schuld auf sich nahm, und wir wissen zudem, dass dem grossen Dichter eine unwiderstehliche Neigung zur Selbstverleumdung eigen war, und dass er da, wo er sich irgendwo schuldig fühlte, auch gleich bis zur Selbstzerknirschung weiterschritt. Näher dürfte Tolstoi hier der Wahrheit kommen, wenn er nachträglich behauptet, er habe alle Beziehungen zu Valerie abgebrochen, als er erst einmal begriffen hatte, dass er sie nicht so liebte, wie ihm dies erforderlich schien, wenn man ein Ehebündnis beabsichtigt. Wer den wundervollen russischen Sommer kennt, vor allem die unbeschreiblich schönen russischen Sommernächte, in denen alle Poesie webt, und doch jede sinnliche Schwüle fehlt —

„Schlaflose Nächte, ihr,
Sinnlose Nächte, ihr" —

heisst es davon im Liede, — wer selber auf der sogenannten Datsche (das sind mitten im Walde gelegene Holzhäuser) ge-

lebt hat, der weiss, dass hier, wo immer der Zufall Jüngling und Mädchen zusammenführt, sie sich einfach lieben müssen oder wenigstens sich zu lieben glauben müssen, weil die wundervolle Natur das natürliche Liebebedürfnis junger Herzen so steigert, dass sie es ausströmen auf den ersten besten, und dabei oft nur sich selber, die eigene frohe Jugend und die ganze wunderbare Schöpfung lieben in dem, den sie zu lieben glauben. Im Herbste dann, wenn die gelben Blätter fallen, im trüben, grauen Oktober, wenn der Himmel bleiern lastet auf der russischen Erde, da erwacht dann im ewig erregten russischen Gemüte die Reue und damit auch die Enttäuschung. Noch hält man aus Ehrfurcht vor der moralischen Höhe jener Zeit, wohl auch aus Mitleid für den anderen, den man unglücklich wähnt, die längst erkalteten Beziehungen eine Zeitlang aufrecht, bis dann die ersten Bälle neue Freuden, neue Schmerzen bringen. Das ist wohl im allgemeinen der klassische Verlauf des russischen Sommers.

Nun war freilich Tolstoi damals bereits achtundzwanzig Jahre alt. Das ist aber kein Alter gegenüber den Verführungen des russischen Sommers, und zudem war Tolstoi auch ein Dichter, das heisst einer, der immer lieben kann. Und er hatte bisher noch kaum geliebt: als Knabe war er verliebt gewesen in die Gespielin seiner Kindheit, Sonetschka W., dann auf seiner Reise nach dem Süden, in Kasan, hatte Sinaide M. sein Herz gerührt. Ihr Bild begleitete ihn in die Wälder des Kaukasus, bis es weichen musste der unsterblichen Kosakin Marjana. Aber auch ihr Angedenken verweht bald vor den furchtbaren Eindrücken der Kriegszeit. Dann kamen Gewissenskämpfe, Dichternöte und die ganze Drangsal des Lebens. Aber das Herz des Dichters fordert früher oder später seine Rechte. Die Idylle mit Valerie dauert nun bis in den August hinein. Da fährt Valerie nach Moskau, um an den Krönungsfeierlichkeiten Alexanders II. teilzunehmen. Das junge Ding, durch ihre

Tante (ein Hoffräulein) auch bei Hofe eingeführt, amüsiert sich natürlich aufs köstlichste und berichtet davon in ihrer Ahnungslosigkeit Tolstois Tante Jergolsky, die ihr sehr zugetan war und sie gern als Frau des geliebten Neffen gesehen hätte. In Tolstoi erwacht der alte Moralist, diesmal als ein besonders unduldsamer, weil ihn Eifersucht quälte, und als ein schonungsloser, weil er das alles zur Genüge kannte, was das Entzücken des jungen Mädchens ausmacht. Er beginnt zur allerungelegensten Zeit — Valerie zu schulmeistern, ihr von den höchsten Lebensidealen zu erzählen, bald bitter sarkastisch, bald zärtlich nachsichtig wie einem kleinen Kinde gegenüber. Im zweiten Briefe gibt Tolstoi (wir zitieren hier Birjukoff) „dem ganzen Entsetzen seiner Verzweiflung Ausdruck über die nichtigen Interessen des Gegenstandes seiner Liebe." Wir bemerken bereits hier an Tolstoi jenen unleidlichen Hang — er eignet jedem abstrakten Moralisten —, sich ohne weiteres ein Recht anzumassen, in der Seele anderer herumzutrampeln, ohne sich dabei die so naheliegende Frage vorzulegen, wie denn das, was man an dem Geschulmeisterten tadelt, von ihm erlebt werden muss, wie es in seiner Seele verankert liegt, und was es in ihr auszulösen berufen ist.

Dass die Jugend ein Recht hat auf Illusion, weil sie das Bedürfnis empfindet nach ihr, oder besser gesagt, weil die Tatsächlichkeit der Jugend gar nicht das zu geben vermag, dessen sie vor allem bedarf, daran denkt natürlich Tolstoi nicht, der doch selber reichlich Gebrauch gemacht hatte von dem Recht auf Illusion, als er noch so alt war wie Valerie, und der zudem hier vergisst, dass er all dies hier so schonungslos verurteilte, weltliche Vergnügen einst selber bis zur Neige ausgekostet hatte. Die hier selbst einem geliebten Wesen gegenüber sich offenbarende Ehrfurchtslosigkeit vor fremdem Seelenleben und dessen ewigem Verschlossensein für jeden, der es nicht erlebt, diese peinliche Ehrfurchtslosigkeit, die Tolstoi

mit allen abstrakten Moralisten teilt, und die schuld daran trägt, dass die abstrakte Moral so diskreditiert ist im Leben, und zu einer so geringen Rolle verurteilt bleibt in der Wirklichkeit, diese peinliche Ehrfurchtslosigkeit wird später noch den Asketen Tolstoi um den besten Teil seiner Wirkungen bringen.

Zunächst versagt auch hier die Wirkung völlig: Tolstoi bekommt einfach keine Antwort. Er wird unruhig, ahnt wohl, dass er zu weit gegangen ist, schreibt wieder, bittet um Verzeihung und erhält auch solche. Valerie kehrt mit den Ihrigen nach Sudakowa zurück, und ihre Beziehungen zu Tolstoi scheinen ins reine zu kommen. Tolstoi, der, moralisch völlig intakt und von durchaus gesunder Sinnlichkeit, niemals sich verliebt hat, ohne an die Ehe zu denken —, man kann ihm das ruhig glauben, denn er ist ja weit eher geneigt, sich schlechter zu machen, als sich zu schmeicheln — beginnt nunmehr seine Braut systematisch zu erziehen. Dabei erwachen denn doch einige Zweifel in ihm, ob Valerie auch wirklich die richtige ist. Um sich selber zu prüfen, fährt er auf zwei Monate nach Petersburg. Von Moskau aus schreibt er der Geliebten einen erzieherischen Brief über die Bedeutung und den Ernst der ehelichen Beziehungen, und dass man gut daran tue, die gegenseitigen Empfindungen durch eine zeitweilige Trennung auf die Probe zu stellen. (Birjukoff, der allein diesen Brief gelesen hat, bemerkt dazu, es gehe aus ihm hervor, dass das, was man gewöhnlich leidenschaftliche Liebe nennt, bei Tolstoi und Valerie wohl nicht vorhanden gewesen sei.) In Petersburg erfährt Tolstoi „aus sicherer Quelle“ — hätten doch die Klatschmäuler geschwiegen! —, dass seine Valerie zur Krönungszeit in Moskau sich von einem französischen Musiklehrer den Hof habe machen lassen und sich in ihn verliebt habe. Zwar wird Tolstoi versichert, Valerie habe mit dieser Leidenschaft gekämpft und sehr bald alle Beziehungen zu

dem Betreffenden aufgegeben, aber Tolstois Eigenliebe kann dies natürlich nicht verwinden. Er schreibt Valerie einen so bitteren Brief, dass er ihn nicht abzuschicken wagt (er gibt ihn aber später Valerie zu lesen). Dann schreibt er einen zweiten Brief und schickt den auch ab. Dann ist er aber auch darüber unruhig (und wohl mit Recht: man sollte in solchen Dingen überhaupt nicht schreiben, und vor allem sollte der Schriftsteller hier auf der Hut sein: seine Wortkunst verführt ihn leicht zu masslosen Uebertreibungen, da er schon von Berufs wegen beim Schreiben viel zu sehr auf das Wort achtet, als dass er sich eine völlig klare Vorstellung zu bilden vermöchte von dem Eindruck, den es in dem auslöst, an den es gerichtet ist). Am nächsten Tage schreibt Tolstoi noch einen dritten, diesmal ganz ruhigen Brief, und als er auch darauf keine Antwort erhält, fährt er ruhig fort, freundschaftlich-schulmeisternde Briefe zu schreiben. Augenscheinlich ist die ehemals Geliebte für den Moralisten in ihm nur noch Gegenstand der Erziehung, für den Künstler in ihm Vorwurf zu künftiger Dichtung.

Lange Zeit erhält Tolstoi keine Antwort. Sein feines Gewissen beunruhigt sich. Er wird dann aber gleich durch mehrere freundschaftliche Briefe getröstet. Und nun weiht er die einstige Geliebte wie einen alten Kameraden in seine Dichterpläne und in sein Privatleben ein. So wird der Briefwechsel immer weniger zärtlich, es schleicht sich Gezwungenes, Unnatürliches ein, und beide suchen nur noch nach einem ehrlichen Rückzug. Im Dezember schreibt Tolstoi seiner Tante schon aus Moskau:

„Sie schreiben mir von Valerie wiederum in dem gleichen Tone, in dem Sie mir immer von ihr gesprochen haben, und ich antworte auch wiederum wie immer. Ich war kaum abgereist und auch noch eine Woche hinterher, da schien es mir, ich sei das, was man verliebt nennt. Bei meiner Einbildungs-

kraft ist das aber nicht schwer. Jetzt aber, und vor allem, nachdem ich viel gearbeitet habe, möchte ich zwar — und sehr möchte ich es — sagen können: ich sei verliebt oder wenigstens ich liebte. Das ist aber leider nicht der Fall. Das einzige Gefühl, das ich für Valerie hege, ist das des Dankes für ihre Liebe, und dann noch der Gedanke, dass von allen Mädchen, die ich kannte und kenne, sie für mich die beste Frau wäre — wie ich nun einmal vom Familienleben denke. Hierin möchte ich auch gerade Ihre offene Meinung kennen lernen: irre ich oder irre ich nicht, und ich möchte auch Ihre Ratschläge hören, erstens, weil Sie sie kennen und auch mich, und vor allem, weil Sie mich lieben, und die Leute, die lieben, niemals irren. Ich habe freilich in sehr unvollkommener Weise mich selber nachgeprüft: denn seit meiner Abreise führte ich eher ein zurückgezogenes als ein zerstreutes Leben und sah nur wenig Frauen. Aber ungeachtet dessen kam mir oft ein Verdruss über mich selber darüber, dass ich mich überhaupt Valerie genähert habe, und ich bereute das. — Immerhin sage ich, dass, wenn ich mich überzeugt hätte, dass sie eine beständige Natur ist, und mich immer lieben wird, wenn auch nicht so wie jetzt, aber mehr als alle anderen —, ich keinen Augenblick gezögert hätte, sie zu heiraten. Ich bin überzeugt, dass dann meine Liebe zu ihr immer stärker geworden wäre, und dass ich kraft dieses Gefühls aus ihr ein gutes Weib hätte machen können."

Während aber Valeries Briefe immer noch liebevoll sind, werden Tolstois Schreiben jetzt so kalt, dass Valerie sich heftig darüber beklagt. Tolstoi gesteht ein, er habe wiederum geschulmeistert, und er will ihr dann das Wesen der Liebe eben in dieser gegenseitigen Erziehung erklären. Dafür nun zeigt Valerie — und wohl mit Recht — sehr wenig Verständnis. Ihr Instinkt trügt sie nicht. Da ändert denn Tolstoi den Ton und schreibt einfach als Freund. Drei Wochen schreiben sie

sich gar nicht. Kurz darauf bittet sie ihn, ihr überhaupt nicht mehr zu schreiben. Daraufhin schreibt Tolstoi einen reuevollen Brief, worin er sich in allem schuldig bekennt (und wobei, wie Birjukoff, der allein diesen Brief gelesen hat, meint, Tolstoi es verstanden habe, „in rührenden Ausdrücken völlige Demut zu vereinigen mit menschlicher Würde"). Tolstoi teilt Valerie noch mit, dass er ins Ausland reise und ihr seine Pariser Adresse schicken werde, und bittet sie, ihm dahin zu schreiben. Es scheint, dass Tolstois Schwester ihn von der Ehe mit Valerie abgeraten habe. Die Tante Jergolsky hingegen war enttäuscht. Tolstoi schreibt ihr kurz vor seiner Abreise ins Ausland: „Es scheint mir, ich habe mich schlecht benommen in Hinsicht auf Valerie, wenn ich sie aber jetzt aufsuchen würde, wäre das wohl noch schlechter gehandelt. Wie ich Ihnen schrieb, bin ich ihr gegenüber nicht nur völlig gleichgültig, ich fühle zudem, dass ich weder sie, noch mich länger betrügen kann. Würde ich sie jetzt besuchen, so würde ich vielleicht, aus Charakterschwäche, mich wiederum betrügen . . . Ich habe ganz einfach eingesehen, dass ich mich selber täuschte, und dass ich niemals das leiseste Gefühl für Valerie hegte noch hegen werde. Das einzige, was mir Kummer bereitet, ist, dass ich dem Fräulein unrecht tat."

Tolstoi reiste denn auch ins Ausland ab und richtet aus Paris, wohin ihm Valerie geschrieben hatte, einen Abschiedsbrief an sie, worin er — wiederum nach Birjukoff — von seinem Gefühle als von etwas Vergangenem, Irrtümlichem spricht, für die erwiesene Freundschaft dankt und alles Glück wünscht. Der Tante Jergolsky, die ihm wiederum Vorwürfe macht, schreibt Tolstoi dann noch ebenfalls von Paris aus: „Ich sehe wirklich nicht ein, weshalb ein junger Mensch durchaus in ein junges Mädchen verliebt sein soll und sie heiraten muss und keinerlei rein freundschaftliche Beziehungen unterhalten darf

mit ihr. Freundschaft und Interesse würde ich aber immer empfinden für Valerie."

Damit war diese Episode zu Ende, deren künstlerischen Niederschlag wir im „Familienglück" ansprechen dürfen.

Kehren wir nunmehr zu Tolstois Lebenslauf zurück. Wir hatten ihn in Jasnaja Poljana verlassen im Sommer 1856. Im September dieses Jahres erkrankt er ernstlich, wie es scheint, an einer Lungenentzündung. Zwei Aerzte sind um ihn, was — auf dem Lande — für den Ernst der Lage spricht. Vierzig Blutigel werden Tolstoi gesetzt. Er erholt sich langsam und klagt noch einige Wochen lang über Schwere in der Brust und Stechen, namentlich am Abend. Tolstoi beabsichtigt bereits, sich nach Moskau zur Heilung zu begeben. Allmählich bessert sich aber sein Zustand, und wir finden Tolstoi bereits Ende Oktober in Petersburg, wo er klagt, dass alles schlecht gehe, niemand dort sei, den er liebe, und wo er sich sogar eine absprechende Kritik seiner „Kriegsnovellen" sehr zu Herzen nimmt. Zudem hat auch der Grossfürst Michael von Tolstois Sewastopoler Spottgedicht erfahren. Doch scheint Tolstois Auseinandersetzung darüber mit General Konstantinoff die Sache in Ordnung gebracht zu haben. Auch alles andere kommt glücklich ins reine. Tolstois Gesundheit kräftigt sich. Ein berühmter Petersburger Spezialist, den er aufsucht, findet seine Lunge völlig intakt. Am 26. November erhält auch Tolstoi endlich den langerwarteten Abschied. (Vorher war es ihm noch gelungen, dank seiner grossen Verbindungen, seinen Sewastopoler Batteriechef vor einer Anklage zu bewahren.)

Von nun an ist Tolstoi freier Schriftsteller. Wenn er nun auch nachträglich über seine Schriftstellergenossen wenig schonungsvoll und zum Teil äusserst ungerecht geurteilt hat, und stets unter ihnen der Hecht im Karpfenteich war, so galt er

doch als ein geachtetes Mitglied des Kreises vom „Zeitgenossen“ und nahm sich auch voll und ganz der Schriftstellerinteressen an. So erfahren wir nachträglich aus seinen Tagebüchern, dass aus seiner — nicht wie bisher angenommen wurde aus Drushinins Initiative — der sogenannte „Literaturfond“ hervorging: eine Gesellschaft zur Unterstützung von Schriftstellern und deren Angehörigen, die bis auf den heutigen Tag besteht und viel Gutes gewirkt hat.

Tolstois grosser künstlerischer Eindruck dieses Winters (1856) geht von Puschkin aus, dessen „Zigeuner“ Tolstoi bezeichnenderweise in der französischen Prosa-Uebersetzung des Mérimée kennen gelernt hatte, und wovon er völlig besessen war. Wir finden darüber folgenden Tagebucheintrag vom 4. Januar 1857:

„Ich speiste zu Mittag allein mit Panajeff. Er las mir aus Puschkin vor. Ich ging in sein Kabinett und schrieb dort einen Brief an Turgenjeff, setzte mich dann auf das Sofa und brach in ursachlose, aber selige poetische Tränen aus. Ich bin entschieden glücklich die ganze Zeit über, und berausche mich an der Schnelligkeit meiner sittlichen Fortschritte!“

Wir haben bereits weiter oben hingewiesen auf die künstlerische Verwandtschaft zwischen Puschkin und Tolstoi. Beide sind geborene Klassiker. Bei Puschkin, dem eigentlichen Vater der russischen Literatur, erscheint die strenge Klarheit des Ausdrucks, das Weglassen alles Entbehrlichen, das instinktsichere Einreihen jedes Wortes und jedes Satzes in ein wohlgefügtes Ganze, das nicht mehr die geringste Aenderung verträgt, noch bisweilen als etwas dem russischen Genius Fremdartiges. Die dazwischen liegenden russischen Wortkünstler Lermontoff, Gogol, Dostojewski und Turgenjeff gingen andere Wege. Tolstoi erst vollendet das Werk Puschkins: er zeigte wiederum die Möglichkeit einer klassischen russischen Kunst. Er versöhnte den Klassizismus mit der russischen Dichtung, oder vielmehr besser ge-

sagt, er fand erst den eigentlich russischen Klassizismus. Und dieser russische Klassizismus hat seine ganz besonderen Merkmale. Er bedeutet wohl eine Bereicherung des klassischen Stiles an sich. Der russische Klassizismus beruht ja, so scheint es mir, in einer ganz bestimmten geschlossenen Einheitlichkeit aller Kompositionselemente, ein jedes für sich genommen. Sie alle sind innerlich so einander verwandt, dass man sie beliebig aneinanderreihen zu können glaubt und doch sicher ist, ein einheitliches Ganze zu erhalten. Besonders charakteristisch für den russischen Klassizismus erscheint mir dabei die scheinbar völlig gleichartige Behandlung oder, vielleicht besser gesagt, die nahtlose Verschmelzung der Schilderungen von Gegenständen und äusseren Vorgängen und der Deutungen seelischer Begebnisse. Angestrebt finden wir diese Einheit freilich in jeder klassischen Kunst, aber erst in der russischen findet sie ihre Vollendung.

Es wird weiter unten davon noch ausführlicher die Rede sein müssen. Nur soviel sei hier bereits betont: der russische Klassizismus ist wie jeder andere Klassizismus durchaus Sache des Charakters: er kann nur hervorgehen aus einer gewissen inneren Festigkeit und Sicherheit. Nur, wo die vorhanden sind, werden die Dinge so souverän beherrscht, dass sie den Abglanz innerer Ordnung an sich tragen müssen. Tolstoi war innerlich gefestigt, sein Weg lag klar vorgezeichnet vor ihm für sein ganzes späteres Leben, als er seine klassischen Novellen zu schreiben begann. Es fehlte ihm bloss noch die Nachprüfung seiner Richtungen am Leben, die Bereicherung seines Seeleninventars. Danach sucht er nun in der folgenden Epoche seines Lebens, die wir seine eigentlichen Wanderjahre nennen könnten, wenn nicht das ganze Leben eines rastlos strebenden Menschen Wanderjahre genannt werden müsste.

Fünftes Kapitel

Die erste Auslandsreise

Am 29. Januar 1857 verlässt Tolstoi Moskau, fährt mit der Post bis Warschau, und von dort mit der Eisenbahn nach Paris, wo er am 21. Februar anlangt. Deutschland hat ihn dabei auf der Durchfahrt so interessiert, dass er beschloss, auf der Rückreise länger dort zu verweilen. In Paris fand Turgenjeff, dass Tolstoi sich ausserordentlich zu seinem Vorteil verändert habe: „Dieser Mensch wird weit gehen und eine tiefe Spur hinterlassen," schreibt er einem Freunde. Dabei bleiben die persönlichen Beziehungen zwischen Tolstoi und Turgenjeff wie immer grossen Schwankungen unterworfen. Tolstoi verbringt dabei seine Tage in Paris aufs angeregteste. Täglich sagt er sich, er habe gut daran getan, ins Ausland zu reisen. Trotzdem er kaum in Gesellschaft geht und weder die literarische Welt, noch die Welt der Cafés und öffentlichen Bälle aufsucht, findet er täglich eine solche Menge neuer und Teilnahme verdienender Dinge, dass er alle Abend bedauert, dass der Tag so rasch verlief, und es ihm nicht vergönnt war, alles das auszuführen, was er sich vorgenommen hatte. In dieser lebhaften Teilnahme an allem, was um ihn herum vorging, unterschied sich Tolstoi aufs vorteilhafteste von seinen in Paris weilenden Landsleuten und Freunden Turgenjeff und Nekrassoff, „die", wie er sagt, „immer wie im Nebel einhergehen, ewig bekümmert sind, sich ständig beklagen, dabei gar nichts tun und nur seufzen unter der eigenen Verzagtheit". Tolstoi ist überhaupt der Nicht-Pessimist und der Nicht-Melancholiker unter den russischen Schriftstellern: seine Seele war wohl reicher als die der anderen, und die jedesmalige Fülle neuer Eindrücke liess ihn gar nicht dazu kommen, sich irgendeiner schwermütigen Anwandlung bewusst zu werden. Dass Tolstoi dabei

niemals abstumpfte, war wohl die Folge einer ausserordentlichen seelischen und körperlichen Gesundheit. Alles das: handelnde Weltbejahung, nie versagende geistige und seelische Aufnahmebereitschaft, ein Leben in der Gegenwart im besten Sinne — hier berührt sich Tolstoi durchaus mit Goethe — bringt nicht nur Tolstois innere Verwandtschaft mit dem einfachen Volke zum Ausdruck, das alles bildet wohl auch die Veranlassung für ihn, dem einfachen Volke näherzutreten, und es so immer eingehender zu begreifen und sich in ihm. Für Tolstoi war dabei, wie für jeden gesunden Mann aus dem Volke, jeder Tag ein neuer Tag.

Im März unternimmt Tolstoi mit Turgenjeff einen Ausflug nach Dijon und schreibt dort die ergreifende Musikernovelle „Albert", die, sich gründend auf ein Erlebnis aus Tolstois erster Petersburger Zeit, das Hohelied ist auf die heilige Harmlosigkeit und die unerschütterliche Unschuld der Künstlernatur, und damit sicherlich auch ein Stück Selbstbekenntnis enthält.

Am 5. April 1857 wird Tolstoi einer der stärksten und bestimmendsten Eindrücke seines Lebens: er wohnt einer Hinrichtung bei. In seinem Tagebuche vom 6. April 1857 schreibt er: „Ich stand gestern gegen sieben Uhr auf und fuhr, die Hinrichtung anzusehen. Der dicke, weisse, gesunde Hals ... und die Brust ... Er küsste das Evangelium und dann ... der Tod. Was für eine Sinnlosigkeit! — Ich bin kein Politiker. Moral und Kunst. Ich verstehe, ich liebe, ich kann . . . Die Guillotine liess mich lange nicht schlafen und zwang mich, Umschau zu halten!" Zweiundzwanzig Jahre später, in der „Beichte", gedenkt Tolstoi noch einmal dieses Erlebnisses: „Als ich mich in Paris aufhielt, verriet mir der Anblick einer Hinrichtung die ganze Unsicherheit meines Fortschrittsaberglaubens. Als ich sah, wie der Kopf sich vom Körper trennte, und ich beide zu gleicher Zeit in der Kiste aufschlagen hörte, begriff ich — nicht mit dem Verstande, vielmehr mit meinem

ganzen Wesen —, dass keinerlei Theorien von der Vernünftigkeit des sich verwirklichenden Fortschritts diese Tat zu rechtfertigen imstande seien, und dass, wenn alle Menschen in der ganzen Welt nach allen möglichen Theorien und vom Beginn der Welt an fänden, dass das so notwendig sei, — ich weiss, dass das nicht nötig ist, dass das schlecht ist, und dass darum der Richter darüber, was gut und was böse ist, nicht das ist, was die Leute sprechen und tun, und auch nicht der Fortschritt, vielmehr ich selber mit meinem Herzen!"

Wer möchte das nicht Wort für Wort unterschreiben! Hier, im Kampfe gegen die frivolste Anmassung des Menschen über den Menschen, im Kampfe gegen die Todesstrafe, ist Tolstoi der mächtigsten Stimmführer einer geworden. Einer von denen, die immer wieder hinwiesen darauf, dass es sich hier gar nicht ausschliesslich um das Leben einiger weniger Menschen handelt — wenn auch ein jedes von ihnen unendlich wertvoll ist. Nein, die Todesstrafe ist und bleibt eine Einrichtung, die in einem derartigen Widerspruch steht zu allen den sittlichen Richtungen, die wir Europäer, wenigstens in der Theorie, unserem Einzel- und Gesellschaftsdasein zugrunde gelegt haben, dass, wer sie, die Todesstrafe, auch nur in Gedanken bejaht, zu einem solchen Zwiespalt mit sich selber gelangen muss, dass früher oder später die Gefahr an ihn herantritt, sittlich führerlos zu werden. Denn keines Menschen Verstand kommt ja darüber hinaus, dass es keinen Frevel geben kann, der grösser ist, keine Gotteslästerung, die furchtbarer wäre, als wenn ein Mensch sich anmasst, Gottes unfassbares Wunderwerk, den Mitmenschen, zu vernichten! Ein Wunderwerk, das einmal zerstört, keine Weisheit der Welt wiederherzustellen vermag, und dessen Wirkungen in die Ewigkeit hinein keines Menschen Geist sich vorzustellen imstande ist. Denn der Mensch bleibt ein Werdender, solange er lebt. Solange er atmet, könnte er Gott begegnen. Und niemand begeht ärgeren Frevel, als wer

einem Menschen die Möglichkeit raubt, seinem Gott zu begegnen. Der Mensch, der das tut, lädt damit eine Schuld auf sich vor der Unendlichkeit, die in ihren Folgen unberechenbar bleibt. Ganz abgesehen davon, dass jeder Mensch schon allein darum der Menschheit von höchstem Werte zu sein vermag, dass er sich von einem einzigartigen Standpunkte aus mit so nie wiederkehrenden Weltenausschnitten auseinandersetzen muss, und dass er somit — ob er es will oder nicht — die menschliche Anlage zu einem nur ihm zugänglichen Teile ausbildet, und dabei auf Findungen stossen kann, die Erlösung bedeuten könnten der leidenden Menschheit. Darum gibt es nichts, was geistloser wäre und nichts, was frevlere Gotteslästerung bedeutete, als der Mord des Menschen durch den Menschen, von welcher Seite er auch geschieht. Freilich müssen wir es hier zu unserem Leidwesen aussprechen: Tolstoi wäre ein weit mächtigerer Anwalt geworden gegen die Todesstrafe, wenn er sich nicht — die Gründe habe ich weiter oben zu deuten versucht — jederzeit zugetraut hätte, in den Seelen der Mitmenschen zu lesen, um dann ohne weiteres schlechte Beweggründe bei denen anzunehmen, die anderer Meinung waren wie er über das, was den Menschen frommt: Tolstoi vermochte sich eben niemals vorzustellen, dass man hier auch anders erleben kann wie er. So ward Tolstoi einer der furchtbarsten Geistesdespoten: er drohte mit Verachtung, nannte die, die anderer Meinung waren, lächerliche Selbstbetrüger und übte so eine der schwersten seelischen Gewalttaten. Und darum beraubt der Prophet Tolstoi sich auch zu einem grossen Teile des Rechtes, gegen die Todesstrafe zu eifern. Immerhin war aber sein Eintreten hier, da die Welt nun einmal auf ihn hörte, von grosser Wirkung, und es kam dabei aus aufrichtigem, an Menschheitswunden blutendem Herzen.

Tolstoi hatte vor, nach Rom zu reisen, schiebt aber diese Reise bis zum Herbst auf und begibt sich noch im Frühling

nach Genf, wo er sich mit seinen Freunden Botkin und Drushinin trifft, mit ihnen einen Ausflug nach Piemont unternimmt und sich dann für einige Zeit in Clarens am Genfer See niederlässt, „in demselben Dorfe, wo Rousseaus Julia lebte". Er ist ganz entzückt von der herrlichen Natur, und vermag kaum die Augen wegzuwenden von dem See und seinen Ufern. Den ganzen Tag bringt er auf Spaziergängen zu oder am offenen Fenster sitzend. Diesmal findet Tolstoi auch sehr angenehme russische Gesellschaft: alle haben ihn liebgewonnen, was er zwar nicht begreift, aber fühlt, und weshalb es ihm so warm und schön vorkommt, dass er gar nicht an die Abreise denken will. Von seinen damaligen Gefährten wird Tolstoi als ausgelassen lustig geschildert. In Gesellschaft der anderen jungen Russen vollführt er tolle, aber immer harmlose Streiche; sehr charakteristisch für den ewigen Selbstpeiniger bleibt es dabei, dass Tolstoi auch von hier aus in einem Briefe vor allem die Leichtigkeit rühmt, mit der man in dieser herrlichen Natur die eigene widerliche Person zu vergessen vermag.

In Clarens weilt Tolstoi ungefähr zwei Monate, und beschliesst dann, die Reise zu Fuss fortzusetzen. Von jeher ein grosser Kinderfreund — wie jeder echte Dichter — bittet er sich den zehnjährigen Sohn einer ihm befreundeten russischen Familie als Gefährten aus zu seiner Wanderung in die Berge. (Wer denkt dabei nicht an Goethes Harzreise in Gesellschaft des zehnjährigen Fritz von Stein, und daran, dass Goethe nachträglich lebhaft bedauerte, dass er nicht Fritz mit nach Italien genommen habe.) Es ist, als ob der Dichter eine junge Seele neben sich braucht, damit die in aller Reinheit und Unmittelbarkeit das in sich widerspiegle und somit den Dichter nacherleben lasse, was in des Dichters Seele bereits getrübt erscheint, gebrochen durch das Prisma aller Zugeständnisse an das Leben, aller Reue und aller unabschüttelbarer Vergangenheit, die sich — so scheint es dem Gewissensfeinen

— mit beschmutzenden Fingern überall anhängt an Gottes Schöpfung. Vielleicht auch nur, dass der Dichter deshalb die Gesellschaft von Kindern vorzieht, weil er sich mitzuteilen liebt und dabei nicht auf persönliche Berechnung, auf allerlei Selbstsüchte stossen möchte bei dem, dem er sich mitteilt. Erst wollten nur Tolstoi und sein Reisegefährte durch die Schlucht von Jaman nach Freiburg wandern. Aber bereits nach einer Tagereise wurden sie anderen Sinnes, und bogen nach Chateau D'Oex ab, von wo sie dann mit der Post nach Thun fahren.

Ueber die Eindrücke seines Aufenthaltes am Genfer See äussert sich Tolstoi in seinem Tagebuch: „Seltsam, ich lebte zwei Monate in Clarens, aber jedesmal, wenn ich morgens oder besonders gegen abend die Läden des Fensters öffnete, in das bereits Schatten fielen, und auf den See und weiterhin auf die blauen Berge blickte, die sich widerspiegeln in ihm, so blendete mich alle die Schönheit und wirkte augenblicklich auf mich ein in unerwarteter Stärke. Sogleich wollte es in mir lieben, ich fühlte geradezu in mir aufsteigen die Liebe zu mir und bedauerte das Vergangene, hoffte auf die Zukunft, und es ward mir eine Lust, zu leben. Ich wünschte zu leben, lange, lange, und ein kindischer poetischer Schrecken kam über mich, wenn ich an den Tod dachte. Manches Mal sogar, wenn ich allein im schattigen Gärtchen sass, und immer wieder hinblickte auf diese Ufer und diesen See, fühlte ich gleich wie einen körperlichen Vorgang, wie alle diese Schönheit sich durch meine Augen in meine Seele ergoss!"

Im Juli ist Tolstoi wieder allein in Luzern und trägt sich mit grossen Reiseplänen: „Das sind aber alles Pläne, die ich wahrscheinlich nicht ausführen werde bei meiner wechselnden Laune," schreibt er der Tante. Dabei nutzt er die Zeit zur Arbeit, „die schlecht geht wie immer im Sommer". Tolstoi, der wie Goethe sehr dem Einflusse der Witterung unterlag, und

den der Frühling stets „moralisch erneute", war im Sommer in ständiger Unruhe um jeden Sonnenstrahl — er hat nur einen einzigen Sommer in seinem ganzen Leben in der Stadt zugebracht —, auch beschäftigte ihn das Leben in der sommerlichen Natur derart, dass er nicht die Sammlung zur Arbeit fand. Der Herbst wiederum mit seinem traurigen Absterben stimmte ihn mutlos. Tolstois beste Arbeitszeit war stets die zweite Hälfte des Winters, wenn die Natur noch schläft, noch nicht ihn ablenkte, dafür aber schon Frühlingshoffnung in der Luft liegt. In dieser kurzen Zeitspanne des Jahres muss Tolstois Arbeitskraft eine unerhörte gewesen sein. Alle seine Meisterwerke sind dann entstanden.

Bei diesem Luzerner Aufenthalt hatte Tolstoi jenes Erlebnis, das er seiner Novelle „Luzern" zugrunde gelegt hat. Dem Gedanken nach eine Fortsetzung des im „Albert" angeschlagenen Themas von der Unschuld des Künstlers, der aller Eitelkeit fernsteht, lässt die Novelle „Luzern" mehr wie alle bisherigen (mit Ausnahme von „Der Morgen eines Gutsbesitzers") den späteren Lebenslauf des Dichters verständlich erscheinen und wirft dabei auch noch auf seinen damaligen Charakter helle Streiflichter. Schon daraus, dass diese Novelle den Untertitel führt „Aus den Aufzeichnungen des Fürsten Nechludoff" (in welcher Person Tolstoi, wie wir uns erinnern, sein ernstes, von ihm gebilligtes Ich zu gestalten pflegte) können wir auf Autobiographisches schliessen. Tolstoi stimmte eine schöne Natur stets weihevoll, gerührt und mitleidig. Er war daher von Anfang an in Luzern geärgert durch die steife, englische Gesellschaft im „Schweizerhof", wo er abgestiegen war. Nun trug sich eines Abends folgendes zu: „Am 7. Juli 1857 sang in Luzern vor dem Hotel „Schweizerhof", in dem die allerreichsten Leute abzusteigen pflegen, ein armer, fahrender Sänger wohl eine halbe Stunde lang seine Lieder, und spielte dazu auf der Guitarre. Ungefähr hundert Personen hör-

ten ihm zu. Der Sänger bat dreimal alle, ihm etwas zu geben. Kein Mensch gab ihm irgend etwas, und viele lachten ihn aus!" (Aus „Luzern".) Tolstoi folgte dem Sänger, als der traurig fortging, nahm ihn mit sich ins Hotel zurück, wobei er sich erst ruhig von dem Portier in die Kutscherstube weisen liess, und dort Champagner bestellte. Dann aber, erzürnt durch das hochmütige Wesen der Kellnerschaft, verlangte Tolstoi mit dem Sänger in das Hauptrestaurant zugelassen zu werden, was denn auch geschah, und wodurch er freilich nur den armen Sänger in Verlegenheit setzte. Nachdem Tolstoi dann nach weidlichem Schimpfen auf das Hotelpersonal, und nicht ohne am Eingange des Hotels wie unabsichtlich einigen englischen Lords Rippenstösse versetzt zu haben, Arm in Arm mit dem Sänger das Restaurant verlassen hatte, begleitete er den noch ein Stück des Weges, um dann, zurückgekehrt, am offenen Fenster seinen Gedanken nachzuhängen, der fernen Stimme des Sängers lauschend:

„Nein," sprach es unwillkürlich in mir, „du hast weder das Recht, den armen Sänger zu bedauern, noch unwillig zu sein über das Wohlleben dieser Lords. Wer hat das innere Glück erwogen, das in der Seele eines jeden von diesen Leuten wohnt? Er sitzt jetzt irgendwo auf einer schmutzigen Türschwelle, blickt auf den strahlenden Mondhimmel und singt freudig inmitten der stillen, duftenden Nacht. In seiner Seele ist weder Vorwurf, noch Zorn, noch Reue. Wer aber weiss, was in der Seele aller dieser Leute vor sich geht, dort hinter diesen hohen, reichen Mauern. Wer weiss? Ist wohl in ihnen allen zusammengenommen soviel sorglose sanfte Lebensfreude, soviel Eintracht mit dem Leben wie in der Seele dieses bescheidenen Menschen? ... Unendlich ist die Gnade und Weisheit dessen, der erlaubt und befiehlt, dass alle diese Widersprüche im Leben sind. Dir nur, dem nichtigen Wurm, der frech sich anmasst, „Seine" Gesetze zu durchdringen und „Seine" Absichten, dir

nur scheinen Widersprüche zu sein. „Er" blickt sanft herab von „Seiner" lichten, unermesslichen Höhe und freut sich der grenzenlosen Harmonie, in der wir alle widerspruchsvoll uns bewegen, ohne den Ausgang zu finden. In deinem Stolze glaubtest du dich herausreissen zu können aus den Gesetzen des Alls. Nein! Auch du und dein kleinlicher, nichtiger Zorn auf die Lakaien dort, auch du hast nur geantwortet auf das harmonische Bedürfnis des Ewigen und Endlosen!" (Aus „Luzern".)

Von Luzern reist Tolstoi dem Rheinstrom nach über Schaffhausen, Baden, Stuttgart, Frankfurt nach Berlin. Am 8. August verlässt er dann mit dem Dampfer Stettin, und trifft am 11. August in Petersburg ein, wo er etwa eine Woche verweilt und Nekrassoff seine Novelle „Luzern" überreicht, und von wo er, fast ohne Aufenthalt in Moskau zu nehmen, über Tula nach Jasnaja Poljana zurückkehrt. Es drängt ihn der Heimat zu, denn seine Seele war voll von Plänen und Entschlüssen. Tolstoi war überhaupt eine viel zu tätige Natur, um es irgendwie länger auf Reisen aushalten zu können: alles, was er da draussen sah, war ihm im Grunde nur Lehre für zu hause, wenn ihm auch das Zuhause schliesslich sich auswuchs zu Russland und späterhin zur ganzen Welt. Gleich nach seiner Rückkehr finden wir denn auch folgende Tagebucheinzeichnung: „So habe ich während der Reise meine Berufung beschränkt: Hauptsache: die literarischen Arbeiten, dann die Familienverpflichtungen, dann die Landwirtschaft; die Landwirtschaft muss ich aber in den Händen des Aeltesten lassen, soweit als das möglich ist; sie nur mildern, sie verbessern und nur zweitausend Rubel für mich selber verbrauchen, das andere für die Bauern verwenden. Die Hauptsache — mein Stein des Anstosses ist die Eitelkeit des Liberalismus. Nur so leben für sich — eine gute Tat am Tage und damit genug . . . Die Aufopferung besteht nicht darin: „Nehmt von mir, was ihr

wollt!" Vielmehr darin: „Mühe dich, denke nach, überlege bis zur Verschlagenheit, wie du dich hingeben sollst!"

Sechstes Kapitel

Zwischenzeit in der Heimat vor der zweiten Auslandsreise

Zu Hause gibt sich Tolstoi zunächst dem Lesen hin. Unter anderem liest er wiederum das Evangelium und die Ilias: „Ich bin hingelangt bis zum ganz unvorstellbar herrlichen Schluss der Ilias." Es kommt ihm die Idee, beide Bücher zu vergleichen: „Wie konnte nur Homer nicht wissen, dass das Gute — die Liebe ist!" rief er aus und antwortete dann selber: „Das ist Offenbarung, es gibt keine bessere Erklärung!"

Mitte Oktober siedelt Tolstoi mit seinem ältesten Bruder Nikolai und seiner Schwester Marie nach Moskau über. Von hier aus reist er dann zunächst in schriftstellerischen Angelegenheiten für einige Tage nach Petersburg. Seine Erzählung „Luzern" war im Septemberheft des „Zeitgenossen" erschienen, aber von der Kritik missverstanden worden und vom Publikum unbeachtet geblieben. Ueberhaupt musste wohl damals Tolstois Ruhm etwas verblassen. Bei dem Heisshunger, mit dem sich die endlich mündig gesprochene russische Gesellschaft auf alles politisch Reformatorische stürzte, blieb nicht viel Interesse übrig für rein künstlerische Leistungen, wie diejenigen Tolstois, zumal wenn solche auch nicht das geringste Entgegenkommen der herrschenden Geistesrichtung des Liberalismus gegenüber zeigten. Selinsky, der eine Sammlung der kritischen Aufsätze über Tolstoi herausgab, findet denn auch von 1857—1861 keine einzige Kritik Tolstoischer Werke. Und doch erschienen gerade damals von ihm solche Meisterwerke,

wie „Jugendzeit", „Drei Tode", „Familienglück" und andere. Tolstoi hat wohl unter dieser Gleichgültigkeit der Kritik und des Publikums anfänglich gelitten, sich aber in seiner kräftigen, männlichen Art rasch damit abzufinden gewusst, wie wir aus folgendem Tagebucheintrag schliessen dürfen: „Petersburg hat mich anfangs betrübt, dann geheilt. Mein Ruhm ist gefallen und rasselt nur noch kaum hörbar. Und ich war darüber in meinem Innersten heftig bekümmert. Jetzt aber bin ich ruhig — ich weiss, dass ich etwas zu sagen habe, und dass mir die Kraft ward, es kraftvoll zu sagen —; hernach: „Publikum, sprich, was du willst!" Man muss nur gewissenhaft arbeiten, alle Kräfte anspannen, dann . . . mögen sie dann nur auf den Altar speien!" Im übrigen war dieser Moskauer Winter — wohl immer noch infolge der vorhergegangenen Kriegsjahre mit ihrer moralischen Anspannung — für Tolstoi eine Zeit harmloser, gesellschaftlicher Vergnügungen. Sein körperliches Wohlbefinden und seine Manneskraft müssen damals sich auf jener Höhe befunden haben, wo der Mann nach starken Anstrengungen verlangt. Jedenfalls nahm Tolstoi an den damals in Mode kommenden gymnastischen Uebungen lebhaft Anteil, und soll der Neunundzwanzigjährige durch seine Kraft und Gewandtheit Aufsehen erregt haben in den Turnsälen. Auch gab Tolstoi damals vorübergehend wieder etwas auf elegantes Aeussere: Zeitgenossen erinnern sich seiner als einer äusserst forschen Erscheinung, wenn er in polnischer Pelzjacke und grauem Biberkragen, den glänzenden Hut schief auf die dunkelroten Haare gedrückt, mit modischem Spazierstock einherschritt. Im Januar (1858) ist Tolstoi zu kurzem Aufenthalt bei der Cousine seiner Mutter, einer alten Fürstin Wolkonsky, wo er die „Drei Tode" vollendet, und von wo er die besten Erinnerungen mitbringt. In dieser seiner Moskauer Zeit hat sich Tolstoi auch wiederum viel mit Musik beschäftigt und mit Botkin, Perfilieff und Mortier (demselben französischen

Musiklehrer, in den sich Valerie einst verliebt hatte) eine musikalische Gesellschaft gegründet, die zunächst in Privatsälen Konzerte veranstaltete, und aus der später, dank der Energie Nikolai Rubinsteins, das Moskauer Konservatorium hervorging. Aus dem damaligen Moskauer Bekanntenkreise Tolstois wird noch erwähnt der berühmte Panslavist und Romanschriftsteller S. T. Aksakoff. Im Februar ist dann Tolstoi auf kurze Zeit auf seinem Gute. Von dort kehrt er nach Moskau zurück, verweilt dann einige Wochen in literarischen Angelegenheiten in Petersburg, um endlich im April zum Sommeraufenthalt nach seinem geliebten Jasnaja Poljana überzusiedeln. Wie immer übt der Frühling auf ihn seinen ganzen Zauber, diesmal, wo wir einen tadellosen Gesundheitszustand bei Tolstoi annehmen dürfen, vielleicht ganz besonders. Wenigstens will es so scheinen nach dem Briefe, den er an sein „Grossmütterchen" richtete (die Gräfin A. A. Tolstoi, eine entfernte Verwandte, Hoffräulein und Erzieherin der kaiserlichen Kinder, mit der sich Tolstoi in der Schweiz ausserordentlich angefreundet hatte, und an die er in der Folge, namentlich bis zu seiner Ehe, seine ergreifendsten Briefe gerichtet hat. [Sie sind jetzt deutsch erschienen bei Georg Müller, München.]). „Grossmütterchen! Der Frühling! Herrlich ist es jetzt auf der Welt zu leben für gute Menschen. Sogar solchen wie ich einer bin, wird es froh zumute! In der Natur, in der Luft, in allem — Hoffnung, Zukunft und herrliche Zukunft! — — — — Manchmal irrt man und glaubt, nicht nur die Natur erwarte Zukunft und Glück. Auch Dich, Dich selber — und dann wird es einem froh zumute. Ich bin eben in solcher Stimmung, und mit der mir eigenen Selbstsucht beeile ich mich, Ihnen von Dingen zu schreiben, die nur für mich interessant sind. Ich weiss sehr gut, wenn ich gesund überlege, dass ich eine alte, durchfrorene und dazu noch unter Sauce gekochte Kartoffel bin. Aber der Frühling wirkt so auf mich ein, dass ich mich manchmal ertappe

ganz versunken in die Vorstellung, ich sei eine Pflanze, die jetzt eben erst sich entfaltet mit anderen zusammen und ruhig, einfach und friedlich wachsen wird im Gotteslichte. Bei solchem Anlasse, zu dieser Zeit geht ein derartiges inneres Aufräumen, Reinigen und Ordnen in mir vor, wie es sich niemand vorzustellen vermag, der nicht selber diese Gefühle erfahren hat. Alles Alte — fort damit! Alle Bedingtheiten der Welt, alle Faulheit, alle Selbstsucht, alle Laster, alle verwirrten, unklaren Bande, alles Mitleid, alle Reue fort damit — fort damit? Gebt Raum dem ungewöhnlichen Blümchen, das die Knospen schwellen lässt und emporwächst mit dem Frühling!" In diesem Sommer beginnt Tolstoi sich ernstlich für seine Bauern zu interessieren und sich darum zunächst eingehend mit der Landwirtschaft zu befassen, die er bis zu jener Zeit nur oberflächlich gekannt hatte. Sein Bruder Nikolai erzählt, Tolstoi habe hier wie gewönlich alles auf einmal tun wollen und dabei nicht einmal von seiner geliebten Gymnastik abgelassen. Am Fenster seines Kabinetts habe er sich einen Barren errichtet, und dies habe seinen Verwalter in grosse Verlegenheit gebracht: „Ich komme", so berichtet dieser, „zum gnädigen Herrn, um Befehle in Empfang zu nehmen, der aber hat sich mit einem Knie an die Barrenstange angeklammert und hängt im roten Hemde mit dem Kopfe nach unten und schaukelt sich. Die Haare hängen herab und fliegen umher. Das Gesicht ist mit Blut unterlaufen. Ich weiss nicht, soll ich ihn anstaunen oder Befehle empfangen."

Damals nahm Tolstoi auch bereits persönlichen Anteil an der Landarbeit, — wie er das später so unvergleichlich in „Anna Karenina" schildert — und Nikolai erzählt spottend, Tolstoi habe einen Bauern, der beim Pflügen ganz besonders die Ellenbogen auseinanderspreizte, und in dem Tolstoi darum das Urbild bäuerlicher Kraft verehrte, stets nachzuahmen gesucht.

Damals bereits begann Tolstois freundschaftlicher Verkehr mit dem Dichter Feth (eine Freundschaft, die erst in Tolstois Bekehrungsperiode erkaltete. Damals konnte der Dichter nicht mit, wie sehr er sich auch bemühte. Tolstoi aber schrieb ihm: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich!"). Nachdem die Sommerarbeiten auf dem Lande beendet waren, sehen wir im Herbst dieses Jahres (1858) Tolstoi teilnehmen an jener Versammlung der Kursker Adeligen, die der Wahl von Abgeordneten in das Tulaer Gouvernementskomitee „zur Verbesserung des Bauernloses" gewidmet war, und wobei einhundertfünf Adelige, unter ihnen auch der „Krapiwinskische Gutsbesitzer Graf Leo Tolstoi" folgende, nachher berühmt gewordene Resolution an das Gouvernementskomitee abfassten: „In Hinsicht auf die Verbesserung des Loses der Bauern, der Garantie des Eigentums der Gutsbesitzer und der persönlichen Sicherheit dieser und jener, halten wir Endesunterzeichnete es für unbedingt erforderlich, dass den Bauern die Freiheit nicht anders gegeben werde als unter Zuerteilung einer ganz bestimmten Menge Landes zu erblichem Besitztum, — und dass die Gutsbesitzer für das von ihnen abgetretene Land die volle, gewissenhaft berechnete Geldentschädigung erhalten, und das auf dem Wege einer derartigen finanziellen Massnahme, die nicht irgendwelche verpflichtende Beziehungen zwischen Bauern und Gutsbesitzern nach sich zieht, — Beziehungen, deren endgültige Beseitigung der Adel für unerlässlich hält!" —

Ueber Tolstois damalige andauernd gute, hoffnungsfrohe Stimmung belehrt folgender, in mehrfacher Beziehung charakteristischer Brief an seinen Freund Feth vom 24. Oktober: „Seelchen! Onkelchen! Fethchen! Bei Gott, Seelchen, und ich liebe Sie furchtbar, furchtbar! Das ist alles . . . Novellen zu schreiben ist dumm und zum Schämen. Verse zu schreiben . . . schreibt nur immerzu! Einen guten Menschen aber zu lieben, ist sehr angenehm. Aber vielleicht bin ich es gar nicht, der Sie

liebt, vielleicht zwingt mich dazu, ohne dass ich es will und weiss, eine in mir sitzende, noch nicht ausgereifte Novelle. So etwa scheint es mir manchmal. Was man auch nicht tun mag: zwischen Mist und Krätze — setzt man sich hin und schreibt. Gut noch, dass ich mir noch nicht erlaube zu schreiben, und ich werde es mir auch nicht erlauben. Was sein wird, weiss ich nicht. Ja, und der Teufel soll sie alle holen! Drushinin bittet mich, aus Freundschaft eine Novelle zu schreiben. Ich möchte auch schreiben, eine solche werde ich schreiben, dass . . . Der Schah von Persien raucht Tabak, und ich liebe Dich ohne Scherz. Was macht Ihr Hafis?"

Viel mag zu dieser lebensfrohen Stimmung auch die Jagd beigetragen haben, der sich Tolstoi wiederum mit voller Leidenschaft hingibt, und zwar jeder Art von Jagd, am leidenschaftlichsten, wie es scheint, der echt russischen Hetzjagd zu Pferd auf Hasen und Wölfe, die Tolstoi später in „Krieg und Frieden" so unvergleichlich geschildert hat, dass man ihn mit Recht den Klassiker der Jagderzählung nennt. Namentlich der Psychologie des Jägers, der Leidenschaft, die das wechselnde Jagdglück in ihm erregt, ist Tolstoi nachgegangen wie niemand vor ihm. Wir erinnern hier nur daran, wie in „Krieg und Frieden" der junge Rostoff glücklich ist darüber, dass der Besitzer des siegreichen Hundes (des Hundes, der den gehetzten Hasen an den Ohren fasste, während Rostoffs Hund zurückblieb) ihm nicht den Rücken kehrt, vielmehr noch freundliche Worte für ihn findet. Wir erinnern des weiteren an jene Jagd auf Wasservögel in „Anna Karenina", wo das wechselnde Jagdglück und die daraus entspringende Eifersucht die in anderen Zusammenhängen begründeten Antipathien zwischen den Jagdgenossen hell aufflammen lässt, was dann zur gewaltsamen Entfernung des einen Jagdgastes führt. Wir wissen ferner aus Tolstois eigenen Geständnissen, wie furchtbar schwer ihm später, nach seiner Bekehrung, die Enthaltung von der

Jagd wurde. Es wird uns berichtet, er habe einmal, von unwiderstehlicher Jagdleidenschaft erfasst, die Flinte umgeworfen, den ersten besten Hut ergriffen und sei ins Feld hinausgestürzt — er hatte aber dabei einen Damenhut aufgesetzt.

Weniger bekannt dürfte es sein, dass die Jagdleidenschaft Tolstoi einmal fast das Leben gekostet hat. Das war im Dezember ebendieses Jahres (1858) auf der Bärenjagd. Als die Jäger, jeder mit zwei Flinten versehen, sich in bestimmten Entfernungen aufstellten, rieten sie Tolstoi, so wie sie es machten, rings um seinen Stand herum den Schnee niederzustampfen, um im Notfall Bewegungsfreiheit zu haben. Tolstoi, der bis zum Gürtel im Schnee stand, verlachte diese Vorsicht. Es handle sich ja bloss um ein Schiessen auf den Bären, nicht um einen Messerkampf mit ihm. Tolstoi lehnte sein Reservegewehr hinter sich an einen Baumstamm, um es, falls es nötig wäre, mit der Hand erreichen zu können. Der Bär kam denn auch bald aus dem Walde heraus und lief in der Richtung auf einen anderen Jäger zu, so dass Tolstoi ihn gar nicht wahrnehmen konnte. Plötzlich bog aber der Bär seitlich ab und tauchte nur ein paar Schritte weit vor Tolstoi auf. Der zielte ruhig, verfehlte indes augenscheinlich, denn sogleich tauchte durch den Rauch hindurch die gewaltige Masse des Bären vor ihm auf. Tolstoi schoss dann seinen zweiten Schuss aus fast unmittelbarer Nähe und traf den Bären in den Rachen, wo die Kugel zwischen den Zähnen steckenblieb. Ausweichen konnte nun Tolstoi nicht mehr — der tiefe Schnee hinderte ihn. Als er aber das Reservegewehr ergreifen wollte, erhielt er von dem Bären einen solchen Stoss vor die Brust, dass er kopfüber in den Schnee fiel. Der Bär sprang erst über ihn hinweg — schon glaubte sich Tolstoi gerettet und war nur noch ärgerlich darüber, dass er gefehlt hatte —, als er plötzlich über seinem Kopfe etwas Dunkles sah: der Bär war zurückgekehrt, um dem Jäger, der ihn verwundet hatte, den Schädel zu

durchbeissen. Da nun Tolstoi auf dem Rücken lag wie ein Gefesselter, blieb ihm nichts übrig, als seinen Kopf möglichst in die Schultern zu ziehen, damit die Pelzmütze dem Bären in den Rachen käme. Das war auch Tolstois Rettung. Der Bär biss zwar zweimal zu, traf aber nur einmal: mit den oberen Zähnen durchbiss er die Wange unter dem linken Auge, mit den unteren Zähnen riss er die Haut von der linken Stirnseite. Da lief auch schon der nächststehende Jagdgenosse, ein berühmter Bärenjäger, nur mit einer Gerte in der Hand herbei, breitete die Arme aus und schrie den Bären aus allen Kräften an: „Wohin gehst du, wohin gehst du?" worauf der Bär davonlief, was er konnte und erst am nächsten Tage zur Strecke gebracht ward. Als sich der blutende Tolstoi vom Boden erhob, war sein erstes Wort: „Was wird wohl Feth dazu sagen?"

Tolstoi selber berichtet über diesen Vorfall — er hat ihn künstlerisch verwertet in einer seiner kleinen Erzählungen — seiner Tante in folgendem, vom 25. Dezember 1858 datiertem Briefe: „Ich war mit Nikolai auf der Bärenjagd. Am 21. erlegte ich einen Bären. Am 22. haben wir wiederum gejagt, und dabei ist mir etwas ausserordentlich Merkwürdiges begegnet. Ohne mich zu sehen, warf sich der Bär auf mich. Ich zielte aus sechs Schritt Entfernung auf ihn, verfehlte ihn aber beim ersten Schuss, mit dem zweiten Schuss auf zwei Schritt Entfernung verwundete ich ihn tödlich. Er aber warf sich auf mich, riss mich zur Erde, und während man hinzulief, biss er mich zweimal in die Stirne oberhalb und unterhalb des linken Auges. Glücklicherweise hat das bloss zehn bis fünfzehn Sekunden gedauert. Der Bär ist dann davongelaufen, und ich erhob mich mit einer kleinen Wunde, die mich weder entstellt, noch mir Schmerzen bereitet. Weder der Schädelknochen, noch die Augen sind verletzt, so dass ich für diesmal mit einer kleinen Narbe davongekommen bin, die mir wohl auf der

Stirne bleiben wird. Jetzt bin ich in Moskau und befinde mich vollkommen wohl. Ich schreibe Ihnen die reine Wahrheit, ohne Ihnen irgend etwas zu verbergen, damit Sie sich nicht beunruhigen. Jetzt ist alles vorüber, und es bleibt nur Gott zu danken, der mich auf so ungewöhnliche Weise rettete!"

Die ersten Monate des Jahres 1859 brachte Tolstoi wiederum in Moskau zu, wo er in die „Moskauer Gesellschaft der Freunde russischer Literatur" als Mitglied aufgenommen ward. In der Sitzung der Gesellschaft vom 4. Februar 1859 unter dem Präsidium des Dichters und Panslavisten Chomjakoff hielt Tolstoi seine leider verlorengegangene Antrittsrede, in welcher er, wie wir dem Protokoll der Gesellschaft entnehmen, die Frage berührte über den Vorrang des künstlerischen Elementes in der Literatur vor allen zeitlich bedingten Richtungen. Wir sehen hieraus, wie fern Tolstoi damals noch war seiner späteren Kunstverdammung. Es entbehrt dabei auch nicht einer gewissen Pikanterie, dass der Präsident Chomjakoff damals die Richtung des späteren Tolstoi Tolstoi gegenüber vertrat in seiner sehr schönen und zum Teil geradezu prophetischen Antwortsrede, von der wir einiges wiedergeben: „Indem die Gesellschaft von Freunden der russischen Literatur Sie, Graf Leo Nicolajewitsch, in die Zahl ihrer Mitglieder aufnimmt, begrüsst sie Sie mit Freuden als einen Vertreter der rein künstlerischen Literatur. Diese rein künstlerische Richtung verteidigen Sie in Ihrer Rede, indem Sie sie hoch über alle anderen zeitlichen und zufälligen Richtungen innerhalb der literarischen Betätigung stellen. Es wäre seltsam, wenn die Gesellschaft Ihnen hierin nicht beipflichten würde. Erlauben Sie mir indes zu bemerken, dass die Berechtigung Ihrer Anschauung, die Sie so kunstvoll darlegten, noch lange nicht die Rechte des Zeitlichen und Zufälligen im Reiche des Wortes ausschliesst. Das, was immer gerecht, das, was immer schön, und das, was unveränderlich ist wie die allertiefsten Gesetze der Seele, das

nimmt zweifellos den ersten Platz ein, und soll ihn auch einnehmen in den Gedanken, in den Erregungen und demnach auch in der Rede des Menschen. Es und es allein wird von einem Geschlechte dem anderen, von einem Volk dem anderen überliefert wie eine teure Hinterlassenschaft, die immer zu vermehren ist und niemals vergessen sein darf. Andererseits aber liegt in der Natur des Menschen und in der Natur der Gesellschaft das Bedürfnis nach Selbstentlarvung. Es gibt Augenblicke, und solche, die wichtig sind, in der Geschichte der Menschheit, wo solche Selbstentlarvung ihre ganz besonderen, ihre gar nicht zu verweigernden Rechte verlangt, und wo sie dann im Schrifttum der Gesellschaft mit grosser Bestimmtheit und voller Schärfe zutage tritt. Das Zufällige und Zeitliche im geschichtlichen Gange des Volkslebens erlangt aber die Bedeutung des Allgemeinen, Allmenschlichen schon deshalb, weil alle Völker, alle Geschlechter verstehen können und tatsächlich auch verstehen das schmerzliche Stöhnen und das krankhafte Beichten eines einzelnen Geschlechtes oder Volkes." . . .

Im April dieses Jahres (1859) verreist Tolstoi auf zehn Tage nach Petersburg zu seiner Babuschka, und bringt von dort die besten Eindrücke mit.

Ende April trifft er dann wiederum in Jasnaja Poljana ein, um den ganzen Sommer dort zuzubringen. Von dort aus besucht er im Juli Turgenjeff (auf dessen Gut Spasskoje), der darüber an Feth berichtet: „Tolstoi und ich unterhielten uns freundschaftlichst und nahmen auch aufs freundschaftlichste voneinander Abschied. Es scheint, es kann keinerlei Missverständnisse mehr zwischen uns geben, weil wir einander klar verstehen und begreifen, dass ein enges Band zwischen uns unmöglich ist. Wir sind aus verschiedenem Tone gemacht."

Im August ist Tolstoi wieder in Moskau und verbringt dort den Herbst. Erst zu Beginn des Winters fährt er aufs Land

zurück. Seine heitere Stimmung scheint dahin. Augenscheinlich hat er sich nunmehr völlig erholt von der mächtigen Erregung der Kriegsjahre, und sucht nach neuer, starker Tätigkeit. Das Arbeitsprogramm aber, das Tolstoi sich aufgestellt hatte unmittelbar nach seiner Rückkehr von der Auslandsreise, erwies sich doch auf die Dauer als viel zu eng: noch findet ja Tolstoi nicht Befriedigung in der Landwirtschaft; seine noch immer unaufgeklärten Beziehungen zu seinen Bauern lassen ihn nicht zur Ruhe kommen. Zu dichterischem Schaffen fühlt er sich zwar hingezogen, er kann aber vorerst noch nicht gleichgültig genug sein gegenüber dem Leben um sich herum, um sich völlig künstlerischen Arbeiten hinzugeben. — Hier liegt auch wohl eine der Ursachen für Tolstois Vorliebe für die kurze Novelle: der Urlaub, den er dichtend vom Leben nahm, war immer nur kurz bemessen. Auch als Tolstoi seine grossen Meisterromane schrieb („Krieg und Frieden" und „Anna Karenina"), liess er sie oft auf längere Zeit liegen, um sich rein praktischem Wirken hinzugeben. Vermochte er sich aber einmal nicht loszureissen von seinem Romane, so unterbrach er innerhalb seiner die Dichtung, um zu lehren, das heisst um unmittelbar in Verbindung zu treten mit dem praktischen Leben. Tolstoi fühlt sich eben stets beunruhigt durch das, was ausser ihm und seinem eigenen Geschicke in der Welt vorgeht, wo man ihn weder um Rat fragt, noch ihn mittun lässt. Seine Kunst braucht darum das grosse Erlebnis. Denn sie ist keine idyllische Kunst, die ganz in der Stille gedeihen könnte. Dazu war Tolstoi ein viel zu allseitig am Leben interessierter Mensch mit unabweisbaren sittlichen Bedürfnissen, und unfähig, sein Schicksal von dem der Menschheit auch nur in Gedanken zu trennen. „Die Last der Wirtschaft," so lesen wir in dem Tagebuche dieses Winters, „die Last des einsamen Lebens, alle möglichen Zweifel und weltschmerzlichen Empfindungen umschwirren meine Seele!" Tolstois Geist war dabei aber so

reich, dass er sich nur bewusst zu werden brauchte eines Leidens, um auch gleich wieder den Ausgang zu finden aus ihm. Jetzt (im Winter 1859/1860) entgeht er dem Weltschmerz dadurch, dass er seine Bauernkinder zu unterrichten beginnt. Er meint, nüchtern und noch weit entfernt von allem späteren Radikalismus, ein Mensch, der mit Verstand begabt und an Kenntnissen reich sei, bleibe verpflichtet, ehe er sich dem Genusse dieser Gaben hingebe, sie mit denen zu teilen, die sie entbehren müssen. Deshalb, so glaubt er wenigstens, habe er auch beschlossen, seine Mussestunden der Dorfschule zu widmen. Nun mag ja tatsächlich in solcher Ueberlegung die unmittelbare Veranlassung zu Tolstois pädagogischer Tätigkeit gelegen haben, indes wird sicherlich (ganz abgesehen von Tolstois schon mehrfach erwähnter, den dichterischen Bedürfnissen seiner Seele entspringender Kinderliebe) hier auch sein schlechtes Gewissen seinen Bauern gegenüber mitgespielt haben. Vielleicht hoffte dabei Tolstoi das letzte Verständnis der Volksseele bei den Kindern des Volkes zu finden. (Vielleicht hoffte gar der Dichter in ihm das ursprüngliche Material der menschlichen Seele hier zu ergründen, aus dem dann das Schicksal die einzelnen Charaktere formt.) „Die Bauernkinder", so sagte er sich wohl, „verstehen noch nicht, sich zu verstellen, auch werden sie zutraulicher zu mir sein wir ihre Eltern, weil sie noch nicht meine Schuld vor denen begreifen, und ich selber, ich werde an den Kindern wieder gutmachen, was ich an ihren Eltern sündigte." Vieles lässt darauf schliessen, dass dies die eigentlichen letzten seelischen Antriebe gewesen sind, die Tolstoi zur Dorfschule hinzogen. Und es scheint mir zweifellos, dass der Tolstoi der späteren grossen Meisterwerke jenes geniale Verständnis für die Seele des russischen Bauern und damit in gewissem Grade für die Menschenseele überhaupt, vor allem aus der Volksschule gewann. Tolstoi scheint sich dabei zu Beginn seiner pädagogischen Tätigkeit nur von seinem

Instinkte haben leiten lassen. Erst nach seiner zweiten Auslandsreise, die augenscheinlich vor allem zu dem Zwecke unternommen wurde, die Volksschulen im Auslande kennen zu lernen, beginnt Tolstoi mit seiner eigenen Lehrmethode. Neben der Schule, die damals noch nicht Tolstois ausschliessliches Interesse in Anspruch nimmt, pflegt er in diesem Winter (1859/1860) eifrig ernste Lektüre, und zwar, wie Tolstois Tagebucheinzeichnungen dieser Periode, die Selbstanklagen seiner „Beichte" und seine späteren theoretischen Schriften zweifellos erscheinen lassen, bestand seine Lektüre damals vorwiegend in jenen positivistisch-materialistischen Weltenerklärungen aus der Feder erfolgreicher Naturwissenschaftler (wie Vogt, Moleschott, Büchner usw.), die sich in den Zeiten politischen Katzenjammers nach dem Fehlschlagen der westeuropäischen Revolution fortdauernd eines grossen Anklanges erfreuten im gebildeten Europa. Die Lektüre solcher Werke, deren gedankliche Unzulänglichkeit heute ausser allem Zweifel steht, ist für Tolstois ganzes späteres Geistesleben verhängnisvoll geworden: er vermochte diesen Einfluss nie völlig zu überwinden. Was der Theoretiker Tolstoi überhaupt an Methode besitzt, stammt ausschliesslich von dorther. Und dabei will der theoretisierende Tolstoi diese nur exakten Forschungen gegenüber angebrachte Methode auch geistigen Zusammenhängen gegenüber als allein in Betracht kommend anerkannt wissen und glaubt sich allen Ernstes unwiderlegbar, wenn ihm der Gegenbeweis gegen seine rein dogmatischen Behauptungen von geistigen Zusammenhängen nicht auf diese exakt-naturwissenschaftliche Methode gebracht wird, die natürlich hier versagen muss. Das war ein grosses Verhängnis für den Propheten Tolstoi: es hielt ihn bei elementaren Denkfehlern zurück sein Leben lang und veranlasste ihn zu Selbstgeboten, die auf falscher Deutung persönlicher Erlebnisse beruhend, ihn immer wieder in Gegensatz brachten zu seinem eigentlichen Willen.

Aber nicht nur das: Tolstoi hielt zudem sein Leben lang diese metaphysischen Systeme exakter Naturwissenschaftler für behauptete Ergebnisse der exakten Wissenschaft, während sie tatsächlich nur naive kosmische Dichtungen darstellen, deren Verfasser zufällig exakte Naturwissenschaftler waren. Weil aber Tolstoi diesen Irrtum nie einsah, glaubte er sich bis ganz zuletzt durchaus berechtigt, die Wissenschaft zu schmähen mit Vorwürfen, die allenfalls Sinn hätten gegenüber der schlechten Metaphysik besagter Naturforscher der fünfziger Jahre. Tolstoi kam so auch nie zur Einsicht dessen, dass er die Wissenschaft tatsächlich stets darum schalt, dass ihr etwas abgeht, was gar nicht in ihrem Wesen liegen kann: Tolstoi schilt die Wissenschaft ja bis zuletzt deswegen, dass sie nicht den Sinn des Lebens, und das heisst letzte Gebote für unser zweckmässiges Handeln zu geben imstande ist, während doch natürlich die Aufgabe der Wissenschaft einzig und allein darin bestehen kann, Zusammenhänge aufzuweisen, das heisst ein Sein zu geben. Nun wusste freilich jeder Klosterschüler im viel geschmähten Mittelalter aus seinem Aristoteles, dass Sein niemals Sollen ist. Tolstoi aber weiss das sein Leben lang nicht. (Worin er freilich weit grösseren Denkern die Hand reichen kann. Selbst ein Karl Marx hat nie begreifen wollen, dass aus einem Sein niemals ein Sollen abgeleitet werden kann.) Diese pseudowissenschaftliche Literatur nun, dieser exakt-naturwissenschaftliche Aberglaube der metaphysischen Materialisten der fünfziger Jahre (welche die Welt zu erklären wähnten und das solchen Leistungen entsprechende Selbstbewusstsein vorausnahmen und dabei doch nichts anderes taten, als sich dogmatisch eine unendliche Fülle der Lebenserscheinungen einfach wegzulügen), dieser unselige Selbstbetrug des Menschen, der seinen Geist in Bande legt da, wo er ihn befreit zu haben glaubt, dieser negative Dogmatismus spukt von nun an in Tolstois Tagebüchern und Schriften, und wirkt hier um so pein-

licher, als Tolstois Gedanke damals wie jederzeit seine Kreise zog fast ausschliesslich um das erhabenste Thema: Gott. So lesen wir in Tolstois Tagebuche vom 1. Februar 1860: „Ich las ‚Die Entartung des menschlichen Geistes' und davon, dass eine physisch höchste Entwicklung des menschlichen Verstandes möglich sei. Ich dachte dabei unwillkürlich an das Gebet: Zu wem beten wir eigentlich? Was ist das für ein Gott, den man sich so deutlich vorzustellen vermag, dass man ihn bitten kann sich einem mitzuteilen?

Wenn ich mir auch einen solchen Gott vorzustellen vermöchte, so verlöre er für mich jede Hoheit. Ein Gott, den man bitten, dem man dienen kann — ist nur der Ausdruck von Schwäche des Verstandes. Dadurch ist er ja gerade Gott, dass ich mir sein ganzes Wesen nicht vorzustellen imstande bleibe. Ja, er ist auch kein Wesen: er ist Gesetz und Kraft. (!!)

Möge diese Seite ein Andenken bleiben an meine Ueberzeugung von der Kraft des Verstandes." (Sie ist tatsächlich ein Andenken an Tolstois Beeinflussung durch die damals so populären metaphysischen Materialisten.)

Einige Tage darauf lesen wir ebendaselbst:

„Seltsam ist meine Religion und die Religion unserer Zeit, die Religion des Fortschritts. Das hat man nur dem Menschen vorerzählen können, dass der Fortschritt schön sei. Das ist aber nur ein Fehlen des Glaubens und verrät ein Bedürfnis nach bewusster Tätigkeit, das nur die Maske des Glaubens angenommen hat. Der Mensch braucht ‚Schwung' (im Original dies deutsche Wort). Ja!"

Von dichterischer Lektüre aus dieser Zeit wird namentlich Auerbach erwähnt, dessen Volksschullehrer Baumann (in „Neues Leben") für Tolstoi vorbildlich ward, und ferner auch Goethes „Reineke Fuchs". Letzteren hat Tolstoi allezeit geliebt

und bewundert als ein Lehrbuch gesunden Menschenverstandes, und weil er in ihm echte Volksdichtung zu erkennen glaubte.

Während nun Tolstois Freunde mit gespannter Aufmerksamkeit seine literarische Tätigkeit verfolgten, hielten sie seine Beschäftigung mit der Schule und sein ewiges Suchen und Tasten nach ausserpersönlichen Lebenszielen jenseits der Kunst nur für Launenhaftigkeit. Die einen, wie Botkin, meinten freilich, dass auch jede Dummheit, die Tolstoi begehe, immer noch gescheiter sei als die Gescheitheiten anderer Menschen. Andere dagegen, wie Turgenjeff, zuckten die Achseln und meinten, Tolstoi sei nun einmal ein Sonderling. Tolstois literarische Freunde waren aber doch wohl zu sehr Artisten, als dass sie hätten begreifen können, dass alle diese vermeintlichen Spielereien Tolstois nur Zeugnis ablegten von dem Reichtum und der Beweglichkeit dieses Geistes, und der Weite und der Selbstlosigkeit dieses Herzens, und das sind natürlich Anlagen, die zwar Tolstois künstlerischem Schaffen jene ganz besondere Fülle, Tiefe und Glanz gewähren, denen aber Tolstoi nicht genug zu tun vermochte in ausschliesslich künstlerischer Betätigung: ein Schriftsteller von solchen Eigenschaften ist eben doch vor allem nur ein im Leben unausgesetzt strebender und ringender Mensch. Ihm kann die Kunst nie ein Ziel um ihrer selber willen sein. Es kann überhaupt für ihn keinen anderen Zweck geben im Leben als menschliche Vollkommenheit. Die Kunst ist aber gerade darum für einen solchen Menschen Elementarbedürfnis, weil sie ihm die einzige Möglichkeit bietet, sich klar zu werden über sich selber. Dieser restlos von sittlichem Streben erfüllte Mensch musste Künstler sein, um leben zu können, um Inhalt zu haben für sein menschliches Streben. Als er dann nachher die Kunst aufgab, stand er ohnmächtig und pochenden Herzens vor den Leiden seiner Mitmenschen mit einigen kindlichen, leeren Formeln in Händen, und er wäre verzweifelt, wenn er nicht immer wieder Zuflucht gefunden

hätte im Reiche des freien dichterischen Gestaltens. Und dazu brauchte ein Tolstoi gar nicht einmal Romane oder Novellen zu dichten: wo er immer in seinen theoretischen Schriften Erlebnisse schildert, da weichen auf einmal alle Schranken vor seinem Blick: frei und unbegrenzt erscheint da das Leben wiederum vor ihm in seiner Ueberfülle, in der Trost und Verstehenmüssen verborgen liegen kann für den Menschen in Hinsicht auf alles Erdenleid. Am besten verstand Tolstoi noch sein Freund Feth, der schon damals meinte, Tolstoi verdiene seiner ursprünglichen, wahrhaft orientalischen Weisheit wegen den Beinamen Firdusi. Wenn Feth zu Tolstoi zu Besuch kam, war das denn auch jedesmal ein Fest für beide: sie schlossen sich in Tolstois Kabinett ein und schwelgten tagelang in den herrlichsten Zukunftsplänen. In Tolstois dichterischem Schaffen trat damals bei alledem eine solche Pause ein, dass Drushinin an ihn eine ernstliche Mahnung richtete. Er meint — nicht mit Unrecht —, in Tolstoi hielte sich alles Gute und Schlechte mit besonderer Hartnäckigkeit. Im übrigen sei er aber durchaus überzeugt davon, dass, da dem Menschen nach Poesie und Gedankenarbeit alle anderen Beschäftigungen nichtig erscheinen müssen, Tolstoi ganz von selber zur Literatur zurückkehren werde. Denn mit dreissig Jahren der Literatur entsagen, heisse doch, sich der Hälfte aller Lebensanreize berauben. Des weiteren weist Drushinin in seinem Schreiben hin auf die gesellschaftliche Verantwortung, die gerade auf dem russischen Dichter laste:

„Der Engländer oder der Amerikaner kann darüber lachen, dass in Russland nicht nur Dreissigjährige, vielmehr auch „weisshaarige Gutsbesitzer von zweitausend Seelen“ schwitzen über einer Novelle von hundert Seiten, die in irgendeinem Journal erschien, von allen verschlungen wird und tagelang die Gesellschaft in Atem hält. Mit welcher Kunst du diesen Sachverhalt auch erklären wolltest, du wirst ihn nicht erklären

durch die Kunst allein! Das, was in anderen Ländern Sache der müssigen Rederei und des sorglosen Dilettantierens ist, erweist sich eben bei uns als etwas ganz anderes: bei uns haben sich die Verhältnisse so gestaltet, dass eine Novelle — jene wenigst umfangreiche und wenigst angesehene Literaturgattung — als eines von beiden sich erweist: entweder als ein Dreck oder als die Stimme eines vorangeschrittenen Mannes, dem das ganze Zarentum lauscht ... Man sollte meinen, bei solcher Sachlage darf man nicht ausreissen, noch sich verstimmen lassen, vielmehr muss man arbeiten bis zur Erschöpfung aller Kräfte und Mittel."

Wir wollen uns in diesem Zusammenhange wiederum darauf besinnen, dass die Wortkunst in Russland wohl nicht nur deshalb jene hohe Bedeutung erlangt hat für das gesamte Geistesleben der Nation, weil die drückende Zensur dem Gesellschaftsgedanken keinen anderen Ausfluss gestattet (die Kunstform dagegen erlaubt, Dinge zu umschreiben, die niemals bei Namen genannt werden dürften), als vielmehr vor allem darum, weil dem Russen von Hause aus die Neigung eignet, sich mit dem ganzen Leben auseinanderzusetzen, und ihm daher der Roman, die Novelle (die das ganze Erlebnis gibt, zumal der russische Dichter seinen Helden sich allseitig ausleben lässt, was wiederum einen der grossen Reize der russischen Wortkunst bildet), viel anziehender erscheinen muss, als der wissenschaftliche oder philosophische Aufsatz, der notgedrungen nur das Skelett des Erlebnisses gibt. Auf diesen Zusammenhang werde ich noch weiter unten ausführlich zurückkommen. Im übrigen meint Drushinin sehr richtig, wenn man keine Stimmung zum Dichten habe, solle man es nur ruhig sein lassen. Die Lust zum Schaffen werde ganz von selber wiederkommen. Es beunruhige ihn an Tolstois Schweigen nur eine gewisse Gereiztheit gegen Literatur und Publikum: „Wenn man sich jede

dumme Kritik zu Herzen nehmen wollte, so müsste man überhaupt auf jedes Schreiben verzichten."

Drushinin scheint mir indes hier Tolstoi doch nicht ganz richtig verstanden zu haben. Ueber schlechte Kritiken hatte der sich längst hinweggesetzt (wiewohl wir noch viel später, als Tolstoi an der „Anna Karenina" arbeitete, erfahren, wie sehr ihn schlechte Kritiken verstimmten und in seiner Schaffensfreude behemmten). Wenn aber Tolstoi damals tatsächlich der Literatur und dem Publikum gegenüber gereizt gewesen sein sollte, so wohl vor allem deshalb, weil er bereits grossen Zweifel hegte, ob die Zeit nicht ganz andere Betätigungen erwartete vom russischen Staatsbürger als von ihm: Romane zu schreiben und vom Publikum: Romane zu lesen, — und das ist im Angesichte der furchtbaren Volksnot in Russland durchaus kein so ferneliegender Gedanke. Dieser Zweifel ist auch niemals völlig gewichen von Tolstois Seele, wenn Tolstoi auch immer wieder zur Feder zurückgriff. Dass aber dieser Zweifel bereits damals, solange noch vor Tolstois Bekehrung, derart heftig in ihm aufsteigen konnte, muss doch wohl in der Zeit selber gelegen haben: stand doch die russische Gesellschaft unmittelbar vor ihrer höchsten kulturellen Errungenschaft im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte: vor der Aufhebung der Leibeigenschaft.

Alle diese geistigen Kämpfe Tolstois unterbricht ganz plötzlich die Erkrankung seines geliebten Bruders Nikolai. Anfang Mai (1860) wird Schwindsucht bei ihm festgestellt. Nikolai Tolstoi, der seinen jüngeren Bruder Leo geradezu vergötterte, ward seines liebenswürdigen, bescheidenen Wesens und seines kristallklaren Charakters wegen sehr geliebt von allen, die ihn kannten. Turgenjeff, ein ganz besonderer Freund von ihm, charakterisiert ihn mit den Worten: „Jene Demut vor dem Leben, die Leo Tolstoi theoretisch entwickelte, verwirklichte sein Bruder Nikolai unmittelbar im Leben: er wohnte

immer im allerunmöglichsten Quartiere, fast in einem Wächterhäuschen, irgendwo in einem entlegenen Stadtviertel Moskaus, und teilte gern alles, was er hatte, mit dem letzten Bettler. Das war ein ganz bezaubernder Unterhalter und Erzähler . . ."

Bei diesem stillen, feinen Menschen machte sich denn auch der Ausbruch der furchtbaren Krankheit nicht so sehr durch schlechtes Aussehen bemerkbar, als durch eine zwar stets gleich wieder beherrschte, bei ihm aber durchaus unnatürliche Heftigkeit. Seine Freunde hielten ihn erst dann für verloren, als er einstmals über einen leibeigenen Kutscher, der ihm den Aermel küssen wollte, sich so erzürnte, dass er — freilich nachdem der Kutscher bereits gegangen war — ausrief: „Was ist dem Vieh denn plötzlich eingefallen, meine Hand zu küssen!"

Im Juni 1860 fährt Nikolai Tolstoi endlich über Petersburg, wo er nochmals einen Arzt konsultierte, nach Soden und trifft dort Turgenjeff, mit dem er aufs angenehmste die Zeit verbringt, und bereits nach einer Woche fühlt er sich weit besser.

Siebentes Kapitel

Die zweite Auslandsreise

Am 3. Juli (1860) verlässt auch Tolstoi mit seiner Schwester und deren Kindern Russland, um sich per Dampfer nach Stettin und von da nach Berlin zu begeben. Wie bereits erwähnt, war die Krankheit seines Bruders nicht der alleinige Grund zu dieser Reise. Tolstoi war längst zu ihr entschlossen und vorbereitet: er wollte sich mit dem ausländischen Volksschulwesen bekannt machen. In seiner „Beichte" schreibt er darüber in bitterem Hohn, der ihm damals, als er die Reise antrat, sicherlich noch recht fern lag:

„Nachdem ich mich ein Jahr lang mit der Schule beschäf-

tigt hatte, reiste ich zum zweiten Male ins Ausland, um dort zu lernen, wie man es anstellen muss, wenn man andere lehren will, ohne selber irgend etwas zu wissen."

Von Berlin aus fährt Tolstois Schwester direkt zum kranken Bruder Nikolai nach Soden, während Tolstoi sich mehrere Tage in Berlin aufhält, einige Vorlesungen des Historikers Droysen und des Physiologen du Bois-Reymond anhört, den Abendkursen im Handwerkerverein beiwohnt (namentlich gefallen ihm hier die populären Vorträge und ganz besonders die Einrichtung des Fragekastens) und auch das Moabiter Gefängnis in Augenschein nahm: er lernte dort die eben erst neu eingeführte Einrichtung der Einzelhaft kennen, die ihn mit gerechtem Abscheu erfüllte. (Man muss, so scheint es, gerade aus Russland kommen, um zu begreifen, dass die grösste Vergewaltigung und Ungerechtigkeit, die man einem Menschen antun kann, darin besteht, ihn von seinesgleichen zu trennen: man nimmt ihm ja so die einzige Möglichkeit, Mensch zu sein und Mensch zu werden: die Möglichkeit dazu, jenes Zutrauen zurückzugewinnen zu sich selber, das ihm verlorenging oder bereits verloren war damals, als er seine Tat vollführte. Die Einzelhaft muss aber auch, ganz abgesehen von aller sittlichen Vergewaltigung, die mit ihr verbunden ist, angesehen werden als ein ganz ungehöriger Eingriff in das Walten der Vorsehung, die aus dem Begegnen zweier Menschen so oft das Wunder erblühen lässt.) Auf seiner Weiterfahrt bleibt Tolstoi einen Tag in Leipzig, um die dortigen Volksschulen „kennen zu lernen", macht dann einen kurzen Ausflug in die Sächsische Schweiz, deren Schönheit ihn ausserordentlich entzückt, und trifft am 16. Juli in Dresden ein zu dem alleinigen Zwecke, Berthold Auerbach einen Besuch abzustatten. Noch in Tolstois letzten Lebensjahren nahm Auerbachs „Neues Leben" einen Ehrenplatz ein in der ersten Reihe von Tolstois Hausbibliothek. „Diesem Schriftsteller", pflegte Tolstoi zu sagen, „ver-

danke ich es, dass ich die Schule für meine Bauernkinder eröffnete und mich überhaupt für Volkserziehung zu interessieren begann." Bekanntlich heisst der Held des eben genannten Auerbachschen Romans, der nach mancherlei Erlebnissen beschliesst Volksschullehrer zu werden, Eugen Baumann. Tolstoi erzählt nun von seinem Besuche bei Auerbach, er habe sich gar nicht anmelden lassen, und als Auerbach eingetreten sei, habe er nur gesagt: „Ich bin Eugen Baumann." Als dann aber Auerbach sichtlich erschrak, habe er hinzugefügt: „Nicht von Namen, wohl aber von Charakter." Die sächsischen Volksschulen machten übrigens auf Tolstoi einen sehr schlechten Eindruck. Er schrieb in sein Tagebuch: „Ich war in der Schule. Furchtbar! Gebet für den König! Prügelstrafe! Alles auswendig lernen! Eingeschüchterte, entstellte Kinder!" Auf der Weiterreise nach Kissingen, wo Tolstoi sich von Migräne und anderen kleinen Leiden heilen wollte, liest er eine Geschichte der Pädagogik. In Kissingen beschäftigt er sich mit Bakon, Luther, Riehl und wie es scheint auch mit Herzen. Wenigstens findet sich in seinem damaligen Tagebuche folgender, in mehr als einer Hinsicht interessanter Eintrag: „Herzen ist ein umherschweifender Geist, krankhafte Eigenliebe, — aber die Breite, Gewandtheit, Güte und Grazie sind russisch."

In Kissingen macht Tolstoi die Bekanntschaft von Julius Fröbel (einem Neffen des grossen Pädagogen) und setzt ihn in Erstaunen durch das Radikale seiner Anschauungen. (Der arme Fröbel muss wohl noch keinen Russen im Auslande gekannt haben, sonst hätte er sich über nichts mehr erstaunt.) Fröbel führt folgende Bemerkungen Tolstois an — sie enthalten im Keime sein ganzes pädagogisches System: „Der Fortschritt muss in Russland ausgehen von der Volksschule, die bei uns zu besseren Ergebnissen führen wird als in Deutschland, weil das russische Volk noch nicht verdorben ist, während das

deutsche Kind, bevor es in die Schule tritt, schon einige Jahre hindurch falsch erzogen wurde.“

Wundern wir uns voerst über gar nichts, und hören wir weiter: die Volksbildung soll nach Tolstois Meinung nicht obligatorisch sein. Wenn sie eine Wohltat sein soll, so muss das Bedürfnis nach ihr sich ganz von selber geltend machen, wie das Bedürfnis nach Speise durch den Hunger hervorgerufen wird. Wir sind also noch mitten bei Rousseau, und vor allem stehen wir noch immer einem Nichtbeachten aller sozialen Bedingtheiten der Volksschule gegenüber, das uns bei einem russischen Leibeigenenbesitzer zwar nicht sonderlich erstaunen sollte, aber immerhin bei einem Tolstoi etwas peinlich berührt. Wir erkennen hier wiederum das, was Tolstoi niemals wahr haben wollte, dass nämlich die Vorurteile der Klasse, in die wir alle hineingeboren und erzogen wurden, auch dem gescheitesten Menschen gewisse Bretter vor den Kopf schlagen. Als sehr bezeichnend für den damaligen Tolstoi scheint es uns des weiteren, dass er vor Fröbel bereits sozialistische Ideen entwikkelte und im Landkommunismus des russischen Bauern den Beginn der sozialistischen Wirtschaftsordnung erblickt.

Tolstoi sprach übrigens Fröbel gegenüber auch seine Verwunderung darüber aus, dass er in keinem deutschen Bauernhause Auerbachs Dorfgeschichten und Hebels Werke gefunden habe. Die russischen Bauern würden Tränen vergiessen über solche Bücher. (In wieviel deutschen Bauernhäusern mag wohl Tolstoi gewesen sein während seines damals erst zweiwöchentlichen Aufenthaltes in Deutschland?)

Von Kissingen aus unternimmt Tolstoi, ein unermüdlicher Fusswanderer, eine Reihe Ausflüge in den Harz und nach Thüringen. (Nach einem Besuche der Wartburg schreibt er in sein Tagebuch: „Luther ist gross!“) Währenddessen hatte sich der Gesundheitszustand Nikolai Tolstois zusehends verschlimmert, namentlich seit der gute Turgenjeff Soden verlassen

hatte. „Ich habe allen Appetit verloren," schreibt Nikolai einem Freunde, „seit der Zeit, dass nicht mehr Turgenjeffs gesunde, wohlbeleibte Figur neben mir sitzt und bald Rüben zum Kalbsbraten, bald Kalbsbraten zu den Rüben verlangt!" Nikolai besucht dann noch im August den Bruder in Kissingen, kehrt aber gleich wieder nach Soden zurück, während Tolstoi sich wiederum nach dem Harz begibt und erst am 26. August in Soden eintrifft, um von dort bereits am 29. August mit Nikolai nach Hyères abzureisen. Unterwegs, in Frankfurt, überrascht er noch seine „Babuschka", bei der gerade ein hessischer Prinz zu Besuch weilte, als Tolstoi eintrat, durch sein seltsames Kostüm, in dem er geradezu an einen spanischen Räuber erinnert habe.

Nikolais Krankheit war währenddessen so weit fortgeschritten — und der ausnahmsweise kalte regnerische Sommer des Jahres hatte daran mit seinen Anteil, dass selbst der blaue Himmel von Hyères ihn nicht mehr zu retten vermochte. Bereits am 20. September stirbt Nikolai Tolstoi. Bis ganz zuletzt war er, so scheint es, nur darauf bedacht, den Seinen möglichst wenig Mühe und Sorge zu bereiten. Erst am Tage vor seinem Tode erlaubte er dem Bruder, ihm beim Auskleiden zu helfen, und erst an seinem Todestage legte er sich zu Bett und bat um eine Pflegerin. Den ganzen Tag über war er dann heiter, scherzte mit seinem Bruder und interessierte sich für dessen Erziehungsgedanken. Nur wenige Augenblicke vor seinem Ende flüsterte er mehrmals: „Mein Gott! Mein Gott!"

Am Tage nach Nikolais Beerdigung schrieb Tolstoi seinem Bruder Sergej: „Du hast, denke ich, die Nachricht erhalten vom Tode unseres Nikolaichens. Ich bedaure Dich, dass Du nicht hier warst: wie schwer es auch war, ich bin zufrieden, dass alles dies in meiner Gegenwart geschah, und dass es so auf mich einwirkte, wie es wirken sollte. Nicht so wie der Tod von Dimitri, von dem ich erfuhr, als ich überhaupt nicht an

ihn dachte. Uebrigens ist das eine ganz andere Sache. Mit Dimitri verband uns die Erinnerung an unsere Kindheit und ein verwandtschaftliches Gefühl — und nur das. Nikolai aber war in Wahrheit für Dich und mich ein Mensch, den wir tatsächlich mehr liebten und achteten als alle anderen Menschen auf der Welt. Du kennst es, jenes selbstsüchtige Gefühl, das in der allerletzten Zeit uns überkam: das ‚je rascher, um so besser'. Jetzt aber ist es mir furchtbar, dies zu schreiben und mich zu erinnern, dass ich einmal so dachte. Bis zum letzten Tage tat er mit seiner ungewöhnlichen Charakterstärke und seiner seltenen Fähigkeit, sich zusammenzunehmen, alles, um mir nur nicht zur Last zu sein. Am Tage seines Todes zog er sich selber an, wusch sich selber, und ich fand ihn morgens angezogen auf seinem Sessel. Erst neun Stunden vor seinem Tode unterwarf er sich der Krankheit und bat mich, ihn auszuziehen. Zuerst war das im Kabinett. Ich kam herunter und hörte, die Tür ist geöffnet worden. Ich kehrte um — er ist nirgends. Zuerst fürchtete ich, hinzugehen, er liebte das nicht, — da aber sagte er mir selber: ‚Hilf mir!' Und er fügte sich und ward so sanft, so gütig diesen Tag. Er jammerte nicht, lobte vielmehr alle Menschen und sagte mir: ‚Danke, mein Freund!' Du verstehst, was das bedeutet bei unseren Beziehungen. Ich sagte ihm, ich habe gehört, wie er morgens hustete und sei nur nicht hingegangen aus falscher Scham. ‚Schade, das hätte mich beruhigt!' Ob er litt? — Freilich litt er. Er sagte aber nur einmal, zwei Tage vor seinem Tode: ‚Was sind das für furchtbare Nächte ohne Schlaf. Gegen Morgen beklemmt mich der Husten, und was träumt man da nicht alles — Gott weiss es! Noch zwei solcher Nächte!'

Kein einziges Mal hat er deutlich ausgesprochen, dass er die Nähe des Todes fühlte. Er hat es aber nur nicht ausgesprochen. An seinem Todestage bestellte er sich ein Hauskleid, und dabei sagte er auf meine Bemerkung, dass, wenn es nicht

besser werde mit ihm, Marie und ich nicht nach der Schweiz fahren würden: ‚Glaubst du denn wirklich, dass mir noch einmal besser sein wird?‘ und sagte das mit solcher Stimme, dass ich verstand, er fühlte das Herannahen des Todes. Er sagte es nur nicht meinetwegen, und ich zeigte es nicht seinetwegen: indessen ahnte ich es vom Morgen an und war immer um ihn. Er starb ganz ohne Leiden, wenigstens ohne äusserlich sichtbare. Seltener und seltener atmete er — und es war aus. Am anderen Tage kam ich zu ihm ins Zimmer und fürchtete mich, sein Gesicht zu enthüllen. Es schien mir, dass es leidender sein werde, und furchtbarer anzuschauen als zur Zeit der Krankheit, — und dabei kannst Du Dir gar nicht vorstellen, was das für ein herrliches Gesicht war mit seinem besten, heiteren und ruhigen Ausdruck . . . Es ist mir leid um Dich, dass Dich die Nachricht auf der Jagd erreichen wird, in der Zerstreuung, und Dich nicht derart ergreifen wird wie uns. Ich fühle jetzt, was man mir immer sagte, dass nämlich, wenn man einen solchen Menschen verliert, wie er es uns war, es einem selber viel leichter wird, an den Tod zu denken!“

Tolstoi, der so oft im Kaukasus und dann in Sewastopol selber dem Tode ins Auge geschaut hatte, der Hunderte einfacher, braver, russischer Soldaten hatte sterben gesehen wie Helden, ihn erschütterte der Tod seines Bruders wie kein anderes Sterben. Hier war ihm das Unerbittliche ganz nahegetreten. Der Bruder war ja ein Stück von ihm durch die gemeinsame Erinnerung an Kindheit und Elternhaus und vor allem dadurch, dass er ihm immer ein unerreichtes Vorbild gewesen war: „Das eine weiss ich,“ schreibt Tolstoi nach Nikolais Tod, „dass ich nicht besser werde leben können als er und auch nicht besser sterben werde!“ Am 13. Oktober (1860) schreibt Tolstoi in sein Tagebuch: „Bald ist ein Monat vergangen, seit Nikolai starb. Furchtbar hat mich dieses Ereignis vom Leben losgerissen. Wiederum die Frage: Weshalb? Ich selber

bin schon nicht mehr weit von der Abreise dahin. Wohin? Nirgendshin! Ich versuchte zu schreiben, zwang mich — und es geht nicht. Nur deshalb, weil ich der Arbeit nicht die Bedeutung zuzumessen vermag, die man ihr zumessen muss, wenn man Kraft und Geduld zur Arbeit haben will. Gerade während des Leichenbegängnisses kam mir der Gedanke, ein materialistisches Evangelium zu schreiben, das Leben Christi als eines Materialisten." (Auch hier, in Tolstois tiefstem Schmerz, spukt immer noch der Geist der metaphysischen Materialisten.)

Wenige Tage darauf, am 17. Oktober, kommt Tolstoi in einem Briefe an seinen Freund Feth noch einmal auf Nikolais Tod zurück: „Ich glaube, Sie wissen bereits, was sich zutrug. Am 20. September ist er gestorben, wörtlich auf meinen Armen. Nichts im Leben hat auf mich solchen Eindruck gemacht. Er sagte die Wahrheit, nichts ist schlimmer als der Tod. Aber wie schön ist es zu denken, dass er, der Tod, dennoch das Ende von allem bedeutet, da es ja auch nichts Uebleres gibt als das Leben. Weshalb soll man sorgen und streben, wenn von dem, was Nikolai Tolstoi einst war, nichts mehr blieb für ihn! Er sprach nicht aus, dass er die Nähe des Todes fühlte, ich aber weiss, dass er jedem seiner Schritte folgte und sicher wusste, was ihm noch zu leben blieb. Einige Minuten vor seinem Tode schlummerte er ein. Plötzlich wachte er auf und flüsterte mit Entsetzen: ‚Ja, was ist denn das?' — Da hat er es gesehen, jenes Verschlungenwerden ins Nichts! — Aber, wenn er schon nichts fand, woran sich zu halten, was werde ich dann finden? Noch weniger! Und schon sicher werden weder ich, noch irgendwer so bis zum letzten Augenblicke mit dem Tode ringen wie er!"

Einen Monat später schreibt Tolstoi in sein Tagebuch: „Es starb in Qualen an der Schwindsucht ein dreizehnjähriger Knabe. Weshalb? Die einzige Erklärung gibt der Glaube an ein Wiedersehen im zukünftigen Leben. Wenn das aber nicht

ist, so gibt es auch keine Gerechtigkeit, und dann ist auch die Gerechtigkeit unnütz, und das Bedürfnis nach ihr ist dann nur ein Aberglaube!

Die Gerechtigkeit bildet das wesentlichste Bedürfnis des Menschen dem Menschen gegenüber. Das gleiche Verhältnis sucht aber der Mensch in seinen Beziehungen zum Weltall. Ohne ein zukünftiges Leben ist es nichts damit. ‚Die Zweckmässigkeit, — das ist das einzige unveränderliche Naturgesetz!' werden die Naturwissenschaftler sagen. Sie ist aber nicht in den Offenbarungen der Menschenseele, in der Liebe, in der Poesie, in den besten Offenbarungen ist sie nicht! Alles das war und ging dahin, häufig, ohne sich geäussert zu haben. Die Natur hat weit ihre Zwecke überschritten, als sie dem Menschen das Bedürfnis nach Liebe und Poesie gab — wenn ihr einziges Gesetz Zweckmässigkeit ist."

In der „Beichte" kommt dann Tolstoi zwanzig Jahre später noch einmal auf den Tod seines Bruders zurück:

„Zum zweitenmal kam mir zum Bewusstsein, dass der Fortschrittsaberglaube nicht ausreicht zum Leben, als mein Bruder starb. Ein kluger, guter, ernster Mensch, erkrankte er jung, litt mehr als ein Jahr und starb qualvoll, ohne zu begeifen, weshalb er lebte, und noch weniger, warum er starb. Keine Theorien konnten Antwort geben auf diese Fragen, weder mir, noch ihm zur Zeit seines langsamen und qualvollen Hinsterbens!"

Tolstoi schrieb damals seiner „Babuschka", das einzige Interesse, das ihn jetzt noch ans Leben fessle nach Nikolais Tod, sei seine Beschäftigung mit Schule und Erziehung. Tolstoi wollte denn auch gleich nach der Beerdigung seines Bruders nach Russland zurückkehren, der Arzt riet aber ab, da Tolstoi sich stark erkältet hatte und den Husten nicht loswerden konnte. Tolstois tätige, männliche Natur fand indes rasch ihr Gleichmass wieder — wie immer in der Teilnahme an an-

deren und in der Tätigkeit für sie. Tolstoi befreundete sich mit einer russischen Familie, die im gleichen Hause wohnte, und nahm einen schwächlichen zehnjährigen Knaben auf weite Spaziergänge mit, wobei er ihn stundenlang auf dem Rücken trug. Auch unterrichtete Tolstoi die Kinder und liess sie Aufsätze schreiben, wenn das Wetter schlecht war. Die russische Gesellschaft in Hyères hätte den Dichter der Sewastopoler Erzählungen gerne gefeiert. Tolstoi mied sie aber. Als man ihm allzusehr zusetzte, erschien er plötzlich eines Abends spät geradenwegs vom Spaziergange in Holzschuhen und Wanderkleid im Kreise seiner Landsleute und entzückte alle durch seinen Geist und seine Lebendigkeit.

Auch der Schriftstellerei gab sich Tolstoi wieder hin, schon bald nach seines Bruders Tod. Er begann „Die Kosaken“ und schrieb den Aufsatz „Ueber Volksbildung“, über den wir noch zu reden haben werden. Auch war Tolstoi häufig im nahegelegenen Marseille, wo er, seinem Lieblingsgedanken an Volksschule und Volksunterricht nachhängend, mancherlei Beobachtungen machte und zu eigentümlichen Ergebnissen gelangte, über die er dann später in seiner pädagogischen Zeitschrift ausführlich berichtete. Sehr charakteristisch für Tolstoi und geradezu an den Goethe in Italien erinnernd, ist die hingebende Aufmerksamkeit, die er hier einem fremden Volke widmete: Tolstoi hatte in Marseille eine Reihe geistlicher und weltlicher Schulen besucht, und sie über alle Massen mangelhaft gefunden. Fast überall herrschte mechanisches Auswendiglernen vor, und schien in der Wahl der Lehrgegenstände jede lebendige Beziehung zum Leben ausgeschlossen. Nach diesen Schulen zu urteilen, hätte — so meint Tolstoi — das Marseiller Volk ein ungebildetes, rohes, unwissendes und unhöfliches sein müssen. Dabei war ganz das Gegenteil der Fall. Tolstoi fand die Erklärung für dies Rätsel, als er Cafés chantants besuchte, Museen und Volksversammlungen, und als er

sich mit den billigen Volksausgaben bekannt machte. Tolstoi kam demnach zu dem Schlusse, dass das Volk von Marseille ausserhalb der Schule seine eigentliche Bildung erlangt. Das ist dann von grosser Bedeutung geworden für Tolstois ganze pädagogische Lehre: seiner Meinung nach hat bekanntlich die Schule überhaupt gar keine andere Aufgabe als die, der Bildung, die das Kind ausserhalb der Schule mit Notwendigkeit erlangen muss, nicht im Wege zu stehen!

Anfangs Dezember verliess Tolstoi Hyères, fuhr über Marseille nach Genf, wo er von seiner Schwester Abschied nahm, und trat dann eine Italienreise an, deren Hauptstationen Nizza, Livorno, Florenz, Rom und Neapel waren. Einzelheiten über diese Reise fehlen uns. Tolstoi hat zwar gelegentlich bemerkt, „er habe damals den ersten lebhaften Eindruck der Natur und des Altertums erlebt". Er hat indes zeitlebens nie viel für den Süden übriggehabt, und er ist auch, alles in allem genommen, der typische Mann des Nordens. Zudem war seine Italienreise die übliche Hetzreise des sich nicht weiter interessierenden Durchschnittsrussen: sie kann kaum vier Wochen gewährt haben. Denn schon im Januar (1861) ist Tolstoi wiederum über Marseille nach Paris zurückgekehrt, wo er als wahrer Weiser seine Tage weder in Museen, noch in Theatern und Cafés, vielmehr fast ausschliesslich auf dem Deck der Omnibusse zubringt, das einfache Volk beobachtet und sich an ihm freut. Auch Turgenjeff sah Tolstoi damals wieder, und zwar war diesmal — wohl unter dem erfrischenden Eindrucke von Tolstois Reise — das Zusammensein ein durchaus freundschaftliches. Von Paris fuhr dann Tolstoi nach London zu sechswöchentlichem Aufenthalt. Natürlich besuchte er zunächst das Parlament, — welcher Russe wird das versäumen? Eine dreistündige Rede Palmerstons, die er dort anhörte, langweilte ihn indes derart, dass er noch jahrelang auf die damals ausgestandene Langeweile zurückkommt. Auch mit Herzen war Tolstoi fast täglich in Lon-

don zusammen. Leider haben wir keinerlei Nachrichten über das Intimere ihres Verkehrs. Herzens Tochter, damals noch ein kleines Mädchen, hatte Tolstois erste Novellen mit Entzücken gelesen und war nun sehr enttäuscht, als sie einen geckenhaft, nach der letzten englischen Mode gekleideten jungen Mann von weltmännischen Manieren sah, der mit Temperament von Hahnenkämpfen und Boxereien erzählte, denen er beigewohnt habe. — (Es muss doch ein Proteus in diesem Manne gesteckt haben, der bald als spanischer Räuber, bald als englischer Geck erscheinen konnte!)

Es sind Gründe vorhanden, anzunehmen, dass Herzens Einfluss auf Tolstoi ein beträchtlicher gewesen ist, was sich zum Teil aus einer gewissen Wahlverwandtschaft erklärt (ein weiter oben mitgeteiltes Zitat über Herzen aus Tolstois Tagebuch gibt darüber einigen Aufschluss). Herzen war der typische russische „Intelligent": er verkörperte in klassischer Vollendung jene seltsame, nur dem Russen ohne Heuchelei mögliche Vereinigung von praktischem Idealismus, ja, tiefgehender Sentimentalität, mit einem absolut positivistisch sich gebärdenden, russische Orthodoxie und europäische Wissenschaft in gleicher Weise verachtenden, negativen Dogmatismus. Tolstoi mag eben dieser dogmatische Positivismus sympathisch gewesen sein an Herzen. Herzens Atheismus dagegen hätte Tolstoi wohl abgestossen — wenn ihn Herzen damals schon bekannt hätte. Denn Tolstoi war damals, und wohl sein Leben lang — nach den Worten seiner „Babuschka" — „zwar ein grosser Verneiner, aber mehr mit dem Verstande als mit dem Herzen, und im Grunde zum Glauben geboren". Leider hat aber auch Tolstoi, ebenso wie Herzen, den Hochmut des Geistes nie völlig überwunden, und er erlag hier einem echt russischen Missverständnis: Er konnte zeitlebens auch nicht solche Dinge, die jenseits aller Verstandeserkenntnis liegen, als möglicherweise seiend, das heisst als Gegenstand des Glaubens anerkennen,

wenn er sie nicht selber als solche erlebte. Hier haben alle jene unseligen Widersprüche in Tolstois kritisch-theologischen Schriften ihren Ursprung, und auch seine absolute Unfähigkeit zur Toleranz: er mochte sie immer und immer wieder anderen predigen: er selber blieb ausserstande zu begreifen, was man überhaupt darunter versteht. Das blieb eine der Fesseln um seinen Geist, und wir wissen nicht recht, ob sie nicht bloss eine gewisse Unfähigkeit seines Herzens rechtfertigen sollte. Zu solcher Annahme berechtigt wenigstens folgendes, gerade aus jener Zeit stammendes Bekenntnis: „Ich kann nicht vor mir selber lügen, mein Herz schweigt, und absichtlich Gutes tun ist schmählich. Und doch weiss ich, dass das Glück für mich nur im Guten liegen kann!" Augenscheinlich war jene Unausgeglichenheit zwischen Wollen und Denken, die für gefühlsuntertane Menschen eine so grosse Gefahr bedeutet, von früh auf auch in Tolstoi lebendig. Darin war er echter Russe und durchaus eines Geistes mit Herzen. Während aber das intelligente Russland — und Herzen ist, wie gesagt, dessen typischer Vertreter — unter dieser Unausgeglichenheit zwischen Willen und Denken nicht nur nicht litt, vielmehr hierin geradezu einen Vorzug erblickte vor dem pedantischen Westeuropa und diese Unausgeglichenheit sogar zum System erhob, — denken wir nur an Michailowskys, des Theoretikers des Terrorismus, bereits mehrfach erwähnte „subjektive Wissenschaft" — litt Tolstoi von früh auf unter ihr. Später freilich, als er eine jedem Kinde verständliche Weltauffassung brauchte, suchte er diese Unausgeglichenheit zu überbrücken und ward so zum Weltenverkleinerer. Jedenfalls ist in dieser Anlage Tolstois genügend Erklärung gegeben dafür, dass dieser geborene Widerspruchsgeist sich volle sechs Wochen lang so gut mit Herzen vertrug. Später hat er ihn freilich fallen lassen und gelegentlich weidlich auf ihn geschimpft. Ausser vielen anderen Anregungen verdankte Tolstoi Herzen, wie es scheint, auch die erste Veran-

lassung dazu, sich mit den Theorien des Sozialismus bekannt zu machen, was freilich zunächst und auf lange Jahre für ihn ohne praktische Bedeutung blieb.

In London erfuhr Tolstoi, dass er zum „friedlichen Vermittler“ ernannt sei bei der Durchführung der unmittelbar bevorstehenden Aufhebung der Leibeigenschaft. Am Tage ihrer Verkündigung, am 19. Februar 1861, verlässt Tolstoi London, um nach Russland zurückzukehren. In Brüssel verweilt er dann noch fast vierzehn Tage, um sich mit Proudhon auszusprechen, an den ihm Herzen eine Empfehlung mitgegeben hatte, und der bereits beim ersten Begegnen auf Tolstoi den Eindruck eines ganzen Mannes machte, dem der Mut zur eigenen Ueberzeugung innewohne. In Brüssel schrieb Tolstoi, wohl unter dem Einflusse seiner Gespräche mit Proudhon, die furchtbarste aller Leibeigenengeschichten „Polikuschka“. Man könnte versucht sein anzunehmen, Tolstoi habe in dieser Novelle, die ja unmittelbar nach Aufhebung der Leibeigenschaft geschrieben ist, noch einmal deren ganze Entsetzlichkeit seinen Landsleuten ins Gedächtnis rufen wollen. Indes will es uns eher scheinen, als ob hier die Leibeigenschaft dem Dichter eigentlich bloss den Rahmen bietet, die Möglichkeit dazu, einen ungehemmt tiefen Einblick zu tun in das Elend des armen Volkes. In Tolstois Seele hatte ja längst schon das Los des leibeigenen Bauern sich ausgewachsen zum Symbol für die ganze geknechtete Menschheit. (Wir erkennen das aus seinen theoretischen Schriften.) Darum begegnete ihm auch Proudhon zur rechten Zeit. Auch der sah in der Emanzipation, überhaupt in allen rein politischen Reformen, nur Stufen zur Freiheit. Die wirtschaftliche Ausbeutung — der Kapitalismus — blieb ja, wenn auch die persönliche Sklaverei aufgehoben ward. Vom Kapitalismus hatte nun freilich Tolstoi, der sein Leben in einem reinen Agrarstaat zugebracht hatte, kaum eine Vorstellung; dass aber das Unrecht am russischen Bauern nicht völlig

beseitigt war dadurch, dass man ihn persönlich freigab, wenn man ihn weiter Pachtzins zahlen liess, die Erkenntnis hiervon lebte schon damals tief in Tolstois Seele, wenn er auch erst viel später daraus die praktischen Folgerungen für sein eigenes Verhalten zog. (Und bekanntlich ging dann Tolstoi in seinem fanatischen Wunsche, seine geliebten Bauern nun auch gleich von allen Abgaben freizumachen, bis zur Leugnung der Notwendigkeit des Staates und bis zur Gleichwertung der Steuern mit den Frondienstleistungen der Leibeigenen.) Damals aber schon glich Tolstois Standpunkt sehr dem Proudhons, wenn auch das alles bei Tolstoi mehr Gefühlssache war, was bei Proudhon klarste Formulierung gefunden hatte. So ward denn auch Proudhon nächst Rousseau der geistige Stammvater des späteren Sozialtheoretikers Tolstoi: Proudhon hegte zwar eine fraglose Abneigung vor der freien Konkurrenz, aber eine fast ebenso fraglose Furcht vor der Allmacht des Staates, wie sie bei Verwirklichung des Sozialismus unvermeidlich wäre. Proudhons Werke enthalten ein ganzes Arsenal von Argumenten gegen den Kapitalismus — aber auch ein solches Arsenal von Argumenten gegen den Sozialismus, dass man zu Proudhons Zeiten mit einigem Recht behaupten konnte, sein Auftreten beweise den Bankrott des Sozialismus. Die Furcht vor der Allmacht des Staates bedeutet aber für jeden gebildeten Russen etwas ausserordentlich Verständliches: der denkt dabei unwillkürlich an die Sünden seiner Regierung und ist durchaus geneigt, in ihnen etwas vom Vorhandensein des Staates gar nicht zu Trennendes anzusprechen. Was Tolstoi dann aber noch ganz besonders an Proudhon gefallen muss, ist dessen Geringschätzung der Geschichtswissenschaft im üblichen Sinne. Erinnern wir uns nur an das, was bereits der Student Tolstoi über Geschichte als Wissenschaft geäussert hatte. Proudhon behauptete — schon vor Marx, wenn auch ohne dessen tiefgehende Begründung zu geben —, Geschichte sei überhaupt nur

Wirtschaftsgeschichte: „Politik ist gar nichts!" pflegte er zu sagen. Was konnte mehr nach Tolstois Herzen sein? Diesen beiden Gedanken begegnen wir denn auch immer wieder in den sozialpolitischen Schriften Tolstois. Proudhons Lehre ist jedenfalls in wunderbarer Weise Tolstois Geistes- und Seelenbedürfnissen, sowie seiner damaligen sozialen Erfahrung entgegengekommen: Tolstoi litt bereits unter der sozialen Schuld, die er immer und überall auf sich lasten fühlte, und dabei fehlte ihm als Mitglied der privilegierten Klasse jedes Verständnis für die elementare Notwendigkeit des Staates. (Der Liberalismus, der am Staate selber kurieren wollte, war ihm mithin völlig unverständlich: er hielt ihn für Phrasentum und Heuchelei.) Tolstoi wollte frei werden von seiner sozialen Schuld und wollte sie darum, vielleicht unbewusst, von allen anderen geteilt wissen. So war Proudhon sein Mann.

Von Brüssel fuhr Tolstoi, wie es scheint, ohne jeden Aufenthalt nach Weimar, wo er durch den russischen Botschafter, bei dem er abgestiegen war, dem Grossherzog vorgestellt ward, und durch den die Möglichkeit erhielt, das damals dem Publikum noch geschlossene Goethehaus zu besichtigen. Das war am 16. April 1861. Der Eindruck scheint nicht gross gewesen zu sein: Tolstoi fehlte bei einigen Aehnlichkeiten in der Veranlagung, auf die wir bereits hinwiesen, jedes tiefere Verständnis für Goethe, was auf viele Gründe zurückzuführen ist, und wobei wohl ganz besonders Tolstois früh erwachtes, soziales Schuldbewusstsein und sein in seiner ganzen Anlage begründeter Hang zu apodiktischen Urteilen mitgespielt haben mögen.

Jedenfalls interessierte sich damals in Weimar Tolstoi vor allem für den dortigen Kindergarten, der unter der Leitung von Fröbels persönlicher Schülerin, Minna Schönherr, stand. Auch besuchte Tolstoi die Volksschule in Weimar. Aus den Erzählungen eines damaligen Lehrers Stötzer — Wilhelm Bode hat darüber vor einigen Jahren nähere Mitteilungen gemacht —

erfahren wir, wie eingehend Tolstoi damals auf alle Einzelheiten des Unterrichts einging, ja, dass er die Schulhefte der Kinder mitnahm, — nachdem er selber neue gekauft hatte. Stötzer erwähnt Tolstois hübschen Ausspruch: „Er habe viel darüber nachgedacht, wie man den Gedanken flüssiger machen könnte."

Auch in Gotha besuchte Tolstoi den Fröbelschen Kindergarten. In Jena überredete er dann den jungen Mathematiker Keller („einen sehr lieben und gebildeten, aber noch sehr jungen und unpraktischen Menschen"), mit ihm nach Russland zu reisen, um ihn in seiner pädagogischen Tätigkeit zu unterstützen. Einen kurzen Besuch stattete Tolstoi wiederum Auerbach in Dresden ab. Tolstoi schreibt darüber in seinem Tagebuche unter „Dresden, am 21. April: ‚Auerbach ist der herrlichste Mensch!' ‚Ein Licht ist mir aufgegangen.' (Dieser Satz ist im Original deutsch.) Das Christentum als Geist der Menschheit. Höheres als es gibt es nichts! Er liest Verse zum Entzücken. Von der Musik als pflichtlosem Genuss! Eine Wendung, die seiner Meinung nach zur Verdorbenheit führt. Seine Erzählungen aus dem ‚Schatzkästchen'. Er ist neunundvierzig Jahre alt, hält sich gerade, ist jugendlich, gläubig, jammert nicht."

Von Dresden fährt Tolstoi nach Berlin, wo der alte Pädagoge Diesterweg ihn sehr enttäuscht. Tolstoi nennt ihn — nach e i n e m Besuche bei ihm! — einen kalten, seelenlosen Pedanten, der durch Regeln und Vorschriften die Kinderseele zu entwickeln und zu leiten denke.

Endlich, nach neunmonatiger Abwesenheit, überschreitet Tolstoi am 29. April 1861 wiederum die russische Grenze.

Achtes Kapitel

Wieder in der Heimat

I

Zunächst begab sich Tolstoi nach Petersburg, um, wie es scheint, die Erlaubnis für sein pädagogisches Journal zu erwirken. Anfangs Mai ist er dann in Moskau, um bald darauf in Jasnaja Poljana einzutreffen. Zunächst drängt es ihn, seine alten Freunde aufzusuchen. Turgenjeff, der gerade auf seinem nahegelegenen Gute Spasskoje weilte, überredet Tolstoi, mit ihm ihren gemeinsamen Freund Feth aufzusuchen. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich dann jenes so berühmt gewordene Zerwürfnis zwischen Tolstoi und Turgenjeff, dem wir ein paar Worte widmen müssen, weil der ganze Vorfall in hohem Grade Einblick gewährt in den damaligen Seelenzustand Tolstois. Die unmittelbare Veranlassung war folgende:

Turgenjeff ward von der Hausfrau nach der Erziehung seiner geliebten Tochter gefragt (ein uneheliches Kind von einer Leibeigenen) und erzählte nun mit Stolz, seine Tochter werde von ihrer vorzüglichen englischen Gouvernante dazu angehalten, mit eigener Hand die zerrissenen Kleider der Armen auszubessern. „Halten Sie das für gut?“ warf Tolstoi ein. „Natürlich,“ antwortete Turgenjeff, „das macht die Wohltäterin mit der tatsächlichen Not bekannt.“ „Ich aber finde,“ höhnte Tolstoi, „dass, wenn ein geputztes Fräulein schmutzige und stinkende Lumpen auf ihren Knien hält, sie eine unaufrichtige Theaterszene spielt!“ (Tolstoi hat in der Sache selber nicht so ganz unrecht, wenn er auch später, nach seiner Bekehrung, selber ähnliche Komödie zu spielen gezwungen war: so wenn er im Bauernkittel, seinen Milchtopf in Händen, an der luxuriös gedeckten Abendtafel seiner Familie erschien — und sicherlich

war er dabei ebenso wenig unaufrichtig, wie man es von Turgenjeffs Tochter annehmen darf.) „Sagen Sie das bitte nicht," rief Turgenjeff, und seine Nasenflügel zitterten. „Weshalb soll ich nicht das sagen, wovon ich überzeugt bin?" entgegnete Tolstoi ruhig. „So finden Sie also, dass ich meine Tochter schlecht erziehe?" rief Turgenjeff. Tolstoi antwortete, noch immer ruhig, er denke das, was er spreche, und habe, ohne Persönliches zu berühren, einfach seinen Gedanken Ausdruck geliehen. Da schrie Turgenjeff ganz bleich vor Zorn: „Wenn Sie so sprechen, werde ich Ihnen in die Fresse schlagen!" damit sprang Turgenjeff vom Tisch auf, griff sich mit beiden Händen an den Kopf, lief aus dem Zimmer, kam aber gleich wieder herein und sagte zur Hausfrau: „Um Gottes willen! Verzeihen Sie mein abscheuliches Benehmen! Ich bedaure es selber tief!" Damit lief er wiederum hinaus und fuhr ab. Tolstoi verliess ebenfalls den Gastfreund und richtete bereits von der nächsten Poststation aus ein Schreiben an Turgenjeff, worin er zunächst nur Genugtuung forderte. Ohne indes eine Antwort abzuwarten, sandte Tolstoi dann, seinen Weg fortsetzend, in sein nahegelegenes Gut Nikolskoje nach zwei Gewehren und Munition, und schrieb Turgenjeff noch am gleichen Tage einen zweiten Brief, der eine Herausforderung zum Zweikampf enthielt. Und zwar erklärte Tolstoi, er wolle sich nicht auf vulgäre Weise schlagen wie gewöhnliche Literatoren es tun, deren Pistolenduelle in Champagner zu enden pflegen, er wünsche vielmehr, sich auf richtige Weise zu schiessen, und ersuche daher Turgenjeff, sich mit seinem Gewehre an einem näher bezeichneten Waldrande einzufinden. Die Nacht verbrachte Tolstoi schlaflos. Am Morgen erhielt er Turgenjeffs Antwort auf seinen ersten Brief: Turgenjeff schrieb, er habe Tolstoi ohne jede Veranlassung von dessen Seite beleidigt, und er bäte ihn darum um Verzeihung. Turgenjeff fügte noch hinzu, jeder Versuch einer Annäherung zwischen zwei so ver-

schiedenen Naturen, wie die seinige und die Tolstois, könne zu nichts Gutem führen, und er halte daher hiermit ihre Beziehungen für abgebrochen. Auf diesen Brief antwortete Tolstoi (und man könnte nicht hohnvoller und beleidigender antworten), die Ursachen, derentwegen er Turgenjeff entschuldige, lägen nicht in der Verschiedenheit ihrer Naturen, sie seien vielmehr solche, die Turgenjeff selber leicht verstehen könnte. Tolstoi schrieb dann noch gleichzeitig an Feth, er erwarte keine Antwort von Turgenjeff und werde, falls eine solche eintreffe, sie nicht öffnen. Als dann Turgenjeff Tolstois zweiten Brief mit der Forderung erhielt, antwortete er, er sei bereit, sich Tolstois Feuer auszusetzen (natürlich auf übliche Weise und mit Sekundanten), wenn er damit sein Unrecht gutmachen könnte. Das, was er gesagt habe, sei aber so ferne den Gewohnheiten seines ganzen Lebens, dass er es nichts anderem zuzuschreiben vermöge, als einer Erregung, die hervorgerufen sei durch den äussersten und beständigen Antagonismus ihrer Anschauungen. Er sage dies nicht zu seiner Entschuldigung, vielmehr nur zur Erklärung. Im übrigen wiederhole er nochmals, dass Tolstoi hier im Rechte, und er im Unrechte sei. Hierauf folgte keine Antwort mehr von Tolstoi, und als der gutmütige Feth noch einmal vermitteln wollte, teilte ihm Tolstoi kurz mit, er werde auch nicht mehr seine (Feths) Briefe öffnen. Damit war die Sache fürs erste abgetan. Aber bereits im September (1861) schrieb Tolstoi (der sich wohl nachträglich sein höhnisches Wesen, seine kindliche Herausforderung und seinen lieblosen Brief an Turgenjeff selber übelgenommen hatte, und dessen schon damals in vieler Hinsicht wahrhaft christlicher Anschauung der Gedanke, einen Feind zu haben, auf die Dauer unerträglich war) an Turgenjeff:

„Wenn ich Sie beleidigt habe, so verzeihen Sie mir, es ist mir unerträglich traurig zu denken, dass ich einen Feind habe.“ Leider gelangte dieser Brief erst auf grossen Umwegen in Tur-

genjeffs Hände, und das war um so bedauerlicher, als Turgenjeff von Petersburg aus durch „wahrheitsliebende Leute" (wiederum jene unseligen Klatschbasen, die in Russland eben soviel Unheil anrichten wie überall sonst) erfahren hatte, es zirkulierten in der Petersburger Gesellschaft — von Tolstoi selber dort verbreitete — Abschriften von Tolstois letztem Schreiben an Turgenjeff, in dem Tolstoi diesem so höhnisch seine Verachtung ausgesprochen hatte. Turgenjeff schickte nunmehr seinerseits eine Forderung an Tolstoi, die bei Turgenjeffs nächster Anwesenheit in Russland ausgetragen werden sollte. Tolstoi antwortete kurz, es sei reine Erfindung, dass er jene Abschriften verbreitet habe. Trotzdem aber auch Turgenjeff ihn beleidigt habe, vergebe er ihm und nehme seine Forderung zurück. Darüber war denn wiederum Turgenjeff sehr gerührt, und in grosser Reue bittet er Feth, Tolstoi zu sagen, er, Turgenjeff, liebe ihn auch aus der Ferne, achte ihn und folge mit grosser Teilnahme seinem Schicksal. Diese Mitteilung hat aber augenscheinlich bei Tolstoi schlechte Aufnahme gefunden, denn Turgenjeff bittet in einem späteren Briefe Feth, vorderhand diese Wunde nicht weiter zu berühren. Später haben sich dann Turgenjeff und Tolstoi wieder versöhnt, und scheint es, dass diese bedauerliche Explosion Turgenjeffs (die indes bei einem sich so beherrschenden Menschen, wie er es war, auf ausserordentliches Gereiztwerden durch Tolstois kalten Hohn schliessen lässt) zur Reinigung der Atmosphäre zwischen den beiden grossen Dichtern beigetragen habe.

Diese ganze Angelegenheit hat aber wohl darum so tief nachhaltig auf Tolstoi eingewirkt, weil sie ihm zum Bewusstsein brachte, wie wenig ernst es ihm immer noch sein musste mit seiner Menschenliebe und allen seinen menschenfreundlichen Bestrebungen, wenn bereits eine ganz offenbar in der Erregung geschehene und dazu noch gleich wieder abgebetene

Beleidigung in ihm den Wunsch wachrufen konnte, auf einen Menschen wie auf ein Tier mit der Flinte zu schiessen. Die Erkenntnis dieses seines furchtbaren Hochmutes muss wohl Tolstoi tief beunruhigt haben, indem sie ihn dem schmerzlichsten Zweifel übergab: dem Zweifel in die Aufrichtigkeit der Willensrichtungen, die er von früh auf, und mit Recht, als sein höchstes Besitztum gewertet hatte. Ein Moment mag indes hier noch zur Entschuldigung herangezogen werden: Tolstoi fühlte sich wohl immer noch als Offizier, und dem gilt Duellforderung nach geschehener Beleidigung als absolutes Gebot, demgegenüber alles Denken aufzuhören habe. Tolstoi war Offizier gewesen mit Leib und Seele. Er vermochte den Offizier nicht so leicht wieder auszuziehen.

2

Wir erwähnten bereits, dass Tolstoi zum friedlichen Vermittler ernannt worden war bei Inkrafttreten der Aufhebung der Leibeigenschaft. Dem „friedlichen Vermittler" lag es ob, eine erste Entscheidung zu treffen in allen Streitigkeiten, die infolge der Durchführung des Befreiungsgesetzes vom 19. Februar 1861 zwischen ehemaligen Leibeigenen und deren ehemaligen Seelenbesitzern entstehen könnten. Tolstoi glaubte sich nicht berechtigt, dieses Amt auszuschlagen, wenn schon sein Enthusiasmus anlässlich der Aufhebung der Leibeigenschaft, wir erwähnten das bereits, mässig war, und er sich der damaligen tonangebenden liberalen Gesellschaft gegenüber durchaus kritisch verhielt. Ueber seine damalige Stimmung äussert sich Tolstoi (1904) in seinen „Erinnerungen" folgendermassen:

„Was mein Verhalten dem damaligen erregten Zustande der ganzen Gesellschaft gegenüber betrifft, so muss ich bekennen (und das mag ein guter oder schlechter Charakterzug bei mir

sein, jedenfalls ist er mir immer eigen gewesen), dass ich unwillkürlich den Eindrücken von aussen, namentlich den sich epidemisch äussernden, Widerstand entgegensetzte, und dass, wenn ich damals erregt oder erfreut war, ich dazu meine ganz besonderen, persönlichen, inneren Gründe hatte, die gleichen übrigens, die mich zur Schule hinführten und zur Gemeinschaft mit dem Volke. Alles in allem genommen, erkenne ich in mir auch jetzt noch ganz das gleiche Gefühl des Widerstandes allgemeiner Begeisterung gegenüber, das schon damals in mir war, und sich damals nur in schüchternen Formen offenbarte."

Das mag im allgemeinen stimmen. Tolstoi tut sich hier, wie überall, wo er die eigene Person nachträglich deuten will, sicherlich eher unrecht, als dass er sich schmeichelte. Wir haben indes weiter oben gesehen, dass die Gründe, derentwegen Tolstoi den russischen Liberalen, die in der damaligen Gesellschaft unstreitig die führende Rolle innehatten, offenbar verständnislos und feindlich gegenüberstand, wohl tiefer liegen: Tolstois bevorzugte Stellung liess ihn eben die sehr realen Nöte, gegen die der Liberalismus zunächst ankämpfte, ebenso verkennen, wie sein aristokratischer, jedem Unechten abholder Sinn ihn das hier, wie in allem politischen Treiben, vorherrschende Phrasentum verachten liess, und dazu noch Tolstois künstlerische, auf harmonische Ganzheit gerichtete Anschauungsweise ihm immer wieder die traurigen Gegensätze vor Augen führte zwischen den Mitteln und den Zielen, besser gesagt zwischen dem, was in absehbarer Zeit zu erreichen war gegenüber den Nöten des Volkes, und dem, was ihnen gegenüber erreicht werden müsste. Tolstoi fehlte eben jedes Tröpfchen Geduld überall da, wo es sich um das Schicksal der Menschen, und vor allem seiner Bauern handelte. In einem dieser Epoche angehörenden Briefe äussert sich denn auch Tolstoi dahin, ihm sei die Regierung stets völlig gleichgültig gewesen, allerdings noch gleichgültiger und dazu noch von gan-

zer Seele verhasst seien ihm die Liberalen. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir übrigens auch, wie sich Tolstoi bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft zu seinen Bauern verhalten hatte. Tolstoi äussert sich darüber, ebenfalls in den „Erinnerungen" (1904) wie folgt:

„Vor der Befreiung, vier oder drei Jahre vorher, entliess ich meine Bauern gegen Pachtzins. Als dann der Freilassungsakt aufgestellt ward, liess ich den Bauern, wie es sich auch nach dem Gesetze so gehörte, das Land, das sie bereits in Benützung hatten — das war ein wenig weniger als drei Dessjätinen auf die Seele — und ich fügte dem zu meiner Schande nichts hinzu. Das einzige, was ich darüber hinaus tat, war, dass ich die Bauern nicht auf anderen Boden übersiedelte, wie man mir riet, und dass ich ihnen das Weideland zur Benutzung liess. Alles in allem genommen, bewies ich damals keinerlei selbstlose Gefühle."

Wir sehen, dass es nicht eben viel war, was Tolstoi bis „zur grossen Befreiung" für seine Bauern getan hatte, es war aber mehr wie genug, um ihn bei den Gutsbesitzern seines Kreises, in dem er zum friedlichen Vermittler ernannt war, sehr unbeliebt zu machen. Jedenfalls ward gleich als Tolstois Ernennung bekannt wurde, aufs heftigste gegen sie intrigiert. Zunächst beklagte sich der Tulaer Gouvernements-Adelsmarschall dem Minister des Innern gegenüber über den Tulaer Gouverneur darüber, dass der Tolstois Ernennung zugelassen habe. Er, der Adelsmarschall, kenne die Unzufriedenheit des dortigen Adels mit Tolstoi wegen der Einrichtungen, die der auf seinem Gute eingeführt habe, und er fürchte darum, es könnte, wenn Tolstoi diesen Posten antrete, zu unangenehmen Zusammenstössen kommen, die dem friedlichen Verlauf einer so wichtigen Angelegenheit im Wege ständen. Zudem wies der Adelsmarschall noch auf einige Formfehler bei Tolstois Ernennung hin, in der Hoffnung, dadurch deren Kassation zu

erreichen. Der Tulaer Gouverneur antwortete aber sogleich dem Minister, er kenne persönlich den verabschiedeten Leutnant Graf Tolstoi als einen gebildeten Menschen, der mit Leidenschaft teilnehme an der gegenwärtigen Reform, und er, der Gouverneur, sei ausserdem ausserstande, Tolstoi durch irgend jemand anderen zu ersetzen. Daraufhin bestätigte der Senat Tolstois Ernennung.

Kenner russischer Verhältnisse hätten voraussagen können, dass ein so gegen den Willen der Adelsmehrheit übertragenes Amt ein Martyrium sein werde, und für einen Mann von Charakter nur von kurzer Dauer sein könnte. Beides traf denn auch ein, und wäre wohl noch früher eingetreten, wenn nicht zu dieser Zeit die Behörden, mehr Weitherzigkeit offenbarend als die Interessenvereinigung der Gutsbesitzer, sich, wo es nur immer anging, auf Tolstois Seite gestellt hätten. Tolstoi war aber nun einmal nicht der Mann, der halbe Arbeit leistet. Das ersehen wir auch aus den Streitfällen — es sind leider nur fünfzehn —, deren Akten sich erhalten haben.

So hatte sich eine Gutsbesitzerin darüber beklagt, dass ihr früherer Leibeigener Mark einfach von ihr weggegangen sei und sich für völlig frei halte. Tolstoi antwortete mit folgendem Billett:

„Mark wird sogleich mit seiner Frau auf meinen Befehl dahin gehen, wohin es ihm beliebt, Sie aber bitte ich ganz ergebenst, ihm eine angemessene Entschädigung zu gewähren, erstens dafür, dass er wider das Gesetz noch nach Inkrafttreten der Aufhebung der Leibeigenschaft, das heisst dreieinhalb Monate bei Ihnen gedient hat, zweitens für die Prügel, die in noch gesetzwidrigerer Weise seine Frau erhielt. Wenn Ihnen meine Entscheidung nicht gefällt, so haben Sie das Recht, bei dem Kollegium der friedlichen Vermittler sich zu beklagen, und darauf auch bei der Gouvernementsbehörde, ich persönlich werde mich aber in dieser Angelegenheit auf keine wei-

teren Erörterungen einlassen. Mit vollkommener Hochachtung habe ich die Ehre, Ihr gehorsamer Diener zu sein."

Die betreffende Gutsbesitzerin appellierte nun an das Kollegium der friedlichen Vermittler und erhielt dort recht. Allein die Gouvernementsbehörde, an welche die Angelegenheit weiterging, bestätigte Tolstois Entscheidung.

In einem anderen Falle hatten Bauern, als sie Herrenland pflügten, in der Mittagspause ihre Pferde auf der Wiese eines benachbarten Gutsbesitzers weiden lassen. Dieser verlangte achtzig Rubel Schadenersatz. Tolstoi fuhr gleich an Ort und Stelle, nachdem er drei Schiedsmänner aus den Bauern des nächsten Dorfes gewählt hatte. Diese setzten fest, dass bloss drei Dessjätinen in Mitleidenschaft gezogen waren, und schätzten den angerichteten Schaden auf zehn Rubel pro Dessjatin. Tolstoi fand das noch immer viel zu hoch und taxierte selber den Schaden auf fünf Rubel per Dessjatin, so dass also die Bauern bloss fünfzehn Rubel zu zahlen hatten, statt der verlangten achtzig Rubel. Tolstois Schätzung ward auch bestätigt.

Dabei verfuhr Tolstoi keineswegs voreingenommen zugunsten der Bauern. Ein deutscher Gutsverwalter gibt als Augenzeuge folgende Schilderung davon, wie Tolstoi einmal ungerechte Ansprüche der Bauern (auf Weideland) zurückwies:

Mit der ihnen eigenen Hartnäckigkeit bestanden die Bauern auf ihren Wünschen. „Nun, irgendwie macht Ihr es schon, Väterchen?" „Nein, ich kann nichts tun!" Die Bauern sahen einander an, kratzten sich im Nacken. „Nun, irgendwie Väterchen," meinten sie. „Wenn du es willst, Väterchen," meinte der ‚Sprecher', „dann wirst du es schon unbedingt tun!" Die anderen nickten dazu mit dem Kopfe. Da bekreuzigte sich der Graf und sprach: „So wahr Gott heilig ist, schwöre ich, dass ich Euch nicht helfen kann!" — Auch sieht sich Tolstoi öfters veranlasst, mit den Umständen zu rechnen und, vermit-

telnd, beide Parteien zum Nachgeben anzuhalten ... So, wenn ein kleiner Gutsbesitzer durch an sich nicht ungerechte Forderungen seiner Bauern ruiniert worden wäre, die Bauern aber auf ihrem Rechte bestanden. Da wandte sich Tolstoi an die Adelsversammlung mit dem Ersuchen, die Adeligen möchten ihrem Standesgenossen oder auch den Bauern zu Hilfe kommen. Beides ward abgelehnt. Das Kollegium der friedlichen Vermittler stellte sich gegen die offenbaren Rechte der Bauern auf Seite des Gutsbesitzers. Da verliess Tolstoi die Versammlung, ohne das Protokoll unterzeichnet zu haben (in Russland ein unerhörtes Verbrechen!). Das Kollegium beklagte sich denn auch bei der Gouvernementsbehörde über Tolstoi, aber ohne Erfolg. Auch der Fall kam vor, dass Tolstoi irrtümlich in ungesetzlicher Weise einem Bauern den Freipass gegeben hatte. Tolstoi sah dies aber gleich ein und beantragte selber Schadenersatz für den Gutsherrn. Aus alledem geht wohl zur Genüge hervor, dass Tolstoi sein Amt mit grossem Pflichteifer ausübte, und im aufrichtigen Streben, gerecht zu sein. Demgegenüber will es nichts heissen, dass Tolstoi, der alles eher wie Bureaumensch war, formale Nachlässigkeiten sich zuschulden kommen liess. Es sind Fälle vorgekommen, dass Tolstoi Akten abschickte, die wohl genau den Sachverhalt enthielten, aber weder von den Klagenden, noch von Tolstoi selber unterzeichnet waren (gleichfalls eine unverzeihliche Sünde in Russland!).

Natürlich hatten die Adeligen Tolstoi gegenüber nicht abgerüstet, um so mehr als sie, die nie aus Geldverlegenheiten herauskamen, zu allen möglichen Listen griffen, um den Bauern möglichst wenig und möglichst schlechtes Land zu geben. Tolstoi hatte aber für solche Dinge ein gutes Auge und bestätigte einfach nicht derartige Abmachungen. Auch liefen offenbare Betrugsversuche unter, so, wenn ein Gutsbesitzer seinen Bauern ihr Land wieder abnahm, indem er behauptete, sie seien

gar nicht leibeigene Bauern, vielmehr Hofleibeigene, das heisst landlose, gewesen. Tolstoi lässt das aber nicht zu. Natürlich tobten die Adeligen. Wir wissen, dass es dabei zu ganz gefährlichen Drohungen gekommen ist, dass man Tolstoi in anonymen Briefen Ueberfall, Durchprügeln, ja Totschlagen in Aussicht stellte. Alles dies blieb ohne Eindruck auf Tolstoi. Da wandte sich dann der Adel mit einer Eingabe an die Regierung: es ward darin behauptet, Tolstoi säe Zwietracht zwischen Bauern und Gutsherren, und er habe endgültig das „patriarchalische Verhältnis" beider zerstört. Er errege Aufruhr unter den Bauern, die eine Menge Gesetzlosigkeiten verübten auf sein Anstiften, ja auf seinen Befehl. Auch die Dorfältesten versäumten ihre gesetzlichen Pflichten, um Tolstoi zu schmeicheln, und so nehme denn auf dem Lande völlige Rechtlosigkeit überhand, und Diebstähle und Gewalttaten seien an der Tagesordnung.

Bei diesen ewigen offenen und versteckten Widerständen, die Tolstoi in seinem Amte fand, bot es ihm wenig Befriedigung. Schon im Juli 1861 schrieb er in sein Tagebuch: „Die Vermittlung gab wenig Material, verzankte mich aber definitiv mit allen Gutsbesitzern, und zerrüttete meine Gesundheit."

Tolstoi richtet denn auch schon am 12. Februar 1862 an die Gouvernementsbehörde ein Schreiben, in dem er auf eine Reihe von Fällen hinweist, wo man sich ohne jeden gesetzlichen Grund über ihn bei der Behörde beschwert habe. Da derartige Fälle trotzdem fast durchgängig gegen seine (Tolstois) Entscheidung entschieden würden, so sei unter solchen Umständen, die nur dazu angetan seien, Bauern und Gutsbesitzer gegen ihn misstrauisch zu machen, seine Tätigkeit als Vermittler nicht nur von keinem Erfolge gekrönt, vielmehr einfach unmöglich gemacht. Aus diesem Grunde bitte er die Behörde, die gegen ihn eingereichten Beschwerden möglichst rasch zu entscheiden, da er bis dahin es nicht für möglich halte, sein

Amt weiter zu verwalten, und es daher dem Aeltesten seiner Kollegen übertragen habe. Am 30. April übergab Tolstoi dann auch tatsächlich sein Amt. Endlich, am 26. Mai 1862, „bestätigt der Senat der Tulaer Gouvernementsbehörde die Erlaubnis, den verabschiedeten Artillerieleutnant, Graf Leo Tolstoi, aus dem ihm übertragenen Amte zu entlassen".

Ob nicht Tolstoi trotz aller dieser Widerstände im Amte hätte verbleiben sollen? Vielleicht hat hier wiederum (die Duellgeschichte berechtigt wohl zu solcher Annahme) seine persönliche Empfindlichkeit, sein noch nicht völlig überwundener Hochmut ihn allzufrüh eine Tätigkeit aufgeben lassen, wo er zweifellos noch Treffliches zu leisten vermocht hätte. Freilich war damals Tolstoi noch nicht entschlossen, alle Opfer zu bringen. Er fühlte sich durchaus noch als Gutsbesitzer und Adeliger, und es erschien ihm — er spricht das offen aus — ein gutes Einverständnis mit den Standesgenossen geradezu als ein Pflichtgebot. Zweifellos hat indes Tolstoi auch in der kurzen Zeit, da er seines Amtes waltete, nicht bloss tatsächlich Gutes in Fülle getan, vor allem hat er ein in Russland besonders wertvolles Beispiel gegeben von restloser Pflichterfüllung und Gewissenhaftigkeit im Amte, ein Beispiel, dessen fortwirkenden Segen bei Bauern und Adeligen wir gar nicht abzuschätzen imstande sind.

3

Parallel mit dieser seiner Tätigkeit als friedlicher Vermittler ging Tolstois Beschäftigung mit der Schule von Jasnaja Poljana und mit dem nach ihr benannten Journal (von dem in dem Schlusskapitel dieses Buches noch ausführlich die Rede sein wird). Diese Doppeltätigkeit war natürlich sehr aufreibend, zumal wenn sie mit jener Leidenschaft ausgeübt wird, wie es

anders bei Tolstoi nicht sein konnte, da er sich (ebenso wie der Weimarische Beamte Goethe) stets mit seiner ganzen Persönlichkeit einsetzte für alles, was er tat. Schon im Frühjahr 1862 erfahren wir denn auch aus einem seiner Briefe, dass Tolstoi damals stark hustete und todkrank zu sein glaubte. Und das darf bei einem sonst so wenig ängstlichen Mann uns gar nicht überraschen, wenn wir uns daran erinnern, dass seine Mutter und zwei seiner Brüder der Schwindsucht erlegen sind. (Tolstoi hat übrigens sein Leben lang an Erkältungen gelitten, und eine Reihe solcher recht schwerer Art durchgemacht. Er ist ja auch bekanntlich, freilich erst als Zweiundachtzigjähriger, an einer Lungenentzündung gestorben.) Mitte Mai 1862 beschloss daher Tolstoi, zur Kumys-Kur in das Samarasche Gouvernement zu fahren, zu den Kirgisen in die Steppe (ein Aufenthalt, der späterhin Tolstoi ganz besonders lieb werden sollte wegen der wahrhaft homerischen Zustände, die er bei den Steppenvölkern immer noch vorherrschend fand).

In der „Beichte" äussert sich Tolstoi über die Veranlassung zu dieser Reise wie folgt:

„Im Jahre der Bauernbefreiung nach Russland zurückgekehrt, nahm ich das Amt eines friedlichen Vermittlers an und begann zu lehren: das ungebildete Volk in den Schulen, die Gebildeten aber in einer Zeitschrift, die ich damals herauszugeben begann. Die Sache machte sich, wie es schien, ganz gut, ich aber fühlte, dass ich nicht völlig geistig gesund sei, und dass dies nicht lange so weitergehen könne. Und ich hätte wohl vielleicht schon damals zu der Verzweiflung hingelangen müssen, die sich fünfzehn Jahre später meiner bemächtigte, wenn nicht noch eine Seite des Lebens gewesen wäre, die mir noch unbekannt war, und mir Rettung verhiess: das war das Familienleben. Im Laufe eines Jahres beschäftigte ich mich mit Vermittleramt, Schule und Journal und quälte mich so (hauptsächlich darum, weil ich in Widersprüche geraten war),

so schwer ward mir der Kampf um die Vermittlerschaft, so trübe offenbarte sich mir meine Tätigkeit in der Schule, so widerlich war mir in der Zeitschrift mein ewiges Hin- und Herschwanken (das immer in einem und demselben sich gründete: in dem Verlangen, alle zu lehren und dabei zu verbergen, dass ich nicht wusste, was ich lehren sollte), dass ich mehr geistig als körperlich erkrankte, alles liegen liess — und in die Steppe zu den Baschkiren ging, — um dort frische Luft zu atmen, Kumys zu trinken und ein tierisches Leben zu führen."

Tolstoi, der sich selber etwas Gutes nur dann gönnen mochte, wenn er auch andere daran teilnehmen liess, und der die Begleitung von Kindern brauchte, weil er das Leben liebte und die Gesellschaft hasste, nahm zwei Dorfschüler und einen ebenfalls hustenden Diener mit sich auf die Reise. Die Fahrt ging über Moskau nach Twer mit der Eisenbahn und von dort per Dampfer nach Samara. Die Wolgafahrt, auch heute noch wohl das schönste, was Russland bietet, und zweifellos die interessanteste Reise, die man in Europa unternehmen kann, ist namentlich im Frühling unbeschreiblich schön, wenn der mächtige Strom noch weit das flache Ufer überschwemmt, während das hohe, steile Ufer im jungen Grün leuchtet, die langgezogenen Lieder der Fischer und Barkenzieher von einem Ufer zum anderen hallen, und noch nicht die Hitze so erbarmungslos auf dem Wasser ruht wie im Sommer. Hinzu kommt, dass auf den nach amerikanischer Art mehrstöckig gebauten Dampfern sich ein wahres Völkergemisch zusammenfindet: Tartaren, Kirgisen, Perser, Zentralasiaten, Inder, Chinesen, und dazu auch alle Arten von Menschen, darunter: Mönche, Nonnen, Wallfahrer, Gottesleute und Priester aller möglichen Religionen. So kommt es dann auch, dass der Europäer, wenn er sich hierhin zum ersten Male verirrt, eine Vorstellung erlebt davon, dass es noch ganze Welten gibt

ausser unserer Kulturwelt, Welten, in denen man anders wertet, anders hasst und anders liebt als bei uns. Und das gibt dann der Seele ein so weites, freies Gefühl: sie ahnt Möglichkeiten auch ausser denen, auf deren Erfüllung zu warten sie müde zu werden begann. Tolstoi fühlte sich aus allen diesen Gründen hier ausserordentlich wohl. Von jeher liebte er es, mit Menschen jedes Alters, jedes Standes und jeder Lebensbedingung umzugehen. Und er verstand das auch, da er sich mit ihnen allen umschlossen wusste von dem weitesten Bande, das Menschen umschliesst, dem Bande der Zugehörigkeit zum Menschentum. Erhöht ward Tolstois Wohlbefinden wohl noch dadurch, dass er sich in einer Reisegesellschaft befand, die ihm die liebste war. Tolstoi unterhielt sich „über ein und dasselbe — das, was ihm vor allem nötig schien — mit Gescheiten und mit Dummen, mit dem Greise und mit dem Kinde." — So etwas wie frohe Ferienstimmung kam über ihn nach all der Papierlast, mit der er sich hatte herumschlagen müssen im Amte. Wir möchten dabei an Goethe denken, wie der über die Alpen nach Italien zog. Freilich waren die Geister verschiedengerichtet: Goethe liess damals der Gedanke nicht los an die Einheit aller Schöpfung. Tolstoi dagegen verfolgte in seine Erholungszeit hinein der Gedanke von der „Torheit des Fortschritts". (Das geht aus seinen Tagebuchaufzeichnungen hervor.)

In Kasan wird kurze Station gemacht. Von Samara aus geht es dann einhundertunddreissig Werst in die Steppe hinein nach Karatusch, wo Tolstoi und seine Reisegefährten in Zelten wohnen, Kumys trinken, und sie alle Faulheit übermannt. Die Kinder finden ausserordentliches Vergnügen an den neuen Eindrücken. Des Dieners Husten bessert sich, und auch Tolstoi ist im besten Genesen, er hat bereits einen Schreiber angenommen, um ihm zu diktieren. Da, es war wohl Anfang oder Mitte Juli (1862), kommt aus der Heimat eine

Nachricht, die Tolstoi zu schleunigster Umkehr veranlasst, (ihm seine geliebte Schule völlig verleidet und ihn sogar zur Auswanderung aus dem Vaterlande bewogen hätte, wenn nicht seine unmittelbar darauf erfolgende Verlobung und Heirat seinem Schicksal eine andere Wendung gegeben hätte): Tolstoi erfuhr, dass in Jasnaja Poljana eine polizeiliche Haussuchung stattgefunden hatte.

Augenscheinlich handelte es sich hier um einen von Tolstois Widersachern im Vermittleramt angezettelten Streich. Dass Tolstoi damals allerlei Drohbriefe zugingen, ward bereits erwähnt. Es sollen sich darunter auch Drohungen mit Anzeige bei der Polizei befunden haben, über die Tolstoi nur lachte. Damit muss man Ernst gemacht haben. Die unmittelbare Veranlassung bot Tolstois pädagogische Zeitschrift „Jasnaja Poljana", und zwar handelte es sich hier keineswegs um den freilich recht kühnen Inhalt dieses Blattes, man suchte vielmehr in Jasnaja Poljana nach einer geheimen Druckerei, aus der gewisse Proklamationen hervorgegangen waren. Nun hätte man freilich bereits aus dem Umschlage der Tolstoischen Zeitschrift erfahren können, dass sie in Moskau beim hochkonservativen Panslavisten Katkoff gedruckt ward. Aber man übersieht in Russland im Eifer — namentlich wenn der Eifer einer nicht ganz sauberen Sache gilt — oft das Allernaheliegendste. Ein anderer Grund war, dass Tolstoi in den Reformschulen seines Bezirkes ganze zwölf Studenten angestellt hatte. Ein Student galt aber damals an sich schon für ein staatsgefährliches Wesen. Mithin musste schon etwas ganz Besonderes hinter Tolstois Schulen stecken. Noch tausend andere Vorstellungen mögen hier mitgespielt haben, denn der bösen Zungen gegen Tolstoi waren viele, und „die Furcht hat grosse Augen" sagt man in Russland.

Kurz und gut, eines schönen Sommermorgens kommt mit Schellengeläute, Peitschengeknall und Hufgeklapper ein gros-

ser Zug von Dreigespannen, Zweigespannen und Reitern in den Hof von Jasnaja Poljana eingefahren. Die gute — fünfundsiebzigjährige — Tante (sie war mit Tolstois verwitweter Schwester und deren Kindern allein zu Hause) meint, der geliebte Neffe sei gekommen, sie läuft hinaus und fällt fast in Ohnmacht, als sie den ganzen Hof angefüllt findet von Gendarmen, Polizeioffizieren und Kosaken. Alsogleich wird alles aufgeschlossen, aufgerissen und durchgewühlt: Schubladen, Schränke, Kommoden, Koffer und Schatullen. Im Stall wird die Diele aufgerissen, im Teich wird mit Netzen nach verborgenen Druckerpressen gefischt und ein harmloser Barsch gefangen. Nachdem dann die ungerufenen Gäste alles in grösste Unordnung gebracht, Hefte, Bücher, Briefe mit Beschlag belegt, zehn Studenten verhaftet und einen photographischen Apparat erbeutet hatten, liessen sie ihren Pferden Futter geben und verlangten auch für sich zu essen. Nach beendigter Mahlzeit zieht dann endlich der ganze Hochzeitszug wieder ab. Vorher hatte der Polizeioberst noch freundlichst seine baldige Wiederkunft in Aussicht gestellt.

Tolstoi eilt auf die erste Nachricht von diesem Ereignis nach Hause und schreibt, noch unterwegs, von Moskau aus, an seine „Babuschka", die, wie bereits erwähnt, Erzieherin der kaiserlichen Kinder war, folgenden unglaublichen Brief:

„Man schreibt mir aus Jasnaja Poljana: Am 1. Juli erschienen in drei Dreigespannen Polizisten und Gendarmen, erlaubten niemandem, sich vom Hofe zu entfernen und begannen zu suchen. Was sie suchten, ist bis jetzt unbekannt geblieben. Irgendeiner von Ihren Freunden, ein schmutziger Oberst, las alle meine Briefe und Tagebücher, die ich erst vor meinem Tode demjenigen meiner Freunde auszuliefern gedachte, der mir dann der nächste von allen sein wird. Er las auch zwei Briefwechsel, für deren Geheimhaltung ich alles in der Welt gegeben hätte, und fuhr fort, nachdem er erklärt hatte, er habe

nichts Verdächtiges gefunden. Ein Glück für mich und für diesen Ihren Freund, dass ich nicht anwesend war, — ich hätte ihn getötet! Schön! Herrlich! So bereitet sich die Regierung Freunde! Wenn Sie sich meiner von meiner politischen Seite her erinnern, so wissen Sie, dass ich immer, und besonders seit meiner Liebe zur Schule, völlig gleichgültig der Regierung gegenüber war und noch gleichgültiger gegenüber den jetzigen Liberalen, die ich von ganzer Seele verachte. Ich empfinde Groll und Verachtung gegen die liebe Regierung, weil sie bei mir lithographische und typographische Pressen sucht zum Abdruck der Proklamationen Herzens, die ich verachte, die ich nicht die Geduld habe, zu lesen, so langweilen sie mich. Das ist Tatsache. (Bei mir haben einmal alle diese Herrlichkeiten gelegen: die Proklamationen und die „Glocke", und ich habe sie so wieder zurückgegeben, ohne sie durchgelesen zu haben. Mir ist das langweilig, ich kenne das alles. Ich verachte es, nicht nur mit Worten, vielmehr aus ganzer Seele.) Und plötzlich durchsucht man mich und meine Studenten! Es ist ganz das gleiche, als wenn man bei Ihnen eine Haussuchung vornähme, indem man Sie des Kindsmordes verdächtigte. Freilich, das wäre noch nicht einmal so beleidigend! Wenn man dort oben meine Existenz kennt und sich um mich bekümmert, so müsste man mich besser beurteilen! Ja, liebe Leute sind Ihre Freunde! Ich habe noch nicht mein Tantchen gesehen, ich stelle sie mir aber vor. Ich habe Ihnen einmal geschrieben, dass man kein ruhiges Asyl im Leben suchen soll, vielmehr sich mühen, abarbeiten und leiden muss. Das alles ist möglich, aber wenn man nur weggehen könnte, irgendwohin vor diesen Räubern, die freundlich grinsen und sich Gesicht und Hände mit parfümierter Seife waschen! Ich freilich will, wenn ich noch lange leben werde, ins Kloster gehen, — nicht um zu Gott zu beten (das ist meiner Ansicht nach unnötig), vielmehr um nicht mehr alle Niedertrachten sehen zu müssen

im Leben, alle diese aufgeblähte selbstzufriedene Verworfenheit in Epauletten und in Krinolinen. Pfui! Wie kann ein so trefflicher Mensch wie Sie in Petersburg leben! Das werde ich niemals begreifen; entweder sind Sie starkrank oder Sie sehen überhaupt nichts."

Dieser Brief zeigt in erschütternder Weise, welche unheimliche Gewalt des Hasses noch immer in Tolstoi steckte, und zu welchen Gewalttaten er sich immer noch fähig wusste. Freilich müssen wir dabei in Betracht ziehen, dass Tolstoi an seiner empfindlichsten Stelle getroffen war: seine heiligsten Besitztümer, seine Tagebücher, die niemand eingesehen hatte, und denen er seine heimlichsten Schwächen und seine höchsten Triumphe rückhaltlos anvertraute, waren eingesehen worden von Leuten, die er bodenlos verachtete. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diesem Ereignis auch eine der tieferen Ursachen ansprechen für Tolstois späteren Staatshass, wobei freilich jene, den Russen so geläufige Neigung mitspielen mag in den Missbräuchen, in der Karikatur einer Einrichtung, deren eigentliches Wesen anzusprechen.

Noch einmal kommt Tolstoi (bereits nach seiner Verlobung) in einem Briefe an die „Babuschka" auf dieses Ereignis zurück. Tolstoi hatte inzwischen dem Kaiser in Moskau persönlich eine Bittschrift in dieser Angelegenheit überreicht, und der Kaiser hatte durch einen Flügeladjutanten um Entschuldigung gebeten. Tolstoi betont in diesem Schreiben auch nur noch die Gleichgültigkeit, die durch das besagte Ereignis in ihm hervorgerufen worden sei:

„Ich befinde mich in der Lage eines Menschen, dem man auf den Fuss getreten hat, und der nun den Eindruck einer absichtlichen Beleidigung nicht loswerden kann und durchaus wissen will: ob man dies absichtlich getan hat oder nicht, und entweder Genugtuung will, oder nur, dass man ihm sagt: pardon! Ich bemerke jetzt schon bei mir selber alle die hässlichen

Instinkte, die mir von jeher so widerlich waren bei anderen: die Zensur verstümmelt mir einen Aufsatz, auf der Post geht ein Brief verloren, die Bauern kommen sich beklagen, dass man ihnen Land weggenommen habe, ich aber, ich bemühe mich schon nicht mehr wie früher darum, dass man den Artikel wieder freilässt, dass kein Brief verloren geht, und dass man den Bauern das Land zurückgibt. Ich denke vielmehr: Nun, so ist es nun einmal bei uns, kann denn bei uns irgend etwas anderes sein? Der Teufel mit ihnen! Man muss davonfliehen aus einem solchen Land! Man muss alles liegen lassen! Alles das, was ich da schreibe, ist dumm und eklig, ein Zeichen der Schwäche und Nichtigkeit, und ich weiss das, und möchte jetzt mehr denn je liebevoll und freundlich auf alles und jedes hinblicken!"

Die ganze Art, wie dieser Vorfall auf Tolstoi einwirkte, ist deshalb so ausführlich behandelt worden, weil hieraus in ergreifender Weise hervorgeht, mit welchen gewaltigen Leidenschaften dieser seelisch so unendlich reiche Mensch zu kämpfen hatte bei seinem rastlosen und stets aufrichtigen Streben nach Selbstvervollkommnung: immer wieder glaubt er über den Berg zu sein, da tritt ein Hemmnis von aussen in sein Leben, und aus seiner Seele, die er bereits in Gott ruhend glaubt in Liebe zu allen Menschen, bricht mit einem Male ein so gewaltiger Hass hervor und ein solcher Drang nach Gewalttaten, dass er sich traurig eingestehen muss, dass er noch unendlich weit vom Ziele ist. Glaubte Tolstoi damals in seinem mit beispiellosem Eifer und Energie durchgeführten Eintreten für die Rechte seiner Bauern, glaubte er mehr noch in seiner selbstlosen und unendlich liebevollen Hingabe an die Kinder seiner Bauern für immer Herr geworden zu sein der dunklen Mächte in sich, so genügte ein unerwarteter Eingriff in seine Häuslichkeit dazu, dass der längst überwunden geglaubte Barbar wiederum in ihm zum Vorschein kommt!

Am meisten erstaunt uns bei alledem die masslose Verachtung Menschen gegenüber, zu der sich Tolstoi hier so rückhaltlos bekennt. Denn schliesslich sind doch auch Polizisten und Kosaken Menschen, und man braucht nur ganz kurze Zeit in Russland gelebt zu haben, um zu begreifen, dass gerade sie die bedauernswertesten aller russischen Menschen sind: seelisch immer misshandelt, von niemandem bemitleidet, von oben getreten, von allen verachtet, bleiben sie einzig und allein angewiesen auf den Rausch des materiellen Wohllebens, das sie tiefer und tiefer versinken lässt in Selbstverachtung. Tolstoi hat aber leider nie aufgehört, Menschen zu verachten, nie hat er begriffen, dass jede Menschenverachtung nicht nur namenlos unintelligent ist: wir wissen doch nie und können niemals wissen, ob wir nicht, einem gleichen Werdegang unterworfen, genau so handeln und denken würden wie die, die wir verachten. Tolstoi hat nie begriffen, dass jede Verachtung von Menschen nur ein Ausnützen des Mitmenschen bedeutet zum Mittel dazu, einer Wollust des Geistes zu frönen: denn nichts anderes wollen wir ja, wenn wir einen Menschen verachten, als durch Vergleich mit ihm uns selber höher achten, als wir uns achten können nach dem Erlebnis von uns. „Wer einen Menschen schlägt, der schlägt sich selber," sagt der Brahmane. Und womit schlägt man schmerzlicher als durch Verachtung!

4

Bei alledem scheint es, als ob diesem begnadeten Menschen jegliches Schicksal zum Besten dienen musste, und es überhaupt für ihn keine zweifelhafte Lage geben konnte im Leben, aus der sein reicher Geist nicht irgendeinen Ausgang zu finden vermocht hätte zu höherem Tun. Zudem reihte eine unsichtbare Hand Tolstois Schicksale so aneinander, dass

seine stets auf schwerere Pflichten wartende Seele vor immer neue und höhere Aufgaben zu stehen kam, und so der rastlos strebende Mensch Tolstoi immer tiefere Einsicht gewann in das, was seine eigentliche Berufung ausmachen sollte.

Tolstoi war trotz aller gelegentlichen Entgleisungen ein in sich gefestigter Mensch, seine sittliche Lebensrichtung lag in aller Klarheit vor ihm, sein in seiner Anteilnahme am Leben um ihn herum in nichts gehemmter Geist sah unendliche Aufgaben vor sich; noch aber fehlte seiner Seele eine letzte Einsicht: die Einsicht, die allein innigste Gemeinschaft mit einem geliebten Weibe dem Manne zu geben vermag. Tolstoi neigte damals bedenklich dazu, die Menschen misszuverstehen. Er beurteilte sie zu ausschliesslich nach ihrer sozialen Einreihung. (Es war ihm bereits fast unmöglich, einen Nichtbauern für einen Nichtegoisten und Nichtheuchler zu halten.) Tolstoi kam so ganz unmerklich dazu, den Menschen zu verkennen, und er begriff die Gefahr. Beklagt er sich doch gerade in dieser Zeit darüber, dass ihn fast nie in Gesellschaft der Gedanke loslasse, er möchte dem Menschen unangenehm, ja unerwünscht erscheinen, vor dem er gerade stehe, und Tolstoi meint dabei nicht unrichtig, das komme wohl daher, dass er selber die Menschen so wenig nötig habe. Weil aber Tolstoi die Menschen so wenig nötig zu haben glaubte — und das ist ein Irrtum auch bei einem Genie und vielleicht gerade bei dem —, so mussten ihm ganze Offenbarungswelten der Menschenseele verschlossen bleiben, vor allem die, die seiner Seele fremdartig waren. Kein Genie ist je Menschenkenner gewesen, weil jedem Genie die allerverbreitetste Menschenart unverständlich bleiben muss: der gewöhnliche Mensch. (Und das Genie hat recht: sie, die Gewöhnlichkeit bei einem Menschen, ist auch nichts weiter als ein Missverständnis der eigenen Person. Kein Mensch ist gewöhnlich, er gibt sich nur so, wenn er nicht vorzudringen vermag in sich selber bis dahin, wo sein Ungewöhn-

liches, sein Einzigartiges, beginnt. Die Gewöhnlichen sind darum diejenigen, denen vor allem die Teilnahme der Menschen gehören sollte, mehr wie den Darbenden, welch letztere zudem nicht darben würden, wenn es keine Gewöhnlichen mehr gäbe.)

Dem Genie Tolstoi entging zeitlebens die weltenzusammenhaltende Macht der Gedankenlosigkeit. Ihm, dem ein tragisches Schicksal frühe schon unerhörten Tiefblick gewährt hatte in die Zusammenhänge des Menschendaseins, ihm, der, solange er atmete, lebte auf dem Hintergrund einer namenlosen gesellschaftlichen Schuld, die er durchaus für seine persönliche hielt, unverständlich blieb es ihm zeitlebens, dass die allermeisten Menschen die wirtschaftlich-gesellschaftlichen Einrichtungen, in die sie hineingeboren und hineinerzogen wurden, doch einfach kritiklos übernehmen aus Ehrfurcht vor denen, die sie lieben, und denen sie Dank schuldig sind. Unverständlich blieb es Tolstoi, dass, wenn auch den Einrichtungen, in denen sich die Menschen bewegen, die Knechtung des Menschen durch den Menschen zugrunde liegt, die Menschen selber doch, auch die, die Vorteil haben von diesen Einrichtungen, persönlich von höchster Selbstlosigkeit sein können — wenigstens einstweilen noch, wo wir eben erst beginnen zu begreifen, dass und wie wir sündigen auch an den Menschen, zu denen wir keinerlei persönliche Beziehungen unterhalten. (Mir persönlich will es dabei scheinen, mag man mich ruhig einen Philister heissen, als ob tatsächlich die Menschen hier, in ihrer sozialen Blindheit, einem höheren Interesse dienten. Ganz augenscheinlich bleibt es doch für das sittliche Gedeihen der Menschheit einstweilen noch wichtiger, dass Ehrfurcht, Dankbarkeit nicht aussterben unter den Menschen, als dass alle Menschen satt zu essen haben. Natürlich halte ich darum, und gerade darum, soziale Aufklärung, und darunter verstehe ich Erkenntnis dessen, was wir wirklich tun, für eine unendlich

wichtige Aufgabe, und das um so mehr, als wir uns so der Hoffnung hingeben können, dass die Menschheit einstmals aus allen sozialen Disharmonien hinaus hingelangen wird zu endlichem Heil, — ohne die höchsten Güter eingebüsst zu haben, die sie auf dem Wege zu ihm sich erworben hatte, und das ist die Liebe, die Ehrfurcht und die Dankbarkeit —, wenn sie auch einstweilen noch unter gewissen Verhältnissen unserer sozialen Erkenntnis im Wege stehen!) Das Missverstehen aber der Gedankenlosigkeit im gesellschaftlichen Dasein der Menschen, das Nichtbegreifenwollen des Unbewussten in unseren sozialen Sünden, hatte sich bereits in der Zeit, von der wir hier reden, hemmend auf Tolstois künstlerisches Schaffen gelegt: er brachte es nicht mehr fertig, ein Mitglied der besitzenden Klasse als aufrichtigen Menschen zu erleben. Es klafft hier, wir betonten es schon, eine gewaltige Lücke in Tolstois Kunstwerk, und die birgt dabei noch eine grosse Gefahr für den Menschen Tolstoi: ihm droht so Verkleinerung seines Weltenbildes und nie aussetzende Veranlassung zum Hochmut. Beidem entzog sich Tolstoi noch in allerletzter Stunde durch die Liebe zu seiner Braut und Gattin. Sie lehrte ihn, dass reines Menschentum nicht sozial-revolutionär zu sein braucht, dass es sich vielmehr ausleben kann auch in dem Rahmen, in den es der Schöpfer gerade stellte. Die grossen elementaren Beziehungen der Menschen zueinander gingen Tolstoi erst auf in der Ehe: die Beziehungen des Gatten zur Gattin, der Eltern zu den Kindern. Tolstois Künstlerseele hatte wohl im stillen auf diese Erleuchtung gewartet: Gleich warf sie die letzten Fesseln von sich, die sie noch fern gehalten hatten der fraglosen Liebe zum Menschen, und strömte sich nun anderthalb Jahrzehnte lang aus in einer unbegreiflichen Fülle von dichterischen Nachbildungen des Lebens, uns allen so die Möglichkeit gewährend, auch unser Dasein tausendfach zu erweitern, es tiefer und tiefer zu erfassen, und somit auch mehr

und mehr den Menschenschicksalen um uns herum gerecht zu werden in ergriffener Anteilnahme.

Und einen so unbegreiflichen Reichtum schüttete dieser gottbegnadete Dichter aus über die schönheitsdürstende Mitwelt in den Jahren seiner Vollkraft, dass er dann hätte zusammenbrechen müssen, nach einer Leistung, die weit hinausging über Menschenkraft, dass Tolstoi hätte fliehen müssen aus dieser Welt des Nachbildbaren, die er schaffend ausgeschöpft hatte bis an die Grenzen des Unendlichen, wenn er nicht damals den Weg gefunden hätte zu Gott. Und der einzige Fehler, den dieser Dichter und Gottsucher beging, war der, dass er, als er sein Tagewerk in Weltendeutung getan, und bereits ruhte im Geiste bei Gott, ahnend den letzten Sinn dieser wunderbaren Welt, dass er dann noch nicht lassen wollte davon, die Menschen zu lehren, nicht lassen wollte davon, den Menschen, denen er die Welt gedeutet hatte in ihrer unfassbaren Fülle, die Welt noch einmal zu deuten ausschliesslich nach jenen Rettungsgedanken, an die sich seine Seele geklammert hatte, als sie zusammenbrechen wollte unter dem Grausen vor ihrem gottähnlichen Wirken. Dieser begnadete Dichtermensch, der nie etwas besitzen zu dürfen glaubte, wenn er es nicht auch gleich fortschenkte an alle anderen Menschen, er wollte eben auch nicht seine Rettung aus schwersten Seelennöten für sich allein behalten: auch sie schenkte er gleich allen hin, und er vergass dabei — wie er nie einen Unterschied anerkannte zwischen sich und allen anderen Menschen —, dass sie, die anderen, doch gar nicht die Leistung hinter sich hatten, an der er selber nachträglich zusammenzubrechen drohte, als ihm Gott zu Hilfe kam, und dass mithin das, was ihm Rettung war — und nur in einem Sichbeschränken auf ganz bestimmte Weltenausblicke bestehen konnte —, dass dies den anderen, den noch nicht bis zur Grenze der menschlichen Kraft Erprobten, nur Hemmschuh sein musste und Weltenverkleinerung. Das

war der einzige Irrtum dieses begnadeten Dichtermenschen. Ein vornehmer Irrtum ganz gewiss! Und dass Tolstoi in ihn alles das hineintrug, was noch Unüberwundenes war an Allzumenschlichem in ihm, wer will ihm das vorwerfen, ihm, den nie schlummernde Anteilnahme an den Menschen und nie rastendes Schaffen für sie keine Zeit dazu liess, die eigenen Kleinlichkeiten überhaupt zu beachten!

Mit der Mutter seiner Frau — ihr Vater, der Gutsbesitzer Isleneff, war ein Nachbar und guter Freund von Tolstois Vater — hatte, wie bereits erwähnt, Tolstoi als Kind gespielt. Als sie dann später den Hofarzt Bers geheiratet hatte, war Tolstoi dort viel im Hause und sah auch die Kinder heranwachsen. (Wir erwähnten Tolstois Besuche bei Bers nach dem Krimkriege und dann wiederum nach seiner Rückkehr von der zweiten Auslandsreise.) Im Sommer 1862 weilte nun die ganze Familie Bers in Jasnaja Poljana bei Tolstois Schwester mehrere Tage zu Besuch, auf der Fahrt nach dem Gute des alten Isleneff. Dahin reiste Tolstoi einige Tage später nach, und hier kam es denn zu jener Liebeserklärung in Anfangsbuchstaben, die Tolstoi in der „Anna Karenina" schildert. Als dann die Familie Bers bei Moskau aufs Land zog, reiste Tolstoi auch dahin nach, war dort täglicher Gast und galt allgemein als Freier der ältesten Tochter (Sofie Andrejewna ist die zweitälteste). Am 17. September (1862), am Namenstag von Sofie Andrejewna, übergab ihr Tolstoi einen Brief, der den Heiratsantrag enthielt. Sofie Andrejewnas Vater hätte nun gern die älteste Tochter zuerst verlobt gesehen und zögerte darum etwas mit der Einwilligung.

Aus der Zeit, da Tolstoi auf Freiers Füssen ging, stammen folgende Tagebucheinträge — ich trenne sie äusserlich voneinander —: „Ich fürchte mich. Wie? Wenn auch dies nur das

Verlangen nach Liebe ist, nicht aber die Liebe selber? Ich bemühe mich, nur auf ihre schwachen Seiten zu blicken — und dennoch liebe ich sie!"

„Ich erhob mich frisch mit besonders leichtem Kopf. Ich schrieb flott, nur der Inhalt war arm. Dann ward es mir so traurig, wie es mir lange nicht zumute gewesen ist. Ich habe keine Freunde mehr. Ich bin allein. Ich hatte Freunde, als ich dem Mammon diente, und habe keine mehr, seit ich der Wahrheit diene."

„Ich ging zu Bers nach Pokrowskoje zu Fuss. Ruhig, gemütlich. Sonja gab mir eine Novelle zu lesen. Was für eine Energie der Wahrheit und Gerechtigkeit! Sie quält das Unklare. Alles las ich ohne Aufregung, ohne ein Zeichen der Eifersucht oder des Neides: nur ‚das ungewöhnlich unsympathische Aeussere' und die ‚Unbeständigkeit im Urteilen' das sass fest. — Ich beruhigte mich, das alles war nicht von mir geschrieben."

„Ich stand wie immer in Trübsinn auf. Ich sann darüber nach, eine Gesellschaft für Lehrlinge zu gründen . . . Widerliche Fratze, denke doch nicht an Heirat! Dein Beruf ist ein anderer — und es ward dir darum viel gegeben!"

Die Empfindungen des Bräutigams Tolstoi hat wohl der Dichter im Bräutigam Levin in „Anna Karenina" zum Ausdruck gebracht. Wenigstens den allgemeinen Geist dieser reichen, tiefbewegten Bräutigamszeit. Und wie Levin seiner Kitty, so hat auch Tolstoi seiner Sonja vor der Hochzeit sein Tagebuch zum Lesen gegeben, das die schonungslose Beichte seines Junggesellendaseins enthielt. Tolstoi konnte wohl nicht anders handeln. Er hätte sonst an seiner Braut ein Unrecht zu begehen geglaubt. Sein mit der wirklichen Welt nicht rechnen wollender Wahrheitsfanatismus erinnert hier durchaus an den Fichtes, als der seiner todkranken Frau den Tod ihres Kindes mitteilen wollte, und auf die Warnung des Arztes, es könnte

dies der Gattin das Leben kosten, einfach antwortete: „Sie soll sterben, wenn sie nicht mehr die Wahrheit zu ertragen vermag!" Ich persönlich kann in solchem abstraktem Wahrheitsfanatismus auch bei Tolstoi nur einen Mangel erblicken: sein Unvermögen, die Seele des Menschen, den er liebt, für sich selber leben zu lassen, auch vor ihm und jenseits aller Rückbeziehung auf seine Person. Ein blosses Phantom wird hier aus Voreingenommenheit über den lebenden Menschen gestellt. Und darin hat von jeher die Erbsünde des Doktrinarismus bestanden. Aus dem konnte aber Tolstoi niemals sich retten, weil er — die Gründe suchten wir oben anzudeuten — eine typische Auffassung der eigenen Person hegte: Tolstoi sah in sich den Menschen, und darum gelangte er niemals hin zu letzten menschlichen Rücksichten da, wo er sich nicht auf seinen Instinkt verliess (welch letzterer ihn freilich auch hier unfehlbar sicher führte, was wir allein schon daraus ersehen, dass sich überall die allerverwundbarsten Seelen Tolstoi öffneten: die Seelen von Kindern, jungen Mädchen, heranwachsenden Knaben). Tolstois Menschenliebe wird erst blind, wenn sie zu reflektieren anfängt: dann tritt der Mensch Tolstoi vor sie hin mit allen seinen Beschränktheiten, der Mensch, dessen Tragik gerade darin bestand, dass er dem Bewussten in sich den Vorzug gab vor dem Unbewussten, und dabei doch nur in letzterem mächtig war und hellseherisch wie ein Gott. Tolstoi hätte sich selber sagen müssen, dass ein sorgsam erzogenes und darum rein gebliebenes junges Mädchen nicht Kenntnis erhalten konnte von dem, was wir Junggesellenleben nennen, ohne in ihren heiligsten Vorstellungen irre zu werden. Tolstoi hätte sich dazu noch sagen müssen, dass der schonungslose Seeleneingriff, der in solcher unvermittelter Aufklärung liegt, hier um so verletzender wirken musste, als diese peinliche Erkenntnisbereicherung zunächst dem Manne gegenüber in Wirkung trat, dem sich das keusche Mädchenherz zuerst er-

schloss. Tolstoi hätte doch so viel Zutrauen zu sich selber haben müssen, um, nachdem er einmal sich verlobt hatte, auch dessen gewiss zu sein, dass das alles, was er hier vor der jungen Braut schonungslos ausbreitet, nun ein für allemal vorüber sei für ihn. Er hätte seinen Schmutz bei sich selber enden lassen müssen. Er hatte kein Recht dazu, ihn abzuwälzen auf andere, die schuldlos waren an ihm, um sich dann von ihnen — wenn auch unbeabsichtigt — die Gewissenslast tragen zu helfen unter dem Vorwande: die Aufrichtigkeit verlange das. Das ist zudem auch eine ganz falsche Berechnung: denn ob es einem ernst ist mit einem sittlichen Entschlusse, das kann man doch nur in sich selber erleben. Solches zu erleben war aber damals unendlich erleichtert für Tolstoi durch das fraglose Vertrauen dieses ganz reinen jungen Mädchens. Demgegenüber erscheint diese äusserliche Probe auf Sinnesänderung — wenn sie auch unbewusst vorgenommen wird — durchaus unverständlich. Leider hat aber Tolstoi — nicht als Dichter, wohl aber durchgehends als Prophet, und darin ist er wahrhaft alttestamentarisch — abstrakt sittliche Gebote grundsätzlich über den wirklichen Menschen gestellt und so der fraglosen Menschenliebe den Zugang gewehrt zu seinem Lehrgebäude. Und das ist so augenfällig, dass es bloss dem entgehen kann, der Tolstois kritische Schriften entweder nicht kennt, oder nicht über sie nachdenken will, weil ihn der Wille nach Reinheit kritiklos macht. (Ein sehr gefährliches Beginnen!)

Natürlich hat Tolstois brutale Offenheit wie ein Blitzschlag gewirkt auf Sofie Andrejewna: Tage und Nächte lang hat sie geweint und ernsthaft daran gedacht, das Verlöbnis aufzuheben. Tolstoi selber hat indes nie daran gezweifelt, dass er so handeln musste. (Die Leiden seiner Braut nahm er wahrscheinlich hin als nachträgliche Busse für sich. Er hätte indes hierbei bedenken sollen, dass wir den Mitmenschen auch nicht zum Mittel unserer Busse und Reinigung missbrauchen dürfen.

Das ist vielleicht vor Gott der schlimmste aller Missbräuche des Nächsten!)

Die Hochzeit fand bereits eine Woche nach der Veröffentlichung der Verlobung am 23. September (1862) in der Hofkirche im Kreml statt. Gleich nach der Trauung fuhren die Neuvermählten im Reisewagen nach Jasnaja Poljana, wo sie von Tolstois Bruder Sergej und der alten Tante Jergolsky empfangen wurden.

Wir halten es hier für unsere Pflicht, noch einige Worte dieser herrlichen Frau zu widmen, die von früh auf verkannt und in den letzten Jahren in weitesten Kreisen getadelt und verleumdet, ohne alle Pose still und eisern pflichtgetreu in unvergleichlicher Weise die ungeheuer schwere Aufgabe löste, die Gattin eines Genies zu sein. Tolstoi selber hat stets rückhaltlos anerkannt, dass er nie imstande sein werde, seiner Gattin die Dankesschuld abzutragen. Und wenn er die Gattin schliesslich verlassen hat und, wie es jetzt feststeht, schon zwölf Jahre vor seinem Tode entschlossen war, sie zu verlassen, so hat ihn dazu wiederum jene abstrakte Moral verführt, jener unselige, wohl in Tolstois positivistischer Geisteserziehung begründete Hang dazu, an seinem Erlebnis, das bei ihm im wesentlichen gefühlsbetont auftrat, vor allem die Verstandesseite zu berücksichtigen, und so schliesslich die überreiche Fülle seines Erlebens dürren abstrakten Geboten unterzuordnen (wobei er niemals begriff, dass er diese Gebote doch erst ganz bestimmten, so nie wiederkehrenden Einzelentscheidungen in seinem Leben entnommen hatte, und dass sie darum doch nicht ohne weiteres auf andere ebenso einzigartige Lebensverhältnisse passen können). Tolstois unseliger Hang zu abstrakten Moralgeboten, der ihn nie herauskommen lassen sollte aus dem Zwiespalt seiner Empfindungen (das heisst aus

einem vermeintlichen: tatsächlich war in Tolstois Empfindungen niemals ein Zwiespalt, er deutete nur einen solchen in sie hinein, indem er sie mass an absoluten moralischen Massstäben). Zu dieser letzten Sünde an der getreuen Gattin verführte Tolstoi derselbe unselige Hang zu abstrakter Moral, der ihn schon als Bräutigam der Braut das Bekenntnis seiner Jugendsünden in die Hand drücken liess. Man möchte dabei geradezu, wenn man nicht davon lassen will, dem Herrgott in die Karten zu sehen, behaupten: e i n e Unvollkommenheit musste dieser überlegene Geist haben, damit er nicht in den Himmel hineinwachse. Und diese Unvollkommenheit an ihm war vielleicht eben seine Neigung zu abstrakter Moral. Es verbarg sich hier ein furchtbarer Geisteshochmut, oder vielleicht besser gesagt, ein solcher noch nicht restlos überwundener ward genährt in Tolstoi durch seinen Hang zu abstrakter Moral, die ihn die Fülle des Lebens unterordnen hiess den dürren Geboten der Logik.

Diesem unseligen Irrtum glaubte Tolstoi schliesslich auch noch seine Gattin opfern zu müssen, in allerletzter Stunde, als nicht mehr sehr gesunde Zweifel an der Richtigkeit seiner Lehre ihn zurückhielten bei den Seinen. (Nicht Mangel an sozialem Opfermut liess Tolstoi bis knapp vor seinem Lebensende bei den Seinen verharren. Diese Erklärung ist einem Tolstoi gegenüber viel zu billig, und er selber verleumdet sich nur aus falscher Demut, wenn er sich hier eines Mangels an sozialem Opfermut bezichtigt. Zweifellos wäre es ihm ein Leichtes gewesen, als Bauer unter Bauern zu leben, und das wäre zudem noch ein unerhörtes Glück für ihn gewesen, wenn er dabei Gewissensruhe hätte erwarten dürfen.)

Tolstoi hat hiermit und wohl überhaupt unendlich schwer an dieser Frau gesündigt, aber er wusste eben nicht, was er tat. Er sündigte reinen Herzens. Sie aber, sie litt wie eine Heldin ihr Leben lang: Die liebende Frau will ja des Mannes un-

geteilte Liebe — und dabei muss des Dichters Gattin ihres Gatten Liebe teilen mit jedem geprügelten Hunde! Sofie Andrejewna aber gewann es nicht nur über sich, nicht eifersüchtig zu sein auf die ausserhalb ihrer Person liegenden, künstlerischen und geistigen, Interessen ihres Mannes — und das ist bereits etwas sehr, sehr Seltenes —, sie war vielmehr dem Gatten die treueste Gehilfin bei allem seinem ins Weltenganze hinaus gerichteten Schaffen. Sie schrieb nicht nur selber — und stets mehrere Male — die ungeheuren Manuskripte ihres Mannes ab (welchen Anteil sie an deren Redaktion nahm, wissen wir nicht, doch ist ein solcher Anteil zweifellos), sie schuf vor allem dem geliebten Gatten jenen Dunstkreis der Ruhe und Harmonie, die den, seinem innersten Wesen nach überreizbaren Künstler allein in den Stand setzt zum Schaffen. Zweifellos hätte Tolstoi ohne diese stete Sorge seiner Gattin nur einen kleinen Bruchteil vollenden können von seinem gewaltigen Werke. Und als dann Sofie Andrejewnas Gatte nach anderthalb Jahrzehnten eines übermenschlichen Schaffens jenen furchtbaren Zusammenbruch erfuhr, aus dem er sich nur noch aufzurichten vermochte, indem er sich ausschliesslich religiös-sittlichem Schaffen zuwandte, auch da ist ihm die Gattin unentwegt liebend und treu zur Seite gestanden, voller Ehrfurcht für alles, was den Gatten bewegte (weil sie wusste, dass er immer restlos aufrichtig war, und dass er niemals aufhörte, nach bestem Wissen Vollkommenheit zu erstreben), wenn sie auch, die Gattin, nicht einverstanden sein konnte mit allen den Wegen, auf denen der Gatte seiner Vervollkommnung entgegenschritt. Und wenn einige Kritiker Sofie Andrejewna Unverständnis vorwerfen für ihres Mannes Schaffen — Unverständnis, dessen Möglichkeit sie selber niemals leugnete —, so sollten sie sich einmal die Frage vorlegen, ob man wirklich, wenn man aufrichtig ist, einverstanden sein muss mit allem, was Tolstoi lehrte nach seiner Bekehrung, ob

wirklich auch nur ein Mensch einverstanden sein kann mit allem, was Tolstoi damals lehrte, ausser Tolstoi selber, der das alles erlebte (und es als Notwendigkeit erlebte für sich, um überhaupt leben zu können bei seinem Tiefblick für menschliches Leiden und bei der sozialen Schuld, die er ständig auf sich lasten fühlte), ausser Tolstoi, der auch die zahllosen Widersprüche, die sein Lehrgebäude durchsetzen, als Notwendigkeit erlebte für sich selber, und dabei wähnte, das alles sei Notwendigkeit auch für alle anderen Menschen (weil er nie einen Unterschied zu machen vermochte zwischen sich und den Menschen und dabei als bewusstes Genie überzeugt war, den Menschen so eher zu schmeicheln, als ihnen unrecht zu tun, wobei er nur seinen unseligen Hang zur Selbstverleumdung vergass). Wer konnte aber besser verstehen und begreifen als Sofie Andrejewna, Tolstois liebende Gattin, der er sich anvertraute wie keinem anderen Menschen, wer konnte besser begreifen als sie, wie sehr ihres Gatten Lehre Bedürfnis war für ihn selber? Damit allein war ihr das, was der Gatte verkündete, Gegenstand höchster Ehrfurcht. Aber ihre Seele, ihre gerade, von nie rastender Sorge um Mann und Kind erfüllte Seele, die keine sozialen Sünden auf sich lasten wusste, ihre Seele, deren Leben e i n e Pflichterfüllung gewesen war, seit sie zuerst zu bewusstem Leben erwachte, sie musste für sich selber wählen. Und es ward ihr darum natürlich und selbstverständlich — was ihre Richter nicht begreifen —, dem Gatten in unveränderter Liebe und Verehrung zugetan zu sein und dabei doch in den Fragen über Gott und die Welt ein anderes Erlebnis zu haben und zu bekennen wie er, und festzuhalten an diesem Erlebnis: Gottes Offenbarung zu verehren in ihm, trotzdem es anders war als des Gatten Erlebnis.

Ich weiss nicht, wie weit eine gewisse russische Gesellschaft noch gehen wird in ehrfurchtslosem Herumstöbern in dem ehelichen Verhältnis dieser Mustergatten. Das aber weiss ich ge-

wiss, dass alles, was sie, die Ehrfurchtslosen, hier auch finden könnten, sofern sie es nur richtig deuten, nur dazu dienen kann, die Dankesschuld der Kulturwelt an Sofie Andrejewna zu erhöhen: sie hat dem reizbarsten aller Genies jene warme, restlose Liebe und jene nie ruhende, sich selber vergessende Anteilnahme gegeben, der allein die unsterblichen Werke entspringen konnten, die heute bewundert werden von einer Welt. Sofie Andrejewnas Gegner sollten einsehen, dass sie des toten Meisters Gedächtnis lästern, wenn sie es an Ehrfurcht ermangeln lassen vor seiner von ihm selber stets über alles geliebten Gattin. —

Ende des ersten Bandes

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt